DER KAMPF IM SÜDEN

AFRIKANISCHES HELDENTUM

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
916.8
B63k3

Afrikanisches Heldentum

Forscher
Völker und Kulturen
eines Erdteils

Herausgegeben
von Leo Frobenius

*

Der Kampf im Süden

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLI
URBANA

Von

Kurt von Boeckmann

Mit 6 Bildern, 9 Leisten
und 2 Vignetten von Fritz Wittlinger
sowie einer Karte

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig

Sonderveröffentlichung
des Forschungsinstitutes für
Kulturmorphologie zur Vertiefung
kulturwissenschaftlicher
Anschauung

Dritte Auflage

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten / Copyright 1923 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft / Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

916.8
B63 k3

Inhaltsverzeichnis

Landschaft 9

Sterben 23

Die Tiere 25

Der Mensch der alten Zeit 30

Dulden 71

Betschuanenvölker 73

Der Missionar 78 — Der Bur 86 — Der Häuptling 90 — Der Zauberer 100 — Der Führer 109

Das Lundareich 154

Fürsten und Völker des Grenzlandes 154 — Der kaiserliche Hof 195 — Die erythräische Kultur 243

Kampf 271

Kaffernvölker 275

Hottentotten 289

Herero 309

Kulturen im Kampf 321

760625

Arno Rüger gewidmet

Landschaft

Karoo.

Drei Landmassen ragen auf unserem Erdball in die Öde des Südmeeres hinaus: die amerikanische Nadel, die australische Scheibe und der afrikanische Keil.

Von herber Größe ist das Landschaftsbild dieser dem Bannkreis der Polarstarre nahegerückten Gebiete. Wie das bunte, üppigverschlungene Wirbelspiel des Lebens blasser, stiller und lockerer wird, wenn es von äquatorialen Höhen in die Kältewellen der Eiswelt hinabgleitet und zuletzt mit wenigen, klar und hart in die Landschaft gestellten Formen ausläuft, so ebbt auch das Oberflächenbild des Festlandes ab, je weiter es nach Norden und Süden rückt. Aus Bewegtheit wird Ruhe, aus Willkür Sammlung, aus Pracht Monumentalität, aus der Vielheit die einzelne, schärfer hervortretende Linie oder Fläche.

Deutlich ist dieses Zusammenrücken der geologischen Formen auf der Südhälfte des Erdballs zu erkennen. Amerika zeigt den senkrechten Strich der westlichen Anden schroff aus der Fläche der östlichen Ebenen aufsteigend, Australien ein

flaches, sattelartiges Binnenland zwischen einem niedrigen westlichen und einem hohen östlichen Bergband, Südafrika aber ein Terrassen- und Tafelland von stärkster Einheit der Form und großartiger Wucht.

Ziehen wir eine Linie von Benguella im Westen nach Mosambik im Osten, also etwa dem dreizehnten Grad südlicher Breite entlang, so haben wir zwischen diese beiden Schnittpunkte und das Gutehoffnungskap im Süden denjenigen Teil des afrikanischen Kontinents eingespannt, den der Geograph als Südafrika bezeichnet.

Die physikalische Struktur dieses Gebietes ist ebenso einfach wie großartig. Südafrika ist ein mächtiges Tafelland von majestätischer Einförmigkeit. Nach Norden geht es mit unbestimmter Grenze in die Wald- und Wasserzüge der Tropenregion über, nach dem Atlantischen und dem Indischen Ozean aber senkt es sich in gewaltigen Terrassenstufen herab, die in einer meist schmalen, streckenweise ganz unterbrochenen, nur in Mosambik größere Tiefe erreichenden Küstensohle auslaufen.

Diese Terrassen umziehen das flache Hochland des Innern wie eine Bastion. Man kann Südafrika, vom Meere aus gesehen, mit einer riesigen Festung vergleichen, die verschiedene, übereinander gelagerte Glacis zu den Ozeanen herabgeschoben hat. Jedes dieser Glacis hat landschaftlich, klimatisch, botanisch, zoologisch und in verschiedenen anderen Richtungen seine besonderen Eigenschaften.

Auf die im Süden und Osten immergrüne, im früheren Deutsch-Südwest aber dünenartige Niederungssohle der Küste folgt ein abschließender Hügelkranz, der zur ersten Plateaustufe hinaufführt. Diese Stufe, im Süden, dem eigentlichen Kap-

land, das Kleine Karoo genannt, ist eine fast baumlose Strauchsteppe, die je nach der Jahreszeit zwischen wüstenhafter Öde und üppigem, wild und reich wucherndem Blütenzauber zu wechseln vermag. Hinter diesem Streifen steigt dann der zweite Zug abschließender Berge auf, diesmal schon größere Höhen bis zu zweieinhalbtausend Meter erreichend. Hat man auch diese Stufe erklommen, so steht man auf dem zweiten hohen Felssims (im Süden das Große Karoo genannt), das im allgemeinen nur noch Halbstrauchbestände und Buschformationen aufweist. Am inneren Rand dieses Simses steht nun die dritte Bergbarriere, die zur letzten und höchsten Stufe hinaufführt, einem Hochflächensaum, der nur noch Grasebenen aufweist und sich allmählich in das Becken des inneren Tafellandes niedersenkt. Besonders klar ist diese Terrassenformation im Kapland, vor allem zwischen dem Olifant- und Sundayfluß ausgebildet; weiter nach Osten und Westen wird sie undeutlicher, ohne jedoch ihre Merkmale als Terrassenland zu verlieren.

Auf dem inneren Hochland unterscheiden wir wieder drei große Bezirke. Von Norden her schiebt sich über den Okawango und Sambesi hinaus zentralafrikanischer Wald keilförmig in die südafrikanische Hochfläche herein. Dieses Gebiet wird geographisch zu Südafrika gerechnet. Landschaftlich fällt es aus dem Rahmen der übrigen Teile mit seiner fast schon tropischen Vegetation so stark heraus, daß es wie ein Fremdkörper wirkt und bei der landschaftlichen Darstellung Südafrikas zunächst außer Betracht bleiben muß. Der dann verbleibende Teil des inneren Hochlandes gliedert sich wieder in zwei Unterbezirke, im Westen die wasserarme Kalahari, im Osten ein Steppenland. (Vgl. die Karte.)

Die Berge Südafrikas haben eine merkwürdige Eigenart. Sie streben nicht nach oben, sondern in die Breite. Auch dort, wo sie, wie in den Drakensbergen, bedeutende Höhen bis zu dreitausendsiebenhundert Meter erreichen, zeigen sie eine Neigung zur Horizontalen: es sind im ganz wesentlichen Tafelberge. Dieses ganze gewaltige Gesims von Bergzügen, das die Küste konzentrisch begleitet, ist nichts als eine bald stärker, bald schwächer unterbrochene Tafellandmasse aus meist horizontal geschichtetem Schiefer, Sandstein und Kalk. Bald bleibt die alte Horizontalschicht rein erhalten, bald ist sie durch Erosion, Denudation oder durch vulkanische und tektonische Vorgänge in Brüche und Falten zerfallen, so daß isoliert aufgeschichtete Flachberge, wie der bekannte Tafelberg bei Kapstadt, Sättel, Mulden und Becken oder sogar Spitzenformationen entstehen. Diese letzteren geben dem Süden und Westen des Landes eine besondere landschaftliche Note. Man nennt sie Spitzkopjes oder Praamberge, wenn zwei von ihnen nebeneinander auf gemeinsamem, noch nicht zerstörtem Horizontalsockel aufragen.

Dieses teilweise alpin zerklüftete Tafelgesims ist nun durch sogenannte Kloofs auch radial gespalten. Es sind dies enge, oft klamm- oder kanonartige Quertäler, durch die sich viele der Gewässer des Binnenhochlandes den Weg zum Meere gebahnt haben.

Man sollte meinen, daß diese schwer zernagten archaischen Gesteinsformen, das Terrassenprofil und die Durchbrüche der Kloofs der Landschaft einen lebhaft bewegten, durch viele Spielformen reich gegliederten, ja romantischen Charakter geben. Dies trifft nur für verschwindend kleine Teile des Landes zu, wie die Umgebung von Kapstadt und die Berge

des Manika- und Basutolandes. Das vorherrschende Zeichen dieser Landschaft im ganzen aber ist immer wieder nur das einer großen, stillen, durstenden Einförmigkeit.

Wenig Wasser, wenig, oft dürftiges Grün, wenig Wald, und wenn, dann meist kümmernd, auf Hunderte von Kilometer die gleichen eintönigen Rhythmen der geologischen Formen. Zwischen dem vierunddreißigsten und achtzehnten Grad südlicher Breite ändert sich die Pflanzenwelt weniger als auf der nur halb so langen Strecke von Havre nach Barcelona. Zwölfhundert Kilometer Fahrt bringen in Südafrika weniger Abwechslung als dreihundert in Europa oder Amerika.

Wenn die Farbe nicht wäre, dann könnte dieses Land in Trostlosigkeit versinken. Sie allein streut Leben über den willig ihre Töne widerstrahlenden Granit und Gneis, Porphyr und Basalt, Sandstein und Kalk. Trockenheit und Klarheit der Luft steigern ihre Glut besonders in den Morgen- und Abendstunden zu gewaltigen Farbensymphonien. Aber auch sie, das lebendigste, wechsel- und verbindungsreichste Gestaltungselement unserer Erde, vermag das starre Wesen dieser Landschaft nicht zu brechen, ja, es erliegt ihm sogar. Die ununterbrochene Sonnenpracht der acht Monate währenden südafrikanischen Sommerzeit fließt auch wieder nur in den Bann erdrückenden Gleichmaßes hinüber. Die Monumentalität verliert ihr Leben, sie wird starr, bedrückend, öde. Sie ist in ein Übermaß gesteigert, das nicht mehr belebt, sondern lähmt, nicht mehr Freude weckt, sondern Unmut, Langweile, ja Haß, wenn unter diesem majestätischen Naturspiel die spärlichen Wasser des Bodens versiegen.

Südafrika ist ein Land des Übermaßes, ist ein eintöniges

Land. So, wie das Tafelgebiet der Mitte nur eine ungeheure Ebene ist, der auch vereinzelte Hügelreihen, Tafelberge und Kopjes nichts von ihrem gleichmäßig ausfließenden Horizontalcharakter zu nehmen vermögen, so sind auch die das Binnenland säumenden und zur Küste niederführenden Bergstufen keine Gebirge im Stil unserer Alpen, keine Gesteinsmassen, die bald grob und starr, bald fein und beschwingt Auftrieb zum Äther atmen, die Senkrechte verkörpern, sondern nur immer wieder in die Erdrinde verklammerte Formen der Wagrechten. Zwar fehlen auch die vulkanisch nach oben gepreßten Gesteinsbildungen in diesem Lande nicht, doch erscheinen sie im ganzen Verlauf der Formation nur als Einschaltungen in einem ungeheuren Horizontalkranz, der in mühseliger Auswaschungsarbeit von vielen Jahrtausenden aus einer früher die heutigen Spitzen verbindenden riesigen Quermasse allmählich nach unten herausgenagt ist, auch dort, wo seine Simse mit Höhen unserer Alpenriesen wetteifern.

Nicht nach oben strebt daher diese Bergwelt. Kein Auftrieb reißt das Auge zur Höhe und läßt es an kristallscharf markierter letzter Spitze sehnend, aber auch erkennend haften. Immer wieder gleitet der Blick seitlich in die Horizontale ab, in deren verkleinernden Fernen er sich unsicher verliert.

Großartig ist diese Landschaft, wahrhaft monumental in der Geschlossenheit ihrer Formen und den Maßen ihrer Teile. Aber es ist eben eine Monumentalität des Übermaßes.

Mitten in diesem Übermaß steht nun der Mensch. Diese Landschaft ist ein Teil seiner Umwelt. Wie das Ganze der Umwelt wirkt auch der Teil in den Menschen hinein, belebend

oder lähmend, weitend oder engend, bereichernd oder verärmernd, Richtung gebend. Wie äußert sich diese Beziehung hier?

Es gibt in Südafrika nur ein einziges Volk, das dieser Landschaft Herr geworden ist, das in ihre Wucht völlig hineinwuchs, aus ihr Leben, Weitendrang, Reichtum, Richtung ins Große zog. Nur deshalb gelang ihm dies, weil es sich vor dem Geist dieser Landschaft beugte, weil es sich allen Reizen der Umwelt willig hingab, die Gegenkraft des Intellekts verkümmern ließ, selbst ein Stück Natur wurde. So weit ist dieses Volk den Verschmelzungsweg mit der Natur gegangen, daß es uns Menschen des Intellekts unverständlich wurde. Unverständlich bis zum Haß. Heute ist dieses Volk tot. Es starb durch uns, bevor wir noch seinen merkwürdigen Kulturgang erkannt hatten.

Alle anderen Völker Südafrikas, in denen menschlicher Eigenwille lebt, stehen im Kampf mit der Natur. Ungleich ist dieser Kampf. So gerät die Auflehnung der Menschen ins Tragische. Denn sie müssen erlahmen. Keine ihrem Geist erreichbare Größe, keine noch so heiße innere Wucht des Blutes, keine noch so hoch gespannte Seelenkraft vermag die dämonisch bannende Kraft dieser Landschaft zu brechen. Immer wieder wird der Kampf aufgenommen, immer wieder endet er in Resignation. Und dann ist es um den Menschen geschehen. Der Weg in die Natur ist ihm durch den Fluch früheren Eigenwillens und Kampfes versperrt. Die Selbstentfaltung übersteigt seine Kräfte. So versinkt er flügellahm, arm, stumpf in einem Dasein der Flachheit, Schwerfälligkeit und Enge. Wir finden keine großen Kulturen in Südafrika. Höchstens Ansätze dazu, wie die Ruinen von Simbabwje im

Maschona- und Matebeleland. Aber sie wurden von fremden Völkern gebaut, solange ihre Gestaltungskraft noch anhielt, und sind dann verfallen. Bodenständige Hochkulturen gibt es nicht. Bis in das soziale Leben hinein läßt sich diese Lähmung erkennen. Südafrika hat auch keine Staaten. Wasserarmut und geringe Fruchtbarkeit des Steppenbodens zwingen zu weiträumiger Besiedlung. So muß die lebendige innere Verkehrsdurchflutung fehlen und damit die erste der Voraussetzungen wirklicher, das heißt organisch gewachsener, von regelmäßigem Kreislauf durchpulster, dauerhafter Staatsbildungen. Südafrika ist das Land der einzelnen Farm, der von der Landschaft aufgezwungenen Einsamkeit. Diesem Gesetz unterliegen schwarze und weiße Völker. Auch die weißen Völker haben keine vollwertigen Staaten hervorgebracht. Was heute in Südafrika politisch vorhanden ist, sind Gemeinschaftsformen mehr wirtschaftlicher und zufälliger Art, die zudem Zersetzungskeime in Fülle enthalten.

So wirkt der Geist dieser Landschaft in die Menschen hinein. Nicht erhebend, sondern lastend, nicht verbindend, sondern mosaikartig spaltend, auflösend in punktförmiges Dasein, in die Selbstbetonung kleiner Geister. Er fügt zu körperlicher auch geistige Schwerkraft. Nicht nur die plumpen Räder der Trekkwagen bleiben im Sande der Steppen und Wüsten stecken, auch die Geister werden niedergezogen. Buschmannsnester, Krale und Farmen sind auf riesige Räume dünn und zusammenhanglos verteilt. Keine großen, lebendigen, organisch gewachsenen Sozialbildungen und Kulturschöpfungen schließen sie zusammen. Jeder ist Mittelpunkt seiner eigenen, kleineren oder größeren Peripherie. Aufgelöst, gespalten, egozentrisch, schwunglos, am Boden haftend und langsam,

unsagbar langsam ist das normale Volksleben in diesem Lande der großen, starren, bannenden Wagrechten.

Und doch in seinem Auflehnungsbegehren und Gestaltungshunger noch immer nicht gebrochen. Wie gewaltig ist doch dieser Kulturdrang der Menschheit! Selbst eine so übermächtige Naturgewalt wie die der südafrikanischen Landschaft vermag ihn nur an seiner Oberfläche zu einer harten, unfruchtbaren Decke einzustampfen, nicht aber zu hindern, daß unter dieser Decke geheime Ströme sehnsüchtiger Empfängnisbereitschaft auch dann weiterrinnen, wenn sie ins Unbewußte versunken sind.

Denn eines gibt es in Südafrika, das auch in diese starre Fläche nivellierten Daseins immer wieder Bewegung bringt — der große Führer. Oft sind solche Gewaltmenschen diesem harten Boden entwachsen oder von außen eingedrungen. Jedesmal fanden sie in der geistigen Unselbständigkeit und doch unbewußt hungernden Jungfräulichkeit dieser Völker den willig sich öffnenden Boden für den Zeugungswillen ihrer leidenschaftlichen Männlichkeit. Dann ballte sich die Monumentalität der Ruhe ekstatisch in eine Monumentalität jäh aufstiebender Einzelleistungen zusammen — historisch gesehen — den nacheinander, aber immer unberechenbar aufbrechenden Explosionen in einem Kraterfeld von riesiger Öde vergleichbar. Übermaß auf der einen und Übermaß auf der anderen Seite. Nie aber ruhiges, gesundes Wachstum.

Daher währte die Lebenskraft dieser oft gewaltigen Bildungen auch nie länger als die Lebenskraft ihrer Erwecker. War der Führeratem erloschen, dann sank alles in einen großen Trümmerhaufen nieder, aus dem der langsam tastende

Geist des Landes in jahrelanger, wieder völlig egozentrischer Aufräumungsarbeit mühselig und stumpf die Glieder früheren Daseins zusammensuchte. Bald war selbst die Erinnerung an die großen Geschehnisse verwischt. Keine Barden wie im Sudan singen von großer Zeit. Nicht einmal im Gedächtnis der Menschen ist dem lähmenden Geist dieser Landschaft Auflehnung erwachsen. Andere Völker Afrikas haben ihre Geschichte durch Jahrhunderte hindurch auch in die Gegenwart verkümmerten Daseins treulich bewahrt. Vom alten Südafrika wissen wir mit Sicherheit nur das, was seit dem Eindringen der ersten Europäer geschah oder dem Scharfblick rückschließender Forscher als Wahrscheinlichkeit sich zusammenfügt.

Tragisch sind auch diese großartigen Sprengungs- und Gestaltungsversuche südafrikanischer Napoleoniden immer wieder ausgegangen.

Die Landschaft blieb Sieger.

Steht so Südafrika in den Regungen seiner Kultur unter einem landschaftlichen Druck von äußerster Härte und Spürbarkeit, so muß auch der Zusammenstoß zwischen abendländischer und afrikanischer Kultur hier einen Verlauf genommen haben, der von den sonst — auch in Afrika selbst — gewohnten Erscheinungen abweicht.

Von drei Seiten, von Westen, Süden und Osten, ist Europa in den großen Südkeil des afrikanischen Kontinents eingedrungen. Händler, Missionare, Jäger, Farmer, Diamantengräber, Truppen, Beamte und Forscher hat es auf der Küstenterrasse als seine Sendlinge und Kulturträger gelandet. Diese Menschen stiegen die gewaltigen Bergstufen hinan und breiteten sich über das Innere aus. Aber wie langsam geschah

schon dies! Vierhundert Jahre hat das schnelle Europa seit den Tagen des Bartolomeu Diaz und der Ansiedlung seiner ersten Erkunder für die Erschließung Südafrikas gebraucht. Heute deutet es triumphierend auf Missionsschulen, Farmen, Städte und Schienen und spricht wie immer sein großes Wort von der Durchdringung fremden Landes und fremden Volkstums. Laut und betäubend genug schwirren auch die Stimmen der Bilanzen und Statistiken. So werden Rufe der Not und Rufe der Ratlosigkeit, die trotz aller amtlichen und privaten Erfolge noch immer aus den eigenen Reihen dringen, überhört. Wer achtet wohl darauf, wenn jahrelange Sicherheit und durch Erfahrung scheinbar gefestigte Berechnung plötzlich und ohne erkennbaren Grund in ein Knäuel von Irrtümern und Fragen zerrinnen?

Hart hat Europa um das rätselvolle Land gekämpft. Hart und weit unsicherer, als es wohl meint, ist noch heute seine Stellung. Auch über Kasernen, Großstadtstraßen, Schornsteinen, Schienen, Minen und Musterfarmen lastet der dumpfe, lähmende, gewitterschwül geladene Geist dieser Landschaft.

Und die Völker dieses Landes selbst?

In drei deutlich geschiedenen Arten haben sie den Aufprall der weißen Welle erwidert: *sterbend*, *duldend*, *kämpfend*.

Voll unbewußter Größe war das Sterben, lauernd ist das Dulden, verbissen der Kampf.

Diesen Erscheinungen nachzugehen und hinter den Außenflächen bewegter Geschehnisse den Sinn zu suchen, ist die tiefere Aufgabe des Buches.

Sterben

Tierleben am Fluß.

Die Tiere

Lähmend und arm sahen wir Südafrika als Träger des Menschen und seiner Kultur. Dünn ist die Siedlung der Völker, matt ihr Verkehr, schwächlich der Gestaltungsdrang ihrer Kultur überall dort, wo der befruchtende Geist des Führers fehlt.

Völlig anders ist Südafrika als Träger der Tierwelt.

Ein Wechsel von erschütternder Weite springt vor uns auf — wir blicken plötzlich in starkes, prangendes, überreiches Leben. Für ihre Tiere hat die Natur selbst das große Zeugungswerk übernommen. Es war auch das größte von allen in diesem Lande, denn es war von Dauer.

Mag Südafrika an Einheit und Wucht der landschaftlichen Form mit seinen amerikanischen und australischen Südschwestern zu wetteifern haben, in der Vielheit und Vielart seiner Tiervölker übertrifft es sie bei weitem. Südafrika ist ein Tierparadies — — —

Doch nein, es war ein Tierparadies.

Denn einst drangen fremde Menschen mit weißer Haut und furchtbaren Jagdwerkzeugen in dieses Paradies ein, siedelten sich an und »säuberten« den Umkreis ihrer neuen Wohnsitze. Immer größer wurde die Schar dieser Jäger. Immer tiefer schob sich ihr Treibergürtel von der Küste in das Innere vor. Der stumpfe, kurzsichtig und grausam nur das eigene kleine Blick- und Interessenfeld erfassende Geist der südafrikanischen Wagrechten paarte sich mit Mordlust und Gewinngier, um hier ein Massensterben von furchtbaren Ausmaßen herbeizuführen. Auf den Spuren der weißen Jäger zog dann ein Würgengel von ebenso fürchterlicher Gefräßigkeit her, die Rinderpest. Seitdem sind auch die Gefilde eines einst blühenden und anscheinend (wie die ersten Forschungsreisenden glaubten) unerschöpflichen Tierlebens entweder schon ganz verödet oder in der Verödung begriffen oder zu spät in künstlichen Schonbezirken mühsam vor der letzten Entvölkerung museumhaft bewahrt.

Man hat versucht, Massenjagden einzelner eingeborener Stämme für dieses große Tiersterben verantwortlich zu machen. Gewiß führen manche Stämme grausame Treibjagden aus. Aber man braucht nur den erstaunlichen früheren Tierreichtum der ebenso erstaunlich dünnen Besiedlung des Landes durch Eingeborene gegenüberzustellen, um die Haltlosigkeit dieses Rechtfertigungsversuches sofort zu erkennen. Nicht schwarze, sondern weiße Menschen haben das südafrikanische Tierparadies auf dem Gewissen.

Doch lassen wir noch dieses Bild einer trüben Gegenwart, um zunächst den quellenden Zustand der alten Zeit kennenzulernen.

Kaum möglich ist es, den Reichtum dieser alten Tierwelt zu schildern. Von der meterhohe Burgen bauenden Termite bis zum Elefanten führen durch alle Größen und Arten unübersehbare Wege. Die immergrünen Waldregionen der Küsten- und Flußgebiete hallen wider von den Lauten unzähliger Vogelarten. Der kleine, einem Schmetterling gleichende rote und gelbe Weber schwebt flatternd über seinem Nest, Kaptauben gurren, Spechte schlagen, und Lerchen steigen auf, Paradieswitwen spreizen ihr Gefieder, und die blauen und grünen, metallartig schillernden Lori schütteln hohe, weißgesäumte Hauben. Die niedliche hellgelbe Ardetta sucht Büffel und Elefanten, deren Fell erwünschte Ungeziefernahrung birgt, während der derbere Nashornvogel im Fluß nach ähnlichen Jagdgründen späht und seine Rechnung an den geduldigen Wirt mit Warnungsrufen vor Feinden begleicht. Fabelhafte Mengen von Wasservögeln bilden ihre Schwärme, und emsig spähend, schreitet der pedantische Sekretär, Schlangen, Eidechsen und Reptile suchend, durch den Sumpf.

Leise wellt sich das Gras über den Bewegungen der Hornviper, Puffotter und Speischlange. Weiter ab stößt die Ziegenschlange ihr seltsames Meckern aus, klettert die Dendrophis an Bäumen hinauf, Vogelnester suchend und erschreckte Brüter mit bannendem Schlangenblick in ihren Rachen ziehend, steigt die riesige, aber ungiftige Pythonschlange steil einem Angreifer entgegen.

Affen schreien von den Bäumen, Neckereien treibend, oder auch, wie der Babuin, eine Pavianart, gelegentlich den Menschen angreifend. Von den Flüssen her klingt das seltsame Schmatzen fressender Krokodile oder das Grunzen der faul

auf Untiefen gelagerten Flußpferdmännchen, während die Weibchen ihre Jungen auf dem Rücken durch die Flut spazieren tragen.

Wo Steppe und Savanne sich anschließen, beginnt das Reich der großen und kleinen Grab- und Lauftiere. Ameisen, unzählige Arten von Mäusen, Maulwürfen, Kap- und Springhasen, Erdschweine wühlen, graben, ziehen Gänge im Boden und bauen oft gefährliche Fallgruben für Menschen und Tiere. Der wilde Hund kläfft auf, Springböcke, Gazellen und viele andere Antilopenarten jagen leichtfüßig dahin, Gnu oder Wildebeest, Bleßbock und Quagga, die große Wanderungen ausführen, während ihre Vettern, Eland, Hartebeest und Kudu, schon seßhaftere Eigenschaften zeigen. Strauße recken die Hälse, flimmernde Zebraherden galoppieren an schwarzen Massen gewaltiger Büffel vorüber, die Giraffe stelzt schaukelnd am Horizont entlang, und aus dem Busch klingt das Stampfen zum Wasser ziehender Elefanten. Senkt sich die Dunkelheit herab, so wird das Geschlecht der Nachttiere und Katzen lebendig. Der langohrige Fuchs, der Erdwolf und der Wüstenluchs huschen schattenhaft durch den Busch, Hyänen und Schakale umkreisen Krale und Wagenburgen der Menschen, Panther und Leoparden, Servale und Geparden schleichen geschmeidig auf ihren Beutewegen dahin, mit Phosphorblicken das Dunkel durchspähend, und aus der Ferne rollt das Brüllen des Löwen heran.

Unnennbar sind alle die einzelnen Arten dieser Welt. Immer wieder klingt aus den Berichten der ersten Reisenden das Staunen wider über solchen unerhörten Reichtum. Livingstone zählt einmal die Tierarten auf, die er an einem einzigen Tage in den Sambesiländern traf. Frühmorgens

weckte ihn eine Herde Elefanten, die zum Wasser zog, dann flogen große Züge von Perlhühnern über ihn hin, Frankolinhühner liefen ihm über den Weg, und Hunderte von Turteltauben stiegen aufgescheucht, lärmend hoch. Später am Tage stieß er auf große Rudel von Wasserböcken und auf eine Herde Kuduweibchen. Seine Jagdbeute war aber schon so groß, daß er nicht mehr schoß, auch mochten seine Leute kein Wildbret mehr essen. Wildschweine und Büffel sichtete er in großen Mengen, Affen vieler Arten flohen vor ihm in die Tiefe des Waldes, und als es Nacht wurde, meldeten Löwen und Hyänen ihre Nähe.

Wahrlich, die weißen Jäger müssen ein leichtes Mordspiel gehabt haben! Auf den Anstand brauchten sie nicht zu gehen. Das Wild lief ihnen scharenweise vor das Visier.

Inmitten dieser gaukelnden, zirpenden, singenden, schreienden und brüllenden, schleichenden, fliegenden, springenden und trottenden, unsagbar reichen und schönen Welt der Tiere nun der Mensch.

Der Mensch der alten Zeit.

Der Zeit noch vor den Einwanderungen der Hottentotten, Betschuanen und Kaffern. Der Herr dieses Landes.

Der Buschmann.

Buschmannsnest.

Der Mensch der alten Zeit

Wirklich der Herr?

Eine Tragödie von noch furchtbarerer Härte als das große Tiersterben steigt vor uns auf. Mensch und Tier der alten Zeit waren eine tief verflochtene Einheit. Als die einen starben, mußten auch die anderen vergehen.

Wenn ein Forschungsreisender früherer oder neuerer Zeit auf einen Stamm afrikanischer Eingeborener stieß, so hatte er fast immer merkwürdige Dinge über den Empfang durch einen Dorfgewaltigen, einen Häuptling, Fürsten oder König zu berichten, bei dem es mehr oder weniger feierlich herging, eine gewisse traditionelle Etikette zu beobachten war. Nichts davon finden wir bei Buschleuten. Auch unsere frühesten südafrikanischen Berichterstatter lernten dieses Volk nur in versprengten kleinen Gruppen ohne wahrnehmbare Führung kennen, sprechen von den Buschmännern als hinterlistigen Räubern und Viehdieben, als Menschen, die »auf der niedrig-

sten Stufe der Kultur« stehen geblieben sind, Affen ähnlicher als Menschen, elend hinvegetieren und kaum ernstliche Beachtung verdienen.

Keiner dieser Forscher hat in die Tiefe gesehen. Keiner hat erkannt, daß in diesen verwahrlosten, schmutzigen, scheuen und versprengten Nomaden die Trümmer einer von uns Weißen zwar weit, weit geschiedenen, in ihrer Art aber vollendeten Kultureinheit erhalten sind. Denn nicht das ist das bezeichnende Merkmal dieser Buschmenschen, daß sie auf der Leiter zivilisierter Lebensverfeinerung vom Natururzustand wegzusteigen wußten, sondern gerade das entgegengesetzte, uns Menschen von heute kaum noch vorstellbare Merkmal bestimmt und wertet sie im Kulturarchiv der Menschheit, daß sie die ursprüngliche Einheit mit der umgebenden Natur auch als Menschen aufrecht erhielten, ja zu einer unerhört reichen Verfeinerung zu bringen wußten. Tiermenschen edelster Art wären diese Menschen des Busches zu nennen, nicht aber »Wilde« im Verachtungssinne oder Diebe und Mörder, was sie erst im Aufprall gegen die in ihr Revier hereinbrechende Zivilisationswelle und nur in einem furchtbaren Verzweiflungskampfe wurden. Für diese Behauptung seien im folgenden Beweise erbracht.

Schon äußerlich unterscheiden diese Menschen sich von uns. Sie sind klein, mager, von kindlich-eckigem Gliederbau, runzeliger Haut, zwergenhaft, aber ohne die Mißbildungen solcher Wesen, wenn auch für europäische Vorstellungen häßlich. Hundertvierzig bis hundertvierundvierzig Zentimeter werden sie groß, größer nur in ihren der Blutmischung mit hochstämmigen Völkern ausgesetzten Randgebieten. Wir erinnern uns der Zwergvölker (Pygmäen) des afrikanischen Urwaldes,

besonders im Kongogebiet, der Akka, Wambutti und anderer, eines Zwergenrestes im Saharaatlas, aber auch der Wedda von Ceylon, der »black-fellows« (Buschmänner) in Australien und der ausgestorbenen Ureinwohner Tasmaniens. Noch anderes fällt uns ein. Alle die Sagen und Märchen, in denen holde und unholde, schöne prinzliche und häßliche koboldige Zwerge ihr Wesen treiben. Keiner der großen Sagenkreise des Erdballs läßt die Erscheinung des Zwerges vermissen, mag er unter Indogermanen, Ostasiaten, Südseevölkern, Indianern oder Negern aufgesprossen sein. Welches Geheimnis birgt sich hinter diesen alten Überlieferungen, hinter diesen noch heute über die Erde versprengten lebenden Resten einst großer Zwergvölker?

Sie alle stehen der Natur und dem Leben der Tiere nahe und sind doch Menschen.

Kalt, bitter kalt war die Juninacht an der Brackpfanne im nördlichen Kalaharibecken. Hart gefror das Wasser. Um ein niedergebranntes Feuer, eng zusammengerollt wie Igel, gehüllt in roh gegerbte Ledermäntel, liegt ein Rudel Menschen, Männer, Weiber und Kinder. Scharf dringt erster rötlicher Morgenschimmer über die endlose Fläche. Da erhebt sich zähneklappernd einer der Schläfer. Er schürt das Feuer an und wirft ein Stück Fleisch in die Glut. Auch die anderen erwachen. Kauern sich um das Feuer. Schauen schweigend zu. Halbgar wird das Fleisch verteilt und gierig verschlungen. Dann stehen die Männer auf, sich für die Arbeit des Tages zu rüsten. Die Frauen helfen ihnen. Diese Arbeit ist die Jagd. Nur die Jagd. Der Buschmann kennt nichts anderes. Von Ackerbau und Viehzucht weiß er nichts.

Wir sehen mit Erstaunen, daß diese Menschen so gut wie nackt sind. Trotz der Kälte. Nur ein kleiner, dreieckiger Gürtel, der selbst bei größeren Kindern nie fehlt, umschließt die Lenden. Um die Schultern hängt ein Ledertuch. Manche haben Halsketten aus Tierzähnen, Klauen, Straußeneierschalen, auch Armringe aus Fellstreifen oder Gras, im Haar zuweilen eine Feder. Oder eine Reihe Steine, auch Glasperlen am Lendengürtel der Frauen. Wie stark muß die Abhärtung dieser Menschen sein, daß sie in solcher Gewandung den starren Frostnächten der Kalahari (vergessen wir nicht, daß wir uns auf einer achthundert bis elfhundert Meter über dem Meere liegenden Ebene befinden, auf der im Hochwinter — Juni/Juli — acht bis zehn Grad Kälte während der Nacht keine Seltenheit sind) ebenso zu widerstehen vermögen wie dem Glutbrand der mittäglichen Sonne.

Die Männer greifen zu ihrem Jagdgerät, Bogen, Köcher mit Pfeilen, deren Spitzen schweres Schlangen-, Raupen- oder Pflanzengift bergen, dem Wurfspeer und dem Grabstock. Als Proviant- und Beutetasche dient ein Ledersack, den sie an einem Riemen über die Schulter hängen. Dann zieht die Männerschar in das fahle Dämmerlicht hinaus. Die Frauen heben ihre Kinder auf den Rücken und binden sie in dem Schultermantel fest, daß die Hände frei bleiben. Dann greifen auch sie zum Grabstock und gehen auf die Suche nach Knollen, Kleintieren, zu denen sie auch Heuschrecken, Raupen, Mäuse, Maulwürfe, Frösche, Schlangen und derlei mehr rechnen und nach der wasserbergenden Tschamasmelone.

Folgen wir den Männern als unsichtbare Begleiter. Schweigend geht es auf einer Fährte dahin, der kein Europäerauge etwas von einer Wildspur ansehen würde.

Der Buschmann braucht keine Fußeindrücke oder Losungsreste, um sein Wild zu finden. Die Stellung eines Blattes, ein einziger Haarrest an einem Dornstrauch, eine Steinschürfung sagen ihm, welches Wild und wann es an dieser Stelle vorübergegangen ist. Plötzlich bleibt der Vorderste stehen und deutet auf den Boden. Seine Gefährten schauen hin und nicken. Dann biegen alle seitlich in eine neue Richtung ein. Wir schauen auch hin. Nichts Auffallendes vermögen wir an dem Geröllboden zu erkennen. Aber der Buschmann hat gesehen, daß das heute gesuchte Wild am vergangenen Abend hier vorübergezogen ist, die langbeinige, flüchtige Giraffe.

Wie ist es möglich, daß Fußgänger mit einer Waffe, die höchstens sechzig bis hundert Schritt weit trägt, aber schon bei dreißig Schritt nur noch geringe Treffsicherheit besitzt, ausgerechnet ein so schnellfüßiges Wild wie die Giraffe jagen wollen?

Schweigend und ihrer Sache sicher ziehen die Jäger weiter. Auch die scharfe Beobachtung der uns unsichtbaren Fährte hindert nicht, daß gelegentlich einer rasch zur Seite springt und mit dem Grabstock eine Knollenfrucht aus dem Boden gräbt, die dann in der Ledertasche verschwindet.

Die Sonne ist heraufgestiegen. Es wird heiß. Der Europäer würde rasten. Der Buschmann denkt nicht daran. Eine Stunde um die andere vergeht. Immer rascher werden die Schritte. Zuletzt ist es ein halbes Laufen. Da stockt der Führer. Sofort liegen alle Männer auf der Erde. Einige hundert Schritte hinter einem Busch stehen drei Giraffen.

Wortlos verteilt sich die Schar, unterm Wind nach beiden Seiten zwischen Dornbüschen fortkriechend. Ruhig äsen die

Tiere. Kein Laut unterbricht die Stille. Plötzlich fliegen die drei gelbgefleckten Hälse in die Höhe und die Köpfe zurück. Dann biegen sich die Kruppen ein, und mit langen, scheinbar langsamen Schritten, in Wirklichkeit aber unheimlich schnell, laufen die Giraffen davon.

Was ist geschehen? Etwa sechzig Meter von der Fluchtstätte weg steht einer der Männer. Er hat den Bogen über der rechten Schulter hängen und in der Hand Wurfspeer und Grabstock. Er kann also unmöglich geschossen haben. Wir haben auch kein Pfeilschwirren gehört. Da sehen wir die drei Giraffen plötzlich wenden und rechtwinklig abbiegen. Hinter ihnen taucht ein zweiter Buschmann aus dem Grase auf. Nun beginnt der erste Jäger parallel zu den flüchtenden Tieren mitzulaufen. Da — eine neue Wendung und ein dritter Buschmann. Die Giraffen biegen nochmals rechtwinklig ab und haben jetzt wieder Richtung auf die Angriffsstelle. Sofort verschwindet der erste Buschmann im Gras, die beiden anderen aber laufen seitlich hinter den Tieren her.

Also eine Treibjagd?

Anscheinend, denn rechts und links der Fluchtlinie tauchen nun auch die übrigen Jäger auf und laufen mit.

Aber was bedeutet das? Unser erster Buschmann liegt im Gras, ohne irgendwelche Anstalten zum Abschuß zu machen. Er schaut nur gespannt zu den immer näher kommenden Tieren hin. Sollte in der Fluchtlinie ein weiterer Jäger versteckt sein? Aber dort ist nur spannhohes Gras, kein deckender Strauch. Natürlich, mit diesem Bogen eine flüchtende Giraffe treffen zu wollen, wäre ja auch sinnlos. Aber was soll dann das ganze Manöver. Ruhig und eng an die Erde gepreßt, liegt unser Buschmann da. Die Giraffen kommen heran, etwa

hundert Meter von ihm weg. Jetzt erst, aus der seitlichen Beobachtung, läßt sich abschätzen, wie rasch diese Tiere laufen. Der Buschmann rührt sich nicht. Die Tiere überholen ihn.

Da springt er auf und — rennt hinter ihnen her!

Ist das Ernst? Will der mit Geräten beladene Mensch die Giraffe verfolgen?

Die Tiere laufen jetzt gegen die Sonne. Grotesk ist das wirbelnde Schlenkern der langen Beine. Immer größer wird der Abstand zwischen Wild und Jäger. Trotzdem rennt der Buschmann unentwegt weiter. Hinter ihm drein alle seine Gefährten. Da — die Tiere sind verschwunden. Eine Bodenwelle muß sie verdecken.

Auch der Buschmann wird unsichtbar. Die Sonne blendet. Lange Minuten vergehen. Plötzlich erscheint er wieder. Als Silhouette auf dem Kamm der Bodenwelle.

Er bleibt stehen und läßt seine Gefährten herankommen. Also, die Jagd wird aufgegeben.

Doch, was ist das? Plötzlich sind wieder alle Buschmänner, die eben noch auf dem Hügelrand sichtbar waren, verschwunden. Und zwar *hinter* dem Rand. Sie können doch unmöglich bei dem gewaltigen Vorsprung der Tiere die Jagd fortsetzen?

Lieber Leser! Um das zu erleben, was nun kommt, müßte unsereins schon ein sehr zähes Pferd oder ein Wüstenautomobil, am besten ein Kamel zur Verfügung haben. Aber Kamele gibt es in der Kalahari leider nicht.

Die Buschmänner rennen die Giraffen nieder!

Weit weg sind die Tiere, nur noch als kleine, schaukelnde Dreiecke erkennbar. Dann verschwinden sie hinter neuen Bodenwellen gänzlich. Unsere Buschmänner rennen auf der Fährte nach. Nach einiger Zeit, manchmal sind es viele Kilo-

meter, kommen die Tiere wieder in Sicht. Sie glauben sich außer Gefahr und äsen. Das gleiche Spiel von vorhin beginnt. Verteilung nach den Seiten, die eine günstige Fluchtrichtung versprechen, und Aufscheuchung ohne Gebrauch der Waffen, die ihr Ziel doch nicht erreichen würden. Wieder fliegen die langen Hälse der Tiere hoch, krümmen sich die Rücken und beginnen die Beine den unheimlichen Schlenkerschlag; die Buschmänner hinterher.

Immer höher steigt die Sonne. Es wird Mittag und brennend heiß. Die Buschmänner rennen, rennen, rennen. Ohne Rast. Das kurze Beschleichen vor dem Aufstöbern ist ihnen Rast genug. Kaum, daß einer sich Zeit läßt, aus der Jagdtasche einen Bissen hervorzuziehen. Von Trinken gar nicht zu reden.

Dreimal, viermal schon haben die Jäger die Tiere gescheucht, eingeholt und wieder gescheucht. Es ist Nachmittag. Seit zwölf Stunden sind die Jäger auf den Beinen, sieben davon laufen sie schon. Und immer noch weiter geht dieses tolle Tierhetzen.

Da zeigen sich Ermüdungserscheinungen. Aber nicht bei den Menschen! Die Tiere, die langbeinigen, riesigen Giraffen sind es, die allmählich abfallen. Sie sind Wiederkäuer und brauchen infolgedessen nicht nur große Mengen ihrer pflanzlichen Nahrung, sondern auch genügende Ruhe zum Wiederkäuen. Das wissen die Jäger aus dem Busch ganz genau. Mit ihrer Verfolgung hindern sie die Tiere am Fressen und vor allem am Wiederkäuen. Das verträgt auch die schnellste Giraffe auf die Dauer nicht. Bald stellen schwere Verdauungsstörungen sich ein, die noch verschärft werden durch die fortgesetzte Beunruhigung.

Aber die Giraffe spürt auch, daß es nun um ihr Leben geht. Der Schluß ist ein noch stundenlanger, für uns unbegreiflicher Wettlauf zwischen abgehetzten Tieren und keuchenden Menschen. Im Dämmerlicht des Abends verläßt die Tiere der Herdentrieb. Sie laufen auseinander. Aber der Buschmann kennt schon längst das Tier, dessen Ermüdungszeichen am stärksten sind. Dieses verfolgt er weiter.

Da endlich — der Trab wird steifer. Der lange Hals beginnt auf und nieder zu stoßen. Jetzt gilt's!

Auch das Jägerrudel hat sich gelichtet. Hart straffen sich bei den Rennern des Endlaufs die Muskeln. Ledertasche, Bogen, Grabstock fliegen weg. Nur der Speer bleibt in der Faust.

Das Tier steht! Der Hals fällt herab. Man sieht die Flanken schlagen. Ein Schwanken noch — es bricht in die Kniee und knickt auch auf die Hinterhand ein.

Der Mensch hat die Giraffe niedergerannt!

Aber sie äugt nach ihm hin.

Der Buschmann weiß, daß auch der Todeskampf einer Giraffe furchtbar sein kann. Zu einem Splitterhaufen werden Knochen, die ein Giraffenhuf traf.

Der letzte Lauf beginnt. Diesmal zugleich ein Wettlauf unter den Jägern. Wer ist der erste?

In knappem Bogen wird das liegende Tier umkreist. Auch die Gestalten der Jäger taumeln. Es ist kein federndes Springen mehr. Sie stoßen in ihre Sprungschritte hinein. Pfeifend arbeiten die Lungen, Schweiß rinnt in den Hautfalten nieder. Die Linie zieht sich auseinander. Im vordersten strafft sich letzte Kraft und Geschmeidigkeit noch zu mächtigem Sprung. Aus dem verdämmernden Schatten des Springers

löst sich der Speer und saust in die Flanke des Tieres. Neue Schatten, neue Speere, neue Wunden. Vergeblich versucht das todmatte Tier sich wieder aufzurichten. Krämpfe zucken über seinen Leib. Dann geht das Schnauben in Röcheln über. Hart schlägt der schmale lange Kopf mit dem schlangenhaften Hals auf den Boden. Plump kippt der schwere Leib zur Seite.

Buschmannsheil!

Oder ein anderes Bild. Aus der Zeit, in der die Buschmänner noch in den Wasserrevieren des Nordens und Ostens jagten, wo Elefanten und Flußpferde heimisch sind. Auch diesen Riesen unter den Dickhäutern gingen sie mit ihren kümmerlichen Waffen zu Leibe. Man muß schon von den Elefantenjagden europäischer Jäger gehört haben, um zu wissen, was es heißt, sich selbst mit einer modernen, doppelläufigen und eigens für Elefantenjagden gebauten, großkalibrigen Büchse diesem Koloß zu nähern. Wie oft hat auch ein weittragendes Sprenggeschoß den Jäger vor dem großartigen Wutausbruch des angeschossenen und klug angreifenden Tieres nicht geschützt, ist er als blutig zertrampelte Masse auf dem Jagdgrund geblieben.

Und nun der Buschmann mit seinem Assagai, dem Wurfspeer, und seinem für eine Elefantenhaut doch nur kindlichen Bogenzeug. Er kann nicht aus sicherem, gehörig entferntem Versteck das Nahen des Tieres erwarten und ungesehen schießen. Er kann überhaupt nicht schießen. Der Elefant würde seine Pfeile nur als Hautjucken fühlen. Er kann nur speeren. Und so muß er unmittelbar an das Tier heran, muß er angreifen.

Eine klare, kühle Mondnacht in den Tschobesümpfen des

oberen Sambesigebietes. Auf einer Waldlichtung steht eine ruhende Elefantenherde. Deutlich heben sich die riesigen Leiber vom flimmernden Blattdunkel ab. Schwer stößt der Atem der Tiere durch die pendelnden Rüssel. Vögel huschen, und aus dem Dickicht dringen die Laute der Nacht. Von Menschen ist nichts zu spüren. Da gellt ein furchtbarer Ton durch das Dunkel, Wut und Schmerz mischend, einem Hornstoß gleich. Sofort ist die ganze Herde in Bewegung. Der Boden dröhnt unter ihren Tritten, Äste splittern, sie laufen ab.

Nur eines der Tiere, ein mittelgroßer Bulle, steht noch, wild mit Kopf und Rüssel um sich schlagend, dann mit dem Rüssel unter sich, an seinem Bauche entlang tastend.

Aus dem Unterleib des Tieres ragt ein Buschmannsspeer schräg herab. Der Jäger hat es verstanden, das Tier zu beschleichen, von unten zu speeren und sich dann in Sicherheit zu bringen.

Aber die Wunde ist keineswegs tödlich. Nachdem der Elefant gemerkt hat, daß sein Feind nicht mehr zu erreichen ist, trabt er der Herde nach.

Jetzt tauchen die Schatten der Jäger auf. Sie verfolgen das angespeerte Tier. Nach einiger Zeit ist es eingeholt. Geduldig warten die Männer die völlige Beruhigung der Herde ab. Dann wird das gleiche Tier von neuem beschlichen und wieder von unten gespeert. Wehe dem Jäger, der sich hierbei durch einen Laut verrät!

Mit zäher Beharrlichkeit wird diese gefährliche Schleichjagd so lange wiederholt, bis der Leib des Tieres von Speeren starrt und es an innerer Verblutung oder der Wirkung von Gift zusammenbricht.

Oft fallen die Buschmänner auch ein durch längeren Lauf

ermüdetes Tier ohne weitere Vorsichtsmaßregeln in größerer Schar an und stechen es nieder. Dazu gehört schon ein ganz tolldreister Mut und eine unfehlbare Gewandtheit. Die Tatsache ist verbürgt, denn der Berichterstatter ist kein anderer als David Livingstone.

Noch ein anderes Bild. Tagelang sind zwei Buschmänner einer Löwenfährte gefolgt. Immer so, daß sie vor dem Wind liegen und der Löwe sie nicht wittert. Schon dazu gehört großes Geschick und zähe Ausdauer, denn die Streifzüge des Löwen sind oft weit und rasch. Endlich beobachten die beiden Jäger, wie ihr Wild eine größere Beute, etwa ein Zebra, erhascht und sich sättigt. Dies ist ihr Zeitpunkt. Vorsichtig geht es der majestätischen Katze nach, bis sie sich zur Verdauungsruhe niederlegt. Jetzt kommt alles darauf an, daß einer der Jäger sich lautlos auf die geringe Reichweite seines Bogens heranpirscht und der zweite in großem Umweg sich dem Tiere von der entgegengesetzten Seite nähert. Dies dauert geraume Zeit. Endlich ist es geglückt, der Giftpfeil des ersten Jägers schwirrt und sitzt. Wütend fährt der Löwe nach seinem Angreifer herum. Aber bevor er noch zum Sprung ansetzen kann, hat ihn der zweite Jäger mit einigen Sätzen erreicht und ihm seinen ledernen Schultermantel über den Kopf geworfen. Fast immer verliert der Löwe bei diesem doppelten Angriff die Fassung und flieht. Aber das furchtbare Gift läßt ihn nicht weit gelangen. Bald stößt er verzweifeltes Schmerzbrüllen aus, beißt wütend auf Bäume, Sträucher und den Erdboden los und verendet in Krämpfen. Auch dieser Bericht stammt von Livingstone.

Auch die kleine Jagd versteht der Buschmann meisterhaft. Springhasen und Nashornvögel zieht er mit langen, geschickt

gebogenen, wie ein Korkzieher wirkenden Gerten aus ihren Erdhöhlen oder metertiefen Astlöchern. Auch künstliche Schlingen weiß er zu bauen, in denen er Frankoline, Perlhühner und Trappen fängt. Das windschnelle Geschlecht der Antilopen und Gazellen wird wieder gehetzt, wenn beim Anpirschen der Keulenwurf nach dem zerbrechlichen Schenkel nicht traf. Am bekanntesten aber dürfte bei uns die Buschmannsjagd auf Strauße sein, weil sie oft illustriert worden ist. Der Jäger fertigt sich ein Maskenkleid an und nähert sich den Tieren als verkleideter Strauß. Sie ahnen nichts Arges, da dieser scharfe Beobachter ihre Bewegungen und Gewohnheiten täuschend nachzuahmen weiß. Neuerdings wird diese Maskenjagd bestritten. Aber zu Unrecht. Denn sie ist nicht nur wiederum durch Livingstone und viele andere, sondern durch einen untrüglichen Beweis ganz anderer Art, von dem wir noch erzählen werden, sicher belegt.

Das Meisterstück an Gewandtheit und Mut aber dürfte der Buschmann in der geradezu ungeheuerlichen Art leisten, wie er dasjenige Tier fängt, das ihm den Hauptgiftstoff seiner Pfeile zu liefern hat, die Schlange. Hier kommt es darauf an, daß die Schlange möglichst giftig und giftreich, also auch groß ist und im Augenblick der Tötung möglichst viel von diesem wichtigen Stoff absondert. Deswegen wird die Schlange nicht beschlichen oder im Schlaf getötet, sondern erst zu höchster Wut gereizt. Das hört sich sehr einfach an; wer aber weiß, welcher Schnelligkeit, Kraft und Wildheit viele dieser Reptile, und gerade die vom Buschmann gesuchten, in der Wut fähig sind, der weiß auch, was dazu gehört, den Bissen der Bestie auszuweichen, ja — im günstigen Augenblick die Tobende am Schwanz zu greifen, hochzureißen und ihr

mit den Füßen so in den Nacken zu springen, daß der Kopf gegen den Boden geklemmt wird, dann mit raschem Schnitt oder, wenn kein Messer zur Hand ist, mit den Zähnen den Kopf vom Rumpf zu trennen und die beiden Giftbeutel aus dem Kiefer herauszuziehen. Denn so fängt der Buschmann und auch die Buschmannsfrau dieses Tier. Fritsch, dessen Angaben stets zuverlässig sind, war Zeuge, wie eine Buschmannsfrau die fünf Fuß lange Cobra capella, eine hochgiftige, sehr starke und schwere Schlange nicht nur auf diese Weise fing, sondern sogar noch lebend zum Lagerplatz trug, trotzdem die Schlange sich in gewaltigen Zuckungen bäumte, um die Frau von der Seite zu fassen. Auch Liechtenstein schildert uns schon aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts diese Art der Schlangenjagd.

Darin liegt mehr als nur Geschicklichkeit. Es ist die Leistung eines souveränen Menschen. Wir Europäer mögen souverän sein auf dem Gebiet des Geistes. Genau wissen wir dies aber nicht. Der Buschmann ist es ohne Zweifel auf dem Gebiet der Natur, die für ihn keine Schrecken enthält, die ihm Heimat, ein erweitertes Ich ist.

Dies ist der Buschmann als Jäger.

Wir dürfen ruhig sagen: dieser Mann aus dem Busch ist der Jäger. Mögen andere Jäger weißer, roter und schwarzer Farbe ihn in den Ziffern ihrer Strecken weit übertreffen, ihm durch die Technik der Waffen und Geräte überlegen sein oder auch ihm an körperlicher Ausdauer und Gewandtheit, an Mut und Geistesgegenwart nahekommen, in der Tierbeobachtung, in dem Verhältnis zwischen der Einfachheit seiner Jagdwaffen und dem Maß der damit erzielten Leistungen erreicht ihn keiner. An der Kümmerlichkeit der Buschmannswaffe ge-

messen, ist die Jagd hier zu der höchsten nur vorstellbaren Vollkommenheitsstufe gesteigert. Dem Buschmann wäre der Preis zuzuerkennen, wenn man die Jagd nicht als Werkzeugserfolg, sondern als unmittelbar menschliche Leistung, nicht als Ergebnis des Denkens, sondern des Erlebens wertet.

Nun ist aber noch etwas ganz anderes an den Buschmännern auffallend. Die Tatsache nämlich, daß diese mißachteten, von europäischem Zivilisationsdünkel auf die tiefste Kulturstufe verwiesenen Menschen noch in drei anderen Richtungen seltsam starke Leistungen aufzuweisen haben; und zwar liegen diese Leistungen ausgerechnet auf künstlerischem Gebiet.

Wenn der Buschmann gute Jagd gehabt hat und beutebeladen zur Lagerstätte heimkehrt, so feiert er frohe Feste. Dann wird unter Ausbrüchen kindlich-naiven Jubels geschmaust (und zwar gründlich), gesungen und getanzt. Diese Tanzlieder zeigen nicht nur lebendigen Rhythmus, sondern auch klangvolle Melodien und unterscheiden sich schon darin von den Gesängen vieler anderen Negervölker, zum Beispiel besonders der südostafrikanischen Feinde des Buschmanns, der Kaffern. Hinzu kommt, daß diese Lieder auch von weichen, durchaus musikalischen Stimmen gesungen werden. Die Tänze sind wie bei vielen primitiven Völkern Tiertänze. Man bildet bestimmte Gruppen, in denen die Bewegungen und Gewohnheiten verschiedener Tiere mimisch ausgedrückt werden, zum Beispiel die Brunstsprünge des Duckerbocks und des Stachelschweins. Die Begleitung besteht in Händeklatschen. Musikinstrumente im üblichen Sinne kennt der Buschmann also nicht. Auch hier finden wir wieder den bestimmenden

geistigen Wesenszug: engste Einheit mit der Natur, besonders der Tierwelt, und Entwicklung ansehnlicher Leistungen mit denkbar einfachsten Mitteln. Hinzu kommt hier aber als Steigerung noch ein religiöses Moment. Nicht die drastische Karikatur der Vorbilder ist der tiefere Sinn dieser Tänze, obwohl im Festtaumel natürlich oft auch der Übermut zu Possierlichkeiten führen mag; das innerlich Wesentliche und Bestimmende ist etwas Kultisches. Das Tier wird mit diesem Tanz verehrt und angebetet. Ein Andachtsmoment liegt diesen Tiertänzen zugrunde, deren höhere Formen sich als Mysterien herausstellen, von denen nur wenige auserwählte Männer wissen. Dies alles wird bei einem Menschentypus, der sich geistig in tiefster Verbundenheit mit seiner Tierwelt fühlt, nicht weiter überraschen. Der Buschmann ist also nicht nur Tierjäger, sondern auch Tieranbeter. Das Tier ist ihm heilig.

Die Frauen singen auch zur Arbeit. Es sind dies getragene, schwermütige Weisen, erzählt Passarge, die auch dem europäischen Ohr als musikalisch feingebildete Melodien erscheinen.

Ihre höchste Leistung aber scheint mir die Buschmannsmusik in einer Äußerungsform gefunden zu haben, die meines Wissens bisher noch nicht in ihrer tiefen musikalischen Bedeutung erkannt worden ist.

Ein Instrument besitzt der Buschmann doch. Es ist sehr merkwürdig. Nämlich sein Bogen.

Unter einem Dornbusch sitzt einsam ein junger Buschmann. Man spürt, wie dieser Mensch von der Außenwelt nichts mehr sieht und hört, wie sein ganzes Empfinden nach innen gewandt ist. Er horcht in sich hinein. Zwischen den Zähnen steckt das eine Ende seines Bogens, die linke Hand hält das andere

und führt auf der Bogensehne ähnliche Griffe aus wie auf einer Geige. Die rechte Hand klopft mit einem Stäbchen diese zur Saite gewordene Sehne.

Das Merkwürdige an diesem Spiel ist nun, daß wir keinen Ton hören. Höchstens ein leises Summen. Aber der Buschmann hört den Ton. Er hört ihn sogar in rauschender und berauschender Klangfülle. Denn die Saitenschwingungen werden unmittelbar in die Mundhöhle und die Gehörkammern übergeleitet, die damit zu ungeheuer verstärkten Resonanzkästen werden.

Auch andere afrikanische Stämme, zum Beispiel in Ostafrika, klimpern auf dem Bogen. Als Kinder haben wir selbst ähnliches mit Grashalmen oder Fäden versucht. Und doch liegt ein großer Unterschied zwischen diesen Spielereien und dem Jagdbogenspiel des Buschmanns. Alle Beobachter der Vorgänge schildern die vollkommene Versunkenheit des Spielers, die zuletzt in rauschartige Ekstase übergeht. Der Buschmann hat aus seinem Bogen ein ganz echtes Musikinstrument und aus seinen Klängen wirkliche Musik gemacht. Daß es sich wirklich um Musik im vollen Sinne, also nicht nur einen Rausch der Vibration und damit des Rhythmus allein handelt, beweist die Tatsache, daß der Spieler mit der linken Hand die Tonhöhe verändert, also Klänge hervorbringt und Melodien erfindet. Er improvisiert.

Dies ist der Buschmann als M u s i k e r. Auch hier wieder die starke Verinnerlichung auf ganz primitiver Linie und mit primitivsten Mitteln.

Werden wir uns nun noch wundern, wenn wir hören, daß dieser Wilde auch dichtet?

Verschiedene Forscher, besonders die Engländer Dr. Bleek

und J. M. Orpen, haben Buschmannsdichtungen gesammelt. Wir blättern in ihren Berichten und sind betroffen von der Fülle, Kraft und seltsamen Vertrautheit dieser Kunst. Da sind Weltschöpfungsmythen mit einem Urvater, einer Urmutter und zwei Söhnen, Fabeln mit Tieren als Helden, Märchen mit bösen und guten Menschen, Riesen und Zwergen mit Zauberstab, Zauberflöte und Zaubermantel, der zum Himmel trägt, mit Menschen, die in Schlangen verwandelt werden und dann ihre menschliche Gestalt wiedererlangen. Da wird erzählt, wie der Urvater Menschen und Tiere schuf, die Tiere den Menschen untertan machte, aber auch Menschen strafte, die sich an den Tieren vergingen. Da gibt es Kämpfe des Urvaters mit Riesen und unfolgsamen Tieren, in denen der Urvater mit Hilfe seiner großen Zaubermittel Sieger bleibt, einmal aber doch unterliegt und zerstückelt wird. Ameisen und gute Zwerge setzen die Stücke zusammen, und der Urvater ersteht zu neuem Leben. Auch das Motiv der Liebe fehlt nicht. Ein Held rettet ein Mädchen vor dem grausamen Pavian. Sie verbinden sich. Andere Mädchen sind eifersüchtig und vergiften den Helden. Er stirbt und verwandelt sich in eine Schlange, die sich in den Fluß stürzt. Aber die Liebe des Mädchens ist stärker als seine Furcht. Es legt Zaubermittel an die Stelle, bei der die Schlange aufzutauchen pflegt. Die Schlange frißt sie. Sie waren nicht stark genug. Da bereitet das Mädchen neue Mittel. Es wartet, bis das greuliche Untier einmal am Lande eingeschlafen ist. Dann umschlingt es furchtlos seinen Rachen und stopft die Zauberspeisen hinein. Die Schlange will sich befreien, aber das Mädchen hält sie mit aller Kraft fest. Da flüstert eine menschliche Stimme aus dem Tier: »Warum heilst du mich, du, die meinen Tod verursachte?«

Und das Mädchen antwortet: »Wohl habe ich deinen Tod verursacht, aber es war nicht meine Schuld; denn ich liebte dich, und ich liebe keinen anderen als nur dich.« Da fällt die Schlangenhaut zur Erde und das Mädchen hält den Geliebten im Arm.

Manch tiefe Gedanken blitzen aus diesen naiven Dichtungen auf. Oft klingen sie an Motive anderer afrikanischer Märchengruppen an, so daß an Entlehnungen gedacht werden könnte. Immer aber erscheint auch das, was fremdes Gedankengut sein könnte, in einer ganz isolierten, selbständigen Fassung und Stimmung, deren nur die Buschmannsseele fähig ist. Diese Seele gestaltet wie die unverdorbener Kinder, völlig spontan, sprunghaft, Eingebungen des Augenblicks folgend, mit einem Wort: dämonisch. Sie weiß nichts von logischem Aufbau, von Folgerichtigkeit und künstlerischer Technik. Ihre Phantasiegebilde gleichen wuchernden Urwaldschlingpflanzen, die ihre Ranken in jeden freien Raum hineintreiben, keiner Symmetrie, keiner strengen Form gehorchen, aber in ihrer Gesamtheit immer ein Bild reicher, erdhafter Wachstumskraft geben. Sie sind naiv im stärksten und besten Sinne dieses Wortes und demjenigen innerlich vertraut, dem in dieser Gegenwart allbeherrschenden und allerdrückenden Intellekts noch ein Rest kindhafter Seelenstimmung verblieb.

Die Buschmänner beten auch zu ihrem Urvater. Leise und flehend. »O Vater, sind wir nicht deine Kinder? Siehst du nicht unseren Hunger? Gib uns Nahrung!« Wenn sie sterben, gehen sie zu ihm ein. Anderen Menschen sprechen sie nur sehr ungern von diesen heiligen Dingen. »Warum wollt ihr die ewigen Geheimnisse erforschen?« antworten sie dem drängenden Forscher.

Kindlich sind alle diese Anschauungen und Dichtungen. Ein Ton seltsamer Schwermut zieht durch sie hin, die naive Heiterkeit anderer Negerdichtungen fehlt. Sie sind herb und ernst, manchmal auch hart und derb, aber von einer inneren Geschlossenheit und schlichten Größe, die nur ein Volk besitzen kann, dessen Seele noch ganz in den traumhaften Gefilden des Gemütes ruht, von Verstand und Denken, von Zwecktrieb und Kausalitätssuchen nichts weiß.

Dies ist der Buschmann als Dichter.

Immer weiter faltet sich das Reich der Buschmannsseele vor uns auf. Wir steigen zum letzten: dem Buschmann als Maler.

Als die ersten Europäer Südafrika durchforschten, fanden sie in Höhlen, Bergspalten und an geschützten Wänden unter vorspringenden Schichtfelsen Malereien von seltsamer künstlerischer Reife. Tänze, Tier-, Jagd- und Kampfbilder, Darstellungen kultischer und mythologischer Art enthüllten sich in diesen einsamen, meist unbewohnten Winkeln. Das merkwürdige war nun, daß solche Malereien auftauchten, wo immer man Südafrika zu durchforschen begann, in den Terrassenländern des Ostens und Südens, den Felssimsen des Westens und den Gesteinsbildungen der Mitte.

Südafrika war in seiner ganzen Ausdehnung überzogen mit einem Netz von Felsbildern, in denen die Einwohner dieses Landes den künstlerischen Gestaltungsdrang ihrer Seele ausgeströmt hatten. Wer mochten diese Menschen sein?

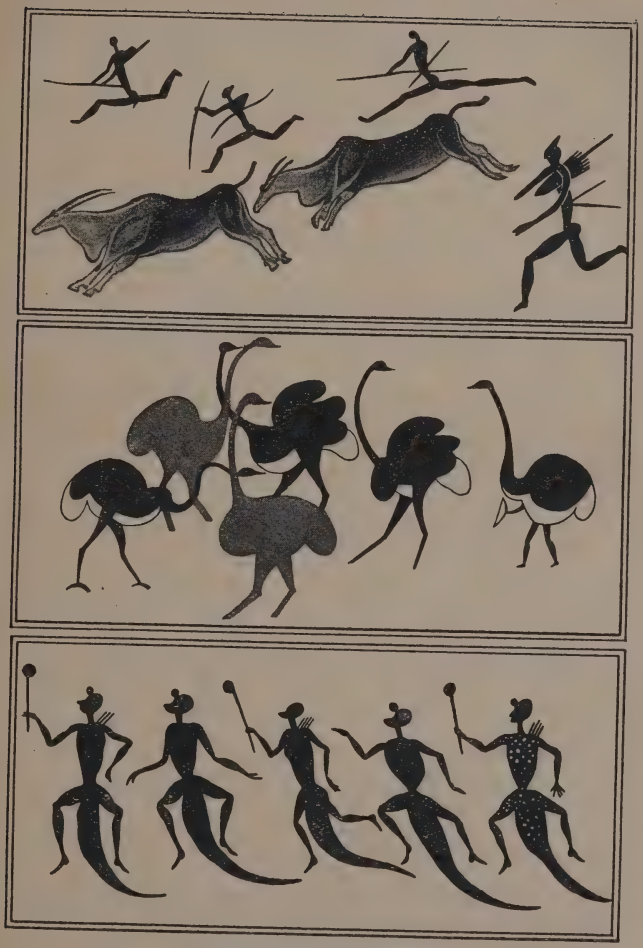
Wie sich bald herausstellte, kamen Kaffern und Hottentottenvölker als Urheber nicht in Betracht. Wohl aber brachte die Zeit auch aus der scheuen Schweigsamkeit des Buschmanns allmählich überzeugende Beweise herauf, daß er der Künstler war.

Der schmutzige, häßliche, unansehnliche, keine Kulturgeräte feinerer Art aufweisende Buschmann besaß die Fähigkeit, seine Gefühle, Erlebnisse und Anschauungen malerisch und plastisch auszudrücken!

Was tat Europa? Es registrierte diese Tatsache als besonderes ethnographisches Kuriosum. Und dabei blieb es. Auch diese Proben eines starken, unter Negervölkern ganz vereinzelt dastehenden geistigen Könnens haben keinen Wandel in der kulturellen und menschlichen Wertung des Buschmanns herbeigeführt, ja, sind kaum in ihrer künstlerischen Bedeutung überhaupt erkannt worden. Erst die neueste Zeit hat, besonders unter dem Einfluß der Forschungen von Chapman, Fritsch und Bleek einigen Wandel geschafft. Er ist immer noch gering genug. Außerdem kommt er für den Buschmann selbst zu spät. Was heute an Achtung vor dieser Kunst zugleich Fürsorge für den Künstler werden will, findet ein in der vorausgegangenen langen Zeit der Mißachtung und Verfolgung längst körperlich und seelisch gebrochenes, dem Untergang verfallenes Volk.

Der Buschmann als Freskomaler! Tausende solcher Werke hat seine kleine, faltige, schmutzige Hand auf die Felswände seiner Heimat gemalt oder als Flachreliefs aus ihnen herausgeschabt. Auf einem Höhenzug bei Hope-Town sah Fritsch Tausende von verschiedenen Malereien, oft mehr als zwanzig auf einem Block, alte, längst verwitterte, neben Erzeugnissen jüngerer Zeit. Jahrhundertelang hat der Buschmann an diesem großartigen Naturbilderbuch seines Lebens und seiner Geschichte, seiner Sagen und seines Glaubens gearbeitet.

Die Farbe dieser Bildwerke ist meist ein leuchtendes Braunrot, wohl aus gepulvertem Eisenoxyd mit Harz und



Die Kunst des Buschmanns.

Fett als Bindemitteln gewonnen, zuweilen auch Gelb, Schwarz und Weiß. Die Darstellung beschränkt sich nicht auf einzelne Figuren, sie umfaßt auch ganze Vorgänge, die oft, wie das bekannte Regenzeremonial mit der Wasserkuh, durch Szenenfolgen wiedergegeben sind. Auch perspektivische Zeichnungen wurden gefunden. Es sind mehr als nur Ansätze zu malerischer Komposition, die dabei sichtbar werden. Auch die Karikatur fehlt nicht. So erscheinen Kaffern, die ersten Feinde des Buschmanns, in langgeschweiften Gewändern, die ihnen ein amphibienhaftes Aussehen geben.

Natürlich wechseln reife und weniger reife Darstellungen. Das Gesamtergebnis aber bleibt immer verblüffend und beschämend. Mit unglaublicher Leichtigkeit und Strichsicherheit, fast möchte man sagen Eleganz, sind viele dieser Bilder gezeichnet. Die Ökonomie der Ausdrucksmittel ist überraschend. Ebenso das sichere Gefühl für Abstufungen von Licht und Schatten. Mit wenigen Konturen und Schattenflächen entsteht sprühendes Leben in Bewegung und Ausdruck. Herrlich gelingt der Sprung des hetzenden Jägers, die angstvolle Flucht des Wildes, die massige Pose des äsenden Büffels, das zierliche Geläuf der Gazellen, das unruhig zweifelnde Augen der Strauße auf den verkleideten Jäger (worin wir einen Beweis für die oben geschilderte Straußenjagd erkennen), das Hinstürmen angreifender Krieger (das auf dem Einband dieses Buches als Vignette verwendet wurde), der rhythmisch gebändigte Tanz und vieles andere.

Wir kennen heute viele Proben solcher »primitiven« Kunst. Indianische Felsbilder oder die vorgeschichtlichen Höhlen- und Steinmalereien in Frankreich, Spanien, Nordafrika fallen uns ein. Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen den

Felsbildern von Frankreich bis zum Südkap herunter. Dann würden die südafrikanischen Reste eine Zeitspanne von Jahrtausenden umfassen. In der Tat sind die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen der Bildkunst des Buschmanns mit denen der alten Nordafrikaner, Spanier und Südfranzosen auch auffallend genug. Es wäre nicht undenkbar, daß diese Buschmänner mit den paläolithischen Künstlern Westeuropas auch der Abstammung nach zusammenhängen und durch große Völkerverschiebungen in vorgeschichtlicher Zeit nach Süden abgedrängt wurden.

Es ist hohe Kunst, was uns der Buschmann alter und neuer Zeit auf den Steinen seines Landes hinterlassen hat. Nicht nur deswegen, weil sie der von Altamira in vielem ähnlich ist. Diese Buschmannskunst hat eine Seite, auf der sie nach meinem Empfinden die Leistungen der nördlicheren Völker sogar übertrifft. Sie ist groß nicht nur als naturalistische und sensorische Kunst, das heißt in der sicheren Erfassung und Wiedergabe des betrachteten Objekts, sondern sie ist groß vor allem deswegen, weil sie sogar bis zur Stilisierung vorgedrungen ist. Und zwar zu einer (bei einem primitiven Volk selbstverständlich) völlig ungesucht aus natürlichen und unbewußten inneren Schwingungen hervorgehenden, spielend sich entfaltenden und auch unser verwöhntes Auge entzückenden Art dieser Kunstform. Um das ganz zu erweisen, müßten unserem Buche viele Abbildungen zur Verfügung stehen. Ich glaube aber, daß auch die wenigen Proben schon das ahnen lassen, was ich meine. Man betrachte nur einmal die Straußenjagd und den Tanz der Geschwänzten unter dem Gesichtspunkt des künstlerischen Stiles. Ist dieser Rhythmus der Arme, Beine und Schwänze, die Verschlingung, Gewichts- und Linienverteilung

der Straußenhälse nicht Stilkunst, und zwar nicht bloß im Ansatz, sondern in schon reifem Entwicklungsgrad?

So wird es nun klar, daß sich in dieser Buschmannsmalerei echte und starke künstlerische Begabung auslebt, daß sie kein zeitvertreibendes Tändeln eines verwöhnten, auf Lebensverfeinerung bedachten Volkes ist. Es ist wirklich naive Naturschöpfung mit allen Anzeichen eines tief aus dem Innern hervorbrechenden Gestaltungszwanges. Mag die Hand des wilden Künstlers Jagd oder Kampf, Tier oder Mensch, Figur oder Komposition geben, mag sie naturalistisch oder stilistisch, symbolisch oder realistisch arbeiten, immer liegt etwas traumhaft Gebanntes, ein Geführtsein von inneren Gesichten über dem, was sie schafft.

Schwer ist es oft, dies zu sehen. Der Europäer sieht die Welt durch die Brille seiner Geistigkeit, seiner Wertmesser und seiner wissenschaftlich deduzierten Schematismen. Was in dieser Brille grau erscheint, soll auch grau sein, was an der abendländischen Wertskala gemessen, tief bleibt, auch tief sein, was in kein System paßt, außerhalb des in Betracht Kommenden stehen. Handelt es sich um Kunst, so legt man es bestenfalls in ein neu errichtetes Schubfach hinein mit der Aufschrift »Primitiv«.

Aber mein lieber Herr Europäer, wollen Sie nicht vielleicht Ihre Brille auch einmal absetzen? Um Gottes willen, die Welt wird zum Chaos! Gemach, es ist nur der Glanz ungewohnter Lichtfülle, der Sie blendet. Lassen Sie Ihre Brille ruhig weg und gewöhnen Sie sich an den Glanz. Dann werden Sie in dem Chaos neue gewaltige Linien sehen, von denen Sie vorher nichts wußten, werden Sie wenigstens eine Ahnung dafür bekommen, daß außer dem Abendland auch

noch andere Völker und Kulturen auf dieser Erde sind, daß vieles gerade ist, was Ihre Brille krumm zeigte, hoch, geordnet und reif, was Sie in die Rumpelkammer der Kultur weisen zu sollen glaubten. Und aus solcher Gewöhnung wird dann eines Tages eine neue Kulturanschauung hervorgehen, die in der Achtung vor fremdem Leben, Arbeiten, Können und Empfinden neue und unendlich stärkere Pfeiler des Wissens, Ahnens und der Ehrfurcht vor dem Höchsten gewinnt, als wir sie je vorher aus dem kleinen Sektor unseres abendländischen Seins und Wollens heraus hatten und haben konnten.

So war der Buschmann als Jäger, Musiker, Dichter und Maler. Wie aber war sein soziales Leben, seine politische Organisation, sein Staat?

Fragen wir uns unvoreingenommen selbst, was wir nach allem bisher Gehörten vom Buschmann als Bürger und politischen Organisator erwarten dürfen, von einem Menschen, dessen Seele ganz in den zweckfremden Regionen des naiven Gemütes schwebt, dessen äußeres Leben an verfeinerten Geräten so gut wie nichts aufweist, nicht einmal den Hüttenbau kennt (Höhlen, ein notdürftig zusammengebogenes Blätterdach oder ein Sandloch genügen ihm als Hausung, meistens verschmäht er auch das noch und begnügt sich mit seinem Mantel). Nichts Großes auf dem Gebiet des Soziallebens können wir erwarten. Denn hier ist nicht das Gemüt der entscheidende Bildner, sondern der Verstand, hier gibt es kein traumhaftes Tasten und Sichausleben, sondern nur klaren, bewußten Willen. Beides aber besitzt der Buschmann nicht. Beides findet, wie wir sahen, auch in der Natur dieses Landes seine Hemmungen.

So ist tatsächlich auch bis heute nichts wirklich Zuverlässiges über größere soziale oder politische Leistungen der Buschmänner bekannt geworden. Selbst die ersten Forscher des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, wie Sparrmann, Levaillant, Andersson, Baines, Chapman, Moffat und Livingstone, die doch noch verhältnismäßig ursprüngliche Zustände angetroffen haben müssen, wissen nichts von solchen Dingen zu berichten. Nur das eine hat sich ergeben, daß die Buschmänner in verschiedene Stämme mit verschiedenen Namen und sogar verschiedenen Sprachen und körperlichen Merkmalen zerfallen. Das letztere beruht zweifellos auf einer Blutmischung mit später eingewanderten Fremdvölkern. Die Sprachgruppen und Stammesunterschiede könnten, wie Passarge annimmt, an sich letzte zusammengeschrumpfte Reste einst großer Buschmannreiche sein, wenn nicht der geschilderte kindlich-naive Charakter dieses Volkes und seine ganze, im wahren Sinne primitive Daseinsform solche Sozialbildungen sehr unwahrscheinlich machten.

Natürlich hat auch der Buschmann nicht ohne jegliche soziale Bindung gelebt. Die allein sicher verbürgte Bindung dieser Art aber ist nur die Sippe. Es treten neben mutterrechtlichen auch patriarchalische Merkmale in diesem Volke hervor. Möglich und wahrscheinlich ist es, daß aus der Gesamtheit dieser patriarchalischen Familienhäupter sich ein von diesen gewähltes Sippenoberhaupt herausgebildet hat, vielleicht auch aus den Sippenoberhäuptern wieder ein Stammeshäuptling. Eine entscheidende Rolle werden diese verschiedenen Häupter, bis auf die Familienväter, aber nie gespielt haben. Sonst wäre ihrer auch sicher in den Mythen und Überlieferungen der Buschmänner ausführlich gedacht. Es ist ja auch

ganz klar: das Gemüt dieses Volkes war kein tragfähiger Boden für staatliche Gebilde noch so primitiver Art, und an dem unbändigen Freiheitsdrang des Jägers und Nomaden mußten alle Versuche staatsbürgerlicher Erziehung immer wieder scheitern, wenn sie überhaupt unternommen wurden.

Auch über das Familienleben wissen wir nicht viel. Die Keuschheit der Frauen wird im Gegensatz zu dem Verhalten anderer südafrikanischer Negervölker von vielen Forschern gerühmt, was allerdings einen wichtigen Anhaltspunkt für weitere Schlüsse auf das Familienleben bildet. Ein anderes Merkmal des Gemeinschaftslebens ist die Freigebigkeit des Buschmanns, besonders nach guter Jagd, und seine Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit in der Auskunftserteilung an Fremde, die ihm freundlich begegnen. Wunderbar genug bleibt es nach alledem, wie dieses Volk die zu tiefst in ihm ruhende Daseinsbestimmung, die äußere und innere Verbundenheit mit der Natur, zu erfüllen und sich trotz seiner politischen Zersplitterung inmitten völlig anders gearteter Völker als isolierte Kultureinheit zu erhalten vermocht hat. Bis in die Sprache reicht diese Behauptung eigenen Wesens hinein. Lange hat man geglaubt, daß die Gleichartigkeit der Schnalzlaute in den Hottentotten- und Buschmannssprachen auf Entlehnungen der Buschmänner von den Hottentotten beruhe. Karl Meinhof aber hat neuerdings einwandfrei nachgewiesen, daß gerade das Umgekehrte der Fall ist. So stehen die Buschmänner also auch sprachlich den übrigen Südvölkern in völliger Isolierung und Unberührtheit gegenüber. Leider verbieten es Umfang und Charakter dieses Buches, auf solche und viele andere wissenschaftliche Fragen tiefer einzugehen.

Wenden wir daher unseren Blick noch einmal zu dem zu-

rück, was an großen Leistungen aus dem Leben des Buschmanns vor uns sichtbar geworden ist. Denn es bleibt uns noch ein letztes zu schildern, etwas tief Tragisches: der Untergang dieses Volkes.

Unter den vielen Forschungsreisenden Südafrikas hat sich bis auf wenige Forscher der neueren Zeit keiner wirklich tief mit der Seele dieses Volkes beschäftigt. Deshalb war es auch unmöglich, diesen Abschnitt des Buches nach einem Forscher zu orientieren. Das Heldentum liegt hier ganz und gar nicht auf der Seite der Forscher, sondern allein bei den Erforschten. Hören wir, wie dieses Volk, das ein unerhört reiches Jagdleben entwickelt, eine tiefinnerliche Musik, eine lebensvolle Mythologie und eine erstaunliche Bildkunst hinterlassen hat, menschlich im Urteil der reisenden und nichtreisenden Forscher erscheint.

Andreas Sparrmann (1772—1776) schildert die Buschmänner nur als hinterlistige Räuber und Mörder. Levaillant (1781) nennt sie unstete, gefräßige Jäger, die mehr Affen als Menschen gleichen. Auch Livingstone vergleicht die Buschmänner mit Affen, schildert ihre Gewohnheiten im Vergleich zu seiner sonstigen Ausführlichkeit bei Betschuanenvölkern auffallend flüchtig, hat uns aber doch eine Beobachtung von hoher Bedeutung hinterlassen, daß nämlich diese Buschmänner »nie mutwillig lügen«. Wir wollen darin aber keine besondere moralische Leistung sehen, denn einem in völliger Primitivität und Kindlichkeit hinlebendem Naturvolk muß die Lüge notwendig weniger geläufig sein als Völkern, die schon in die Maschen zivilisierter Verkehrsberührung und damit gesteigerter Interessenkonflikte verfangen sind. Moffat beschäftigt sich ausführlicher mit den Buschmännern,

entdeckt auch neben häßlichen Eigenschaften »aimable qualities«, findet jedoch auch von diesem Ansatz den Weg nicht zu tieferen Beobachtungen. Die meisten Reiseberichte über Buschmänner aber sind dürftig an Umfang wie an Inhalt. Selbst Forscher der neueren Zeit, denen doch schon reiches Material zur Verfügung stand, haben oft in diesem Material gar nicht oder nur sehr oberflächlich zu lesen verstanden. So wird das sonst ausgezeichnete Werk von James Bryce über Südafrika (1900) den Buschmännern nur sehr äußerlich gerecht, bezeichnet Theodor Barth (1900) sie als eine »recht kümmerliche Gesellschaft«, geben nicht nur unsere Konversationslexika, sondern sogar große geographisch-anthropologische Afrikawerke systematischer Art entweder geradezu schiefe oder zu wenig in die Tiefe dringende Schilderungen. Forscher von größerer Blicktiefe, wie Fritsch, Holub, Schinz, Passarge und vor allem Bleek, kommen, wenn man ein Fazit der Buschmannliteratur zieht, gegen diese Gesamtstimmung, die von Verachtung über Gleichgültigkeit zur Flüchtigkeit oder bestenfalls Ungenauigkeit führt, immer noch nicht auf. Am schlechtesten kommt der Buschmann im Urteil südafrikanischer Kolonisten, Beamten und Militärpersonen weg. Hier herrschen Verachtung oder wegwerfende Äußerungen und teilweise Haß ganz unbestritten vor. So stark, daß irgend eine Berechtigung darin liegen muß.

Zwei Eigenschaften des Buschmanns haben den weißen Kolonisatoren zu ihrem kurzsichtigen und gefährlichen Urteil scheinbare Berechtigung gegeben: der geradezu elementare, durch keine noch so harten Mittel zu beugende Freiheitsdrang dieses Volkes und seine Anschauungen über Mein und Dein.

Der Buschmann setzte, im Gegensatz zu den weicheren Bet-

schuanen und Hottentotten, ja sogar den kriegerischen und starken Kaffern, allen Missions- und Kolonisierungsversuchen zähesten Widerstand entgegen. Er ließ sich weder bekehren, noch an geregelte Erwerbsarbeit gewöhnen. Er floh und blieb der »Wilde«. Wenn man ihn verfolgte, wehrte er sich. Tötete man seine Angehörigen, so rächte er sich unter Aufbietung aller seiner Jagdinstinkte und Gebrauch seiner Giftpfeile. Haß schlug auf zwischen dem Buschmann und dem weißen Farmer, dem der gewandte Sohn der Buschwildnis in den ersten Jahrzehnten ein gefährlicher Gegner wurde. Denn er kämpfte nicht wie sozial durchgebildete Völker in offenem Gefecht, sondern er beschlich seinen Gegner genau so, wie er es von der Jagd her gewohnt war. So mußte er als hinterlistiger Angreifer erscheinen.

Aber er beschlich auch das Vieh des Farmers und raubte es. Nicht aus Stehlsucht, sondern aus Not, weil seine Jagdgründe durch das Eindringen der Weißen verödeten. Notwehr und Hunger trieben ihn, den von keinem Moralgesetz Wissenden. Kann man auch moralische Disziplin rechtlicher Art bei einem Menschenschlag erwarten, der in kleinen, hordenartigen Familien- oder Sippengruppen lebt, keinen Handel, keinen Verkehr im sozialwirtschaftlichen Sinne kennt, dessen Bedürfnisse an materiellen Gütern minimal sind und von ihm selbst befriedigt werden, der sich seine Nahrung täglich aus der Natur herausgreift, also eine verfeinerte Besitz- und Eigentumsvorstellung nach unserer Art gar nicht entwickeln kann? Kurz, kann man von einem Volke mit so primitivem sozialen und überhaupt keinem Staatsleben ein Rechtsempfinden europäischer Art erwarten? Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß sich die Buschmänner innerhalb ihrer Stam-

mesverbände nicht bestehlen, ja, wir wissen sogar, daß sie die Grenzen ihrer genau abgesteckten Jagdreviere sorgfältig achten, also untereinander Treue und Redlichkeit wohl kennen. Dies wird aber nicht nur aus angeborener Veranlagung, sondern auch daher rühren, daß es eben in einem Buschmannsdasein gar nicht viel zu stehlen und zu betrügen gibt. Wie soll da ein so hochwertiges Rechtsempfinden überhaupt entstehen, das mit der Wegnahme von Feindesgut die Vorstellung des Unrechts verknüpft? Sehr leicht machen es sich die weißen Eroberer, wenn sie Not- und Gegenwehr dieses Volkes nur als feige Hinterlist und Dieberei bezeichnen. Ja, genau besehen, fällt dieses Urteil gegen die Urteiler selbst zurück. Doch hören wir jetzt, wie der Untergang dieses Volkes sich im einzelnen vollzog.

Viele Jahrhunderte haben die Buschmänner als unbestrittene Herrscher in Südafrika gejagt, getanzt, gedichtet und gemalt. Vom Kunene zum Sambesi, vom Ngamisee zum Südkap haben ihre Jagdreviere gereicht. Besonders bevorzugt werden die reicheren Länder des Ostens gewesen sein.

Da erschienen eines Tages aus der Gegend des Njassa lange Züge eines fremden, hochstämmigen, sozial geeinten Volkes, Hottentotten. Sie verlangten Gastrecht in diesem Lande und erhielten es wohl auch ohne besondere Kämpfe. Denn wir sehen in der Folge vielfach sogar eine Blutmischung zwischen Buschmännern und Hottentotten eintreten und die kleinen Jägerhorden überall meist friedlich zwischen den Viehfarmen der Hottentotten wohnen. Hirten also waren diese Ankömmlinge und damit von vornherein seßhafter, sozial bildungsfähiger als ihre Gastgeber. Oft lernen bei solchen Kulturzusammenstößen die Alten von den Neuen. Der Buschmann

aber lernte nichts. Er blieb Jäger, auch dort, wo körperlich eine Mischung stattfand. So wird das alte Verhältnis zwischen Buschmännern und Hottentotten im ganzen ein friedliches gewesen sein, aber ohne engere geistige Gemeinschaft.

Diese Ruhe wurde dann durch neue Eindringlinge gestört, die bedeutend gröber verfuhren als die Hottentotten. Große, gewaltige und kriegerische Bantugestalten stießen von Norden nach Südosten in das Land, Kaffernvölker. Sie machten nicht viele Umstände, sondern nahmen, was ihnen am meisten gefiel, und trieben die bisherigen Eigentümer fort. Der ganzen Ostküste entlang, dem fruchtbarsten Streifen Südafrikas, siedelten sie sich an und schoben Hottentotten und Buschmänner nach Westen weg. Jetzt zogen sich auch diese Völker auseinander. Die Hottentotten suchten die westlichen Bezirke der Viehtriften, während sich die Buschmänner im Süden und in der Mitte zusammendrängten. Friedlich ist es damals nicht zugegangen. Das wissen wir aus den Dichtungen und Malereien der Buschmänner. Die Kriegsfahrten der Kaffern haben manches Buschmannsnest ausgehoben und vernichtet. Unruhe und Verteidigungssorge zogen in die Gemüter der Buschmänner ein. Aber am Lebensstrang waren sie nicht getroffen. Ihrer blieben noch weite Reviere, die kein Kaffer erreichte. Noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert haben Buschmänner in der Gegend von Kapstadt gejagt.

Da aber erschien der dritte Eindringling, der Weiße. Und mit ihm das Grauen. Der Untergang in Not, Qual und Verzweiflung.

Wir hörten, wie das Wild sterben mußte, als der Siedlungsgürtel der Weißen das Land von drei Seiten zu um-

fassen begann und sich im Knall europäischer Waffen gewaltsam und unaufhaltsam nach dem Innern vorschob. Mit dem Wild mußte auch der wilde Mensch dieses Landes flüchten. Tier und Mensch wichen vor der weißen Welle in das Innere zurück. Denn das eine war genau so unzähmbar, genau so angewiesen auf Freiheit, wie der andere. Wohl gab es Stämme, die in der weißen Welle aufgingen, dem neuen Daseinsgesetz sich beugten, mit den Weißen zu gemeinsamer Arbeit sich verbanden und sogar Christen wurden oder zu werden vorgaben — viehzüchtende Hottentotten, Betschuanen und vereinzelt sogar Kaffern. Für die Buschmänner, die vom einen wie vom anderen nichts wußten und nichts wissen wollten, ja konnten, für die es nur eines gab, die freie Jagd, für diese unseßhaften Menschen der Bewegung und Gefahr war dieses Aufgehen in der weißen Welle völlig ausgeschlossen.

Sie wichen zurück. Aus dem Angriffswall standfester Farmen aber brachen allerorten Stoßtrupps vor, Jagdzüge der Weißen, die hinter den Linien der Buschmänner, ja mitten zwischen ihnen, Massenmorde unter dem Wild veranstalteten. Unsinnig oft, allen Regeln echter Jägerei hohnsprechend, sind diese Jagdzüge gewesen, die man besser Schlächtereien nennen sollte. Ein Schwelgen des »Sportsman« und Händlers in Treffweite und Treffsicherheit der Waffe und Reichtum des Wildes. Bald waren die Folgen zu spüren. Das Wild nahm reißend ab. Ganze Gattungen wurden ausgerottet oder verkamen durch Abdrängung in Reviere, die ihrer Konstitution nicht entsprachen. In wenigen Jahrzehnten verödeten ganze Landstrecken. In manchen Gegenden zwischen Natal und Sambesi, wo es von Tieren wimmelte, erinnerten schon wenige Jahre nach dem Einbruch der Weißen nur noch Gerippe

an den früheren Reichtum. Sinnlos und häßlich, ja kläglich hat sich der Europäer benommen. Wäre nicht die Natur selbst, soweit sie es vermochte, ihren Geschöpfen zu Hilfe gekommen, so wäre vielleicht das ganze herrliche Tierparadies heute nur noch ein einziger Tierleichenacker. Sie nahm die gehetzten Opfer in ihre Fieberdistrikte zwischen Delagoabai und Sambesi, in die wasserarmen Bezirke der Kalahari, die dem Jäger längeren Aufenthalt wehren, oder in die Urwälder des Nordens auf, um sie dort dem Schutz besser verteidigter Negerstämme anzuvertrauen, und sie sandte einen Helfer ganz merkwürdiger Art, die kleine Tsetsefliege, deren Biß dem freilebenden Wild ungefährlich ist, aber die Pferde, Zugochsen, Esel, Ziegen und Hunde der Jäger und Farmer in kurzer Zeit tötet.

Aber alles dies half den Tieren des Landes nur wenig. Gar nichts half es dem Menschen. Die Fieberdistrikte der Küste waren ihm verschlossen, die Urwälder des Nordens auch, denn dort wohnten wiederum fremde, ihm feindliche Menschen, und die Tsetsefliege herrschte hauptsächlich in den Gebieten der anderen Südneger, die ihm gleichfalls fast überall verschlossen waren. So blieb ihm nur die Wüste. Was aber dort dem weißen Manne zum Verderben wurde, der Wassermangel, wurde dem zähen Buschmannskörper zwar nicht sofortiger Tod, aber doch eine unsägliche Pein; der Anfang eines neuen Existenzkampfes, eines Verkümmerns an Zahl und Kraft, eines langsamen, grauenvollen Hinsiechens an Seele und Leib.

Vor allem aber war in kurzer Zeit die materielle und ideelle Grundlage seines Daseins zerstört, eben das Tier. Mit dem Tier traf die europäische Kugel immer auch den Menschen.

Es schwand die hauptsächliche Nahrungsquelle des Buschmanns, es schwand aber auch seine geistige Welt. Der Buschmann verlor den Gefährten, den er nicht nur jagte, sondern zu dem er betete, den er nicht nur zu Tode rannte, sondern auch in seinen Mythen verherrlichte, den er nicht nur mit dem Giftpfeil beschlich, sondern den er in symbolischen, liebevoll ausgeführten Gemälden fortleben ließ. Die geistige Welt des Buschmanns, der Inhalt seiner pantheistischen Seele sank vor ihm dahin. Der Buschmann wurde einsam. Und als er seine Tiere nicht mehr hatte, brach auch seine Lebenskraft.

Nicht der Hunger allein, nicht die Dürre der Wüste hat diesen eisern zähen Menschen vernichtet. Hunger und Durst haben nur den Körper getroffen. Das Hinsterben der Tiere aber hat auch seine Seele zerstört.

Können wir es nun noch verdenken, wenn Verzweiflung und Haß im sterbenden Volk der Buschmänner ebenso blind und großartig aufflammten wie sein Freiheitstrieb und ihn zu unbedachten Handlungen hinrissen? Daß er Mord mit Mord vergalt? Daß er raubte? Und grausam wurde?

Wenn sich da trotzdem noch ein Wort der Verurteilung regen will, dann höre man das letzte: daß der Buschmann selbst, der Mensch, dem Weißen zum Wilde wurde, daß man ihn, der nur um Boden, Nahrung und Seele kämpfte und sich wehrte, wie jeder andere auch getan hätte, für vogelfrei erklärte; daß man ihn tötete, wo man ihn fand, ja, daß man ganze Treibjagden nach ihm veranstaltete und dieses Morden auch noch staatlich organisierte. Buren waren es, die solches fertigbrachten; Menschen, die auf den Tischen ihrer Häuser die Bibel liegen hatten und in ihr lasen, erklärten den Buschmann als Tier, das zu jagen keine Glaubensvorschrift ver-

biete. Um dieses alles zu rechtfertigen, wurden Schauergeschichten über die Grausamkeit und Niedertracht der Buschmänner verbreitet. Diese Lügenberichte wirkten wie alle solche Erfindungen, wenn sie geschickt gemacht sind. Davon wissen die Deutschen von heute genug. Aber war es nicht merkwürdig, daß aus der gleichen Zeit, in der die Ausrottung der Buschmänner durch Einsetzung besonderer Abschußkommandos legalisiert wurde, aus entlegeneren Teilen des Landes Berichte ganz anderer Art nach Europa gelangten? Berichte, auf die freilich im Kapland niemand hörte. Berichte über Buschmänner, die zutraulich die Trekkwagen einsamer Reisender umringten, Führerdienste leisteten, Wasserstellen zeigten, bei der Jagd halfen, die sogar, wenn auch immer nur kurze Zeit, sich als Viehtreiber anwerben ließen und, auch wenn sie in plötzlich erwachtem Freiheitstrieb verschwanden, nichts mitnahmen. Ist es nicht merkwürdig, daß wir keinen Fall kennen, in dem ein Forschungsreisender von diesen »grausamen« Menschen ermordet wurde, ja, daß sogar die einsam streifenden Jäger wie Galton, Anderssón, Chapman, Oswell, Wahlberg und viele andere, die sämtlich und oft jahrelang mit Buschmännern in Berührung standen, von keinem Giftpfeil getroffen wurden? Es ist völlig klar: was man unten im Kapland von den Buschmännern erzählte, war zumeist Lüge und Übertreibung, und was an Gewalttaten wirklich begangen wurde, waren Verzweiflungsakte der Notwehr. Erst in der Verfolgung durch weiße und schwarze Eindringlinge hat dieses Naturvolk den Angriff gelernt. Wie wenig es auf den Kampf mit Menschen geistig eingestellt war, geht schon aus der in diesem Zusammenhang meines Wissens gänzlich übersehenen Tatsache hervor, daß es nicht einmal das primitivste

und fast allen Naturvölkern geläufige Verteidigungsmittel kannte, den Schild. Im Kampf mit Tieren war eben der Schild überflüssig. So mordete der Weiße geradezu in einem Wahn.

Anderes kam hinzu. Man brauchte Sklaven für die Verbilligung der Farmarbeit. Buschmänner waren solche wohlfeile Ware. Aber sie entflohen. Dies galt als Unbotmäßigkeit und rechtfertigte neue Jagd, neue Entführung, neuen Mord. Grauenvolle Einzelheiten sind uns aus diesem Vernichtungskampfe bekannt. Übergehen wir sie lieber!

Verzweifelt und wehrlos stand der Buschmann diesem Ausrottungswillen gegenüber. Die klügeren und berechnenden Hottentotten und Kaffern erfaßten sehr bald die Lage. Sie handelten mit den Erzeugnissen ihrer Arbeit das von den Weißen ein, was deren Überlegenheit allein begründete, die Schußwaffe. Sie lernten mit ihr umzugehen, in der Not sich damit zu verteidigen, ja, regelrechte Kriege zu führen. Der kindliche Buschmann aber wußte mit diesen Werkzeugen nichts anzufangen. Sie waren und blieben ihm völlig unbegreifliche Gegenstände. Täppisch kam er an die Trekkwagen der Reisenden heran und gab selig, was er hatte, für ein Röllchen Tabak, einige Glasperlen oder ein Taschenmesser dahin. Nach dem Gewehr begehrte er nicht. Seine Waffe blieb nach wie vor der kleine, kaum dreißig Meter weit tragende Bogen.

Noch im Sterben ist der Buschmann naiv, immer wieder gläubig und sich selbst, seiner Seele, seiner Daseinsbestimmung treu geblieben. Als Jäger hat er gelebt, hat er gelitten und ist er untergegangen. Kein friedliches oder gewaltsames Mittel, keine Missionsschule und kein Zwang zur Sklaven-

arbeit hat es vermocht, auf dieses Volk auch nur einen Schimmer europäischer Zivilisation zu übertragen. Der Buschmann blieb in seiner Welt, zog sich scheu zurück und wehrte sich, soviel er es vermochte. Als aus den Mißerfolgen der Weißen dann Verfolgung wurde, starb er. Aber er beugte sich nicht. Er ging in den Tod, gleichmütig und gefaßt. Wir wissen dies aus der Schilderung von Hinrichtungen. »Der Tod ist nur ein Schlaf«, sagt ein altes Buschmannswort.

Unbewußt ging alles dies in der Seele dieser Menschen vor sich. Kein Buschmann wird geahnt haben, daß Großes in seinem Verhalten lag. Sahen dies doch nicht einmal die Weißen. Aber unser ist es, laut auszusprechen, daß sich in dieser rücksichtslosen, bis zur Selbstvernichtung gehenden Treue gegen sich selbst, gegen das eigene, eingeborene Wesen, ein tragisches, starkes und schönes Naturheldentum abgespielt hat. Auch im Unbewußten kann Größe liegen.

Damit aber wird der letzte und tiefste Grund für den Untergang dieses Volkes sichtbar. Nicht Grausamkeit, Mordlust und Dieberei der Buschmänner waren die innere Ursache des Vernichtungswahnes der Weißen. Denn alle diese Eigenschaften entstanden erst aus der Verfolgung und wären bei menschlicherem Vorgehen der Weißen wohl ebensowenig aufgetreten wie dort, wo Buschmänner mit friedlichen Reisenden, Missionaren und Jägern zusammentrafen. Nein — der Weiße mordete, und der Buschmann wehrte sich, weil sich in diesem Aufprall zwei geistige Welten schieden, die des Zivilisationsmenschen und die des Naturmenschen. Nicht nur zwei verschieden geartete Kulturen, sondern zwei entgegengesetzte, sich ausschließende und abstoßende Seeleneinstellungen. So stark war dieser innere Gegensatz,

daß ein räumliches Nebeneinander unmöglich war. Urinstinkte müssen hier ein geheimnisvolles Spiel getrieben haben, das zum Kampf um Sein oder Nichtsein führte. Der Naturmensch war in diesem Kampf äußerlich der Schwächere.

So langsam, wie die Besiedlung des unwirtlichen Landes sich vollzog, so lange hat auch das Hetzen und Sterben des Buschmanns gedauert. Aus dem »Küchengarten« der Holländer bei Kapstadt im siebzehnten Jahrhundert sind Städte und Großstädte geworden, aus den Farmen Staaten, aus den Trekkfährten Schienen. Zur Viehzucht der Hottentotten und Kaffern kam die Ackerwirtschaft, kamen aber auch Diamanten- und Goldminen, Fabriken und Kontore. Kamen Kriege unter den Weißen selbst. Südafrika kam Europa nahe. Überall, wo das geschah, verschwanden die Tiere und der Tiermensch.

Schon vor dem Kriege war es eine Seltenheit, wenn man noch Buschmänner antraf. Es gab Forscher, die auszogen, um sie zu studieren, und die mit leeren Tagebüchern heimkehrten, weil sie keine gefunden hatten. In den Bezirken ganzer Stämme zählte man hundert bis hundertfünfzig Köpfe. Die Gesamtzahl sämtlicher noch lebenden Buschmänner schätzte Passarge 1907 auf fünf- bis zehntausend Seelen.

Und dies war vor sechzehn Jahren. Was seither mit den Buschmännern geschehen ist, wissen wir nicht. Treibjagden wird man auf diese kümmerlichen Reste nach so herrlichen »Jagderfolgen« wohl nicht mehr veranstaltet haben. Auch hat die moderne Humanitätsparole die Polizei mobil gemacht, wider und für den Buschmann. Dafür haben aber andere

Zerstörungskräfte das Werk vollendet: Rückgang der Jagd, Dürre der heutigen Wohnstätten, die nur noch dort liegen, wohin sich kein Farmer getraut, Fieber und vor allem die Entseelung der Umwelt.

Niemand kann angeben, wieviele Buschmänner in diesen Einöden heute noch leben. Oft werden es nur noch einige versprengte Horden sein, vielleicht nur Familien.

In den meisten Bezirken aber hat schon der Letzte seines Stammes verschmachtet im Busch die Augen geschlossen und in dem zähesten Gefährten der alten Zeit den Totengräber gefunden, der nächtlichen Hyäne.

Dumpf, gedankenlos wird sein Sterben gewesen sein. Keine Erinnerung an eine große Vergangenheit wird die erstarrenden Mienen verklärt haben. Ja, kaum eine Vorstellung dessen, was eigentlich mit ihm geschehen ist, wird dieses Volk auf seinem Opfergang getragen und gestärkt haben. Unbewußt, kindlich, traumhaft wie es lebte, wird es auch gestorben sein. Ein langsam in der Einsamkeit sich verlierender Klang.

Der Buschmann als Herrscher des Landes ist tot.

Aber seine Steine tragen sein Werk und sprechen von ihm. Sie reden ernst und tief. Über die Jahrhunderte hinweg.

Der Tod ist nur ein Schlaf.

Dulden

Logageng mit seiner Missionskirche um 1850.

Betschuanenvölker

Es war unmöglich, Leben und Kultur der Buschmänner im Zusammenhang einer großen Forschungsreise zu schildern. Kein Reisender hat lange genug unter diesem scheuen Volke geweilt, keiner den Weg bis in die letzten, uns so fremden und fernen Tiefen seiner Seele gefunden.

Wenn wir nun das letzte Zufluchtsgebiet der Buschmänner, die westliche, wüstenartige Kalahari verlassen und uns zum östlichen, steppenartigen Teil der südafrikanischen Hochebene wenden, um die Völker dieser Gegend, die Betschuanen kennen zu lernen, so treten wir sofort in den wissenschaftlichen Bannkreis eines großen und erfolgreichen Afrikaforschers, eines Mannes, der in zähester Hingabe sein ganzes Leben der Erkundung Südafrikas und seiner nördlichen Anschlußgebiete gewidmet und dabei gerade die Betschuanen wie kaum ein anderer vor und nach ihm beobachtet hat — David Livingstone.

Schon diese äußere Tatsache, daß wir nun wieder den Wegen eines Forschers nachgehen können, zeigt an, daß wir auf völlig anders gearteten Kulturboden treten. Äußerlich mag dem europäischen Auge der Unterschied zwischen Buschmännern und Betschuanen trotz großer körperlicher Gegensätze gar nicht so auffallend sein; beide erscheinen als Neger. Aber auf der Skala des feineren Seelenlebens zeigt sich ein Ausschlag von einer Weite, die kaum geringer ist, als die zwischen den Negern überhaupt und uns Europäern.

Die Betschuanen, an Zahl vielleicht dreihundert- bis vierhunderttausend Seelen, überziehen in freilich nicht sehr dichter Besiedlung das ganze innere östliche Gebiet der südafrikanischen Hochebene von den Drakensbergen bis in die Kalahari hinein, vom Oranje bis zum Sambesi (vergleiche die Karte). Man faßt den westlichen Teil der sehr zahlreichen Stämme dieses Volkes unter dem Namen Westbetschuanen zusammen, während man den östlichen als Ostbetschuanen oder Basuto bezeichnet.

Die Betschuanen sind Neger, das heißt südliche Ausläufer der großen, körperlich, kulturell und bis zu einem gewissen Grade auch sprachlich zusammenhängenden Negermasse des zentralen und westlichen Afrika. In schroffem Gegensatz zu den kleinen, hageren, langschädeligen und runzeligen Buschmännern zeigen sie hohen, schlanken, ebenmäßigen Wuchs, breite Gesichtsbildung mit flachem Nasenrücken, große, aufgeworfene Lippen und kurzes, krauses Wollhaar, alles Merkmale des allgemeinen afrikanischen Negertypus. Über den Charakter der Betschuanen herrscht keine Einmütigkeit. Die einen schildern sie als moralisch sehr tiefstehendes, feiges, faules, verschlagenes, verlogenes Volk, die anderen als ver-

hältnismäßig harmlos, gutmütig und friedliebend. Feststehen dürfte, daß die Betschuanen zur Weichlichkeit neigen. Sie sind sanft, gefügig, gesellig, dabei intelligent in unserem Sinne, im allgemeinen mehr defensive Naturen; doch bricht zuweilen durch diese friedliche äußere Schale noch ein Rest alter Barbarei und finsteren Ernstes durch, der aber sehr rasch wieder verfliegt. Ihre männlichsten Vertreter sind die Basuto des Ostens, die — freilich mit Kaffernblut aufgefrischt — auch noch kriegerische Eigenschaften zeigen. Im allgemeinen aber stehen die Betschuanen an Kriegslust und Mut hinter den Kaffern, an körperlicher Beweglichkeit und Ausdauer hinter den Buschmännern weit zurück. Dem entspricht auch ihr Wirtschaftsleben. Die Betschuanen sind seßhafte Viehzüchter und Ackerbauern, vor allem das erstere, mit einer Neigung zur Dorf- und Stadtbildung. Aus ihrer Bodenständigkeit heraus haben sie auch allerhand gewerbliche Fähigkeiten entwickelt. Besonders reichhaltig und gediegen gearbeitet ist ihre Bewaffnung; sie umfaßt Speere, Bogen, Keulen, Dolche, Streitärte und Schilde aus Rindshaut. Diese Waffen könnten furchtbare Angriffsmittel sein, besonders durch die ausgiebige und raffinierte Verwendung von Widerhaken, wenn sie in den Fäusten echter Kriegsmänner lägen. Den Betschuanen aber sind sie mehr Parade- und Verteidigungs- als Angriffsmittel. Es zeigt sich damit wieder die allgemeine Erscheinung: Verfeinerung und Vermehrung der Kriegsgeräte versteckt immer eine Verringerung des Kriegsgeistes.

Die Tracht der Betschuanen ist wie bei den Buschmännern der Lendengürtel, vor allem aber der große Karoß, ein den ganzen Körper verhüllender Mantel von gewalkter Tierhaut. Großer Wert wird auf Schmucksachen und kunstvolle Fri-

suren gelegt. Auch als Schmiede, Schnitzer, Töpfer und Flechter leisten die Betschuanen Bedeutendes, in der Feinheit und Selbständigkeit des Formgefühls oft sogar Verblüffendes. Überall treten uns folglich auffallend tiefe Gegensätze zur Kultur der an Waffen wie Geräten gleich armen Buschmänner entgegen.

Es ist klar, daß ein Volk von solchen friedlichen und biederen Eigenschaften geistig zugleich jene Art von Herdenhaftigkeit oder sozialer Einordnungsfähigkeit zeigen muß, die eine Voraussetzung ist für die Ausbildung starker Führerpersönlichkeiten und politischer Konzentrationsformen. Der gewaltige Naturdrang zur Freiheit, der die Buschmänner nie zu größeren Staatsbildungen gelangen ließ, fehlt hier fast völlig. So ist der Betschuane von Natur zum Untertan geschaffen, sehen wir im Bereich dieses Volkes auch in der Tat wieder die Gestalt des herrschenden Häuptlings, des mächtigen Zauberers und auch die des großen, mehrere Stämme kraftvoll zusammenfassenden Heerführers. Aber im Lande der großen Wagrechten, der Tafelberge und auflösenden Ebenen haben, wie wir wissen, auch diese Gebilde nur ein kurzes Dasein, wird aus dem Führer kein Dynastien gründender Herrscher, sondern immer wieder nur der große Kondottiere. So sehen wir die Reiche der Bakuena, Bamangwato, Makololo als ephemere politische Gebilde an einer Führerpersönlichkeit steil emporranken und mit ihr wieder verfallen. Die Kultur der Betschuanen duldet das große Reich, fordert es zuweilen auch wie aus einer krampfhaften Reaktion gegen den nivellierenden Geist der Landschaft, aber vermag es doch nicht zu tragen. Die Landschaft ist stärker als der politische Gestaltungsdrang ihrer Menschen. Haben so diese Versuche

auch keine bleibenden Ergebnisse zu bringen vermocht, so sind sie uns doch in einer anderen Richtung bedeutungsvoll: als Höchstleistungen dessen, was die Betschuanenkultur überhaupt hervorzubringen vermag. Da ferner diese Versuche hier stets in einzelnen überragenden Menschen zutage treten, läßt sich die Kultur der Betschuanen an den Lebensschicksalen ihrer politischen oder geistigen Führer wie in einer großen Zusammenfassung erkennen. Diese Zauberer, Häuptlinge oder Fürsten von größerem Format sind ein klarer Spiegel der bodenständigen Kulturform, und zwar deswegen noch umso mehr, weil die unüberwindliche geistige Schwerkraft der Landschaft auch sie immer wieder zum Geist dieser Erde niederzieht, der persönlichen Willkür folglich stärkere Schranken setzt, als in anderen Teilen Afrikas.

Damit tritt in unsere Darstellung der südafrikanischen Kultur ein neuer und sehr reizvoller Zug. Wir sehen diese Kultur uns in einzelnen, sie in sich zusammenfassenden und tragenden Führerpersönlichkeiten entgegenkommen, und wir sehen von uns aus wiederum eine ebenso typische und in ihrer menschlichen Durchbildung vielseitige Persönlichkeit auf diese Träger der Betschuanenkultur zuschreiten — David Livingstone. So vollzieht sich vor unseren Augen das bedeutsame Wechselspiel eines Zusammentreffens potenzierter, in markanten menschlichen Typen vertretener abendländischer und südafrikanischer Geistigkeit.

Denn nicht der Reichtum und die Forschungsergebnisse allein bestimmen David Livingstones wissenschaftlichen Rang; hier ist er sogar vielfach überholt und korrigiert worden. Wichtiger ist für uns, daß in diesem starken und hingebenden Menschen sich abendländischer Geist von 1850 in einer seltenen

Vielseitigkeit und Treue widerspiegelt. Livingstone war Arzt, Naturforscher, Völkerkundler und Missionar. Er war alles dies mit der ganzen Zähigkeit des Engländers. Aber er war zugleich vollkommen Kind seiner Zeit, das den Engländer auch in Afrika nie verleugnen konnte. So ist Livingstone typisch für das Europa seiner Jahre und für uns der gegebene Gegenpol, um die Kultur der von ihm besuchten Völker gerade aus der Herausforderung eines Gegensatzes zu begreifen.

Betrachten wir also zunächst sein Leben.

Der Missionar

David Livingstone war wie jener andere in dem Bande »Pioniere des Westens« eingehend geschilderte Forscher, Mungo Park, Schotte. Er entstammt einer kleinen, alteingesessenen, allzeit frommen und königstreuen Bauernfamilie. 1813 wurde er in Blantyre bei Glasgow geboren. Die wirtschaftlich mißliche Lage seiner Eltern führte dazu, daß er schon mit zehn Jahren als Ansetzer in eine Fabrik geschickt wurde. Im Kapitel Kinderarbeit verzeichnet die Nationalökonomie Auswüchse des Soziallebens, die im England des neunzehnten Jahrhunderts besonders starke Dimensionen annahmen. Vierzehn Stunden hatte auch der kleine Livingstone täglich zu arbeiten. Trotzdem fand er noch Kraft und Zeit, seinen unbändigen Lesehunger zu stillen. Nicht nur in den Abend- und Nachtstunden, sondern auch in der Fabrik selbst. Auf seiner Spinnmaschine lag immer ein Buch, in dem er trotz des Lärms und seiner manuellen Beschäftigung zu lesen wußte. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen, nie aber Romane, waren das Ziel dieses Hungers. Eigenartig ist es,

wie sich schon sehr früh in Livingstone die Erkenntnis regt, daß dieser Drang zur Wissenschaft der ererbten und von den Eltern sorgfältig gepflegten religiösen Veranlagung nicht entgegengesetzt sein dürfe, daß es vielmehr im Gegensatz zur Ansicht der bürgerlichen Schicht, in der er damals lebte, einen Ausgleich zwischen Wissenschaft und Religion geben müsse. Erst als Livingstone in den Schriften von Thomas Dick einen Philosophen kennen lernte, der die Beziehungen zwischen beiden als freundliche erklärte, ward er sowohl seiner Wissenschaft wie seiner Religion froh.

Auf dieser Jugendstimmung hat er dann sein Lebenswerk aufgebaut. Sein Wissenseifer und seine völkerkundliche Veranlagung wiesen ihn in den Forscherberuf; seine Frömmigkeit und eine innere Erfülltheit vom Geist des Evangeliums machten ihn zum Apostel. Er verband beides, indem er Medizin und Theologie studierte, in der Medizin auch den Lizentiaten- und Doktorgrad erwarb und sich dann der Londoner Missionsgesellschaft als Arzt und Missionar zur Verfügung stellte. Ermöglicht hat er dieses Studium dadurch, daß er während der Sommermonate mit seiner Fabrikarbeit soviel verdiente, um im Winter in Glasgow studieren zu können. 1840 sandte ihn die Gesellschaft zum Kapland. Dort ist dann die ganze körperliche und geistige Zähigkeit seiner Natur, die sich in der Jugend bei der Befriedigung des Bildungstriebes gezeigt hatte, erst ganz zur Geltung gekommen.

Livingstone reiste von Kapstadt sofort nach Kuruman im Südteil der Kalahari weiter. Hier befand sich damals die äußerste nördliche Missionsstation seiner Gesellschaft und des Kaplandes überhaupt. Aber auch dort blieb er nur so lange, bis seine von der beschwerlichen Reise abgetriebenen Zug-

ochsen sich erholt hatten. Dann brach er mit einem anderen Missionar in das damals noch unerforschte Innere der Kalahari auf und gelangte nach Schokuane, wo ein Betschuanenstamm, die Bakuena, unter ihrem Häuptling Setschele wohnten. In den folgenden drei Jahren hat dann Livingstone teils von Kuruman, teils von Lepelole (in der Nähe von Schokuane) aus Streifzüge besonders nach Norden unternommen, sich über Missionsmöglichkeiten unterrichtet, die Bakuenasprache erlernt und zuletzt (1843) im Bakuenaland bei Kolobeng seine Missionsstation eingerichtet.

Diese Missionsstationen haben in der Erschließung Südafrikas durch Europa die Rolle der Vorposten gespielt. Sie lagen fast auf der ganzen Linie weit von dem wirtschaftlichen Zernierungsgürtel der Farmen und sind (wenigstens soweit es sich um Eingeborene handelt) fast immer unbehelligt geblieben. Darin tritt eine merkwürdige und für den größten Teil Afrikas typische Erscheinung zutage: gegen geistige Erschließung hat Afrika sich nur selten offensiv gewehrt, wirtschaftlicher Erschließung hat es je nach Landschaft und Kultur mehr oder weniger lange passiven Widerstand entgegengesetzt, Gewalt aber nach aller Möglichkeit fast überall mit Gewalt erwidert.

Die südafrikanischen Missionen führten somit als geistige Vorposten ein verhältnismäßig ruhiges Dasein, ja, sie hatten sogar gewisse Erfolge auf ihrem eigentlichen Arbeitsgebiet. Vor allem aber waren sie das politische Bindeglied zwischen den von Europäern besiedelten Landesteilen beziehungsweise deren europäischen Regierungen und den noch unerforschten Gebieten. So finden wir die Missionare besonders im Kapland als Vermittler und Berater sowohl einheimischer Häuptlinge wie ihrer eigenen Regierungen tätig. Ihre Stellung

Treffen im Sand.

erinnert so vielfach an die der Bischöfe bei den gallischen Fürsten des fünften und sechsten Jahrhunderts, deren Machtfülle sie auch häufig erreichte. Von besonderer Bedeutung auch in dieser Beziehung sollte bald die neue Missionsstation Livingstones werden.

Livingstone hatte zuerst die Absicht gehabt, sich in dem Bakuenadorfe Tschonuane anzusiedeln und dort auch schon Land gekauft, zur großen Verwunderung der Einwohner, die nicht wußten, daß man Land, das es ja bei der dünnen Besiedlung in Fülle gab, auch kaufen könne. Da aber Tschonuane viel unter Trockenheit zu leiden hatte, beschloß Livingstone, nach dem vierzig englische Meilen entfernten Kolobeng überzusiedeln, wo eine Möglichkeit zur Felderberieselung gegeben war und wußte auch das ganze Dorf, samt seinem Häuptling und dessen Hofstaat, zur Mitreise zu bewegen.

Hierbei hatten die Bakuena es leicht. Ihre Hütten und Viehhürden waren rasch aufgebaut, bestanden sie doch nur aus einem niedrigen, runden Pfahlgerüst, das mit Lehm und Dornsträuchern ausgefüllt war und ein flaches, kegelförmiges Dach trug. Dieses Dach sprang auf der ganzen Kreislinie vor und bildete so eine Art Rundgang um die Hütte. Fenster oder Rauchlöcher gab es nicht; der Rauch mußte sich den Weg ins Freie durch die niedrige Türe suchen. Von der Luft in diesen Hütten kann man sich danach eine Vorstellung machen. Aber Negernasen und Negeraugen sind in dieser Beziehung sehr abgehärtete Organe. Auch die Häuptlings- oder Königshütte war nicht anders, höchstens geräumiger gebaut. Sie lag mit der großen Viehhürde und dem allgemeinen Versammlungsplatz, der Kotla, stets inmitten der Siedlung.

Livingstone hatte es schwerer. Er wollte Gebäude im Mis-

sionsstil haben, also Rechteckhäuser mit Zimmern und Fenstern, natürlich auch ein Schul- und ein Gotteshaus. Von solcher Handwerkerei aber verstanden die Bakuena nichts, im Gegenteil, es war ihnen aus einem merkwürdigen Grunde sogar fast unmöglich, Livingstone hier viel zu helfen. Die Betschuanen kennen kein Rechteck. Bei ihnen ist alles rund. Diese Vorstellung des Runden ist so einseitig und zwingend, daß es Livingstones schwarzen Helfern auch bei bestem Willen unmöglich war, ein Haus mit rechten Winkeln und geraden Seiten zu bauen, ja, auch nur einen Ziegelstein richtig zu kneten. Sie konnten das Muster noch so lange studieren, ihr Stein wurde immer wieder rund. So mußte Livingstone fast alles selbst anfertigen. Selbstversorgung bis ins kleinste war überhaupt die Losung dieser kapländischen Missionare.

Dies war bei protestantischen Missionaren keine leichte Aufgabe. Denn sie zogen fast immer einzeln, selten zu zweien oder dreien, nie aber wie viele katholische Missionare in Ordensverbänden auf ihr Propagandagebiet hinaus. Jesuiten und Dominikaner, die auch in Afrika viel missioniert haben, legten ihre Stationen meist im Klosterstil an und führten sofort eine Arbeitsteilung unter den Brüdern durch. Der protestantische Missionar mußte alles allein machen. So entstand für ihn eine Verbindung von geistlicher und hauswirtschaftlicher Tätigkeit, die oft große Anforderungen stellte.

Livingstone wurde hierbei von seiner Gattin, einer Tochter des bekannten Missionars und Afrikaforschers Moffat, in vorbildlicher Weise unterstützt. Ma-Robert, wie Frau Livingstone bei den Bakuena genannt wurde, als der Sohn Robert geboren war (Ma heißt Mutter), hat ihren Gatten nicht nur im Hause und in der Seelsorge unterstützt, sondern ihn auch

auf anstrengenden und gefährlichen Forschungsreisen samt ihren Kindern begleitet. Folgen wir nun diesem wackeren Ehepaar auf einem Gang durch seine Tagesarbeit, um ein Bild vom Leben auf einer kapländischen Missionsstation aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu gewinnen.

Der Verlauf war mit echt englischer Genauigkeit fast immer der gleiche. Man stand kurz nach Sonnenaufgang auf, weil die Luft dann am kühlsten war, und verrichtete bis zur Familienandacht, die zwischen sechs und sieben Uhr stattfand, die häusliche Morgenarbeit. Dann wurde gefrühstückt und danach bis elf Uhr Schule gehalten, bei der auch Frau Livingstone mitwirkte. Nach der Schule arbeitete die Frau wieder im Hause, während Livingstone sich als Gärtner, Zimmermann oder Schmied entweder auf der Station oder bei seinen schwarzen Freunden nützlich machte. Nach dem Mittagsmahl gab es eine Ruhepause von einer Stunde. Dann hielt Frau Livingstone entweder Kindergarten oder Nähschule ab, während Livingstone ärztlich praktizierte, Kranken- oder Missionsbesuche unternahm, Gaben an Arme austeilte und dergleichen mehr. Das ging so bis Sonnenuntergang. Aber auch dann gab es für Livingstone noch keine Ruhe. Er ging auf den Versammlungsplatz des langsam zur Stadt anschwellenden Ortes, um mit den Einwohnern über religiöse und andere Fragen zu sprechen. Dreimal in der Woche war öffentliche Abendandacht, verbunden mit Anschauungsunterricht auch über praktische Dinge, vor allem landwirtschaftlicher Art. Um die abstrakten Gedanken des Christentumes den Gemütern der Eingeborenen näher zu bringen, bediente Livingstone sich eines seltsamen Bekehrungswerkzeuges, der Laterna magica. Er ließ vor den verblüfften Augen seiner schwarzen Hörer

Bilder aus der biblischen Geschichte aufleuchten und gab die notwendigen Erklärungen dazu. Tatsächlich hat diese Zauberlaterne ihm auch manche wesentliche Hilfe geleistet.

Zuweilen wurden auch Ausflüge oder längere Streifzüge unternommen, die nicht immer ungefährlich waren. Einmal wurde Livingstone auf einer Löwenjagd von dem bereits verwundeten Tier angefallen und mit einem wuchtigen Tatzenhieb zu Boden geschlagen. Nur dem raschen Eingreifen seiner Begleiter, die den Löwen durch ihren Angriff ablenkten, bis er an seinen Wunden zusammenbrach, verdankte Livingstone seine Rettung.

Englische Kost gab es in Kolobeng natürlich nicht. Dazu fehlte es allzu oft an Fleisch, da die Betschuanen ihr Vieh nur in der Not schlachten. Auch gab es oft Hungerzeiten. Da lernte Livingstone manches Gericht der Eingeborenen schätzen. Heuschrecken, geröstet und in Honig gedreht, erklärt er für einen großen Leckerbissen, den er Seekrebsen auch in guten Zeiten weit vorzieht. Der Matlametlo, ein großer Frosch, der in Zeiten der Dürre monatelang unter der Erde schläft, vor Regenfällen aber plötzlich erscheint und mit gewaltigem Gequak den kommenden Segen begrüßt, soll gekocht wie zarter Hühnerbraten aussehen und gut schmecken. Dann gab es auch eine Art großer Raupen, die Livingstones Kinder mit Behagen verspeisten, wenn auf den Reisen der Proviant ausging.

Voller Arbeit war das Leben auf der Station Kolobeng, aber es trug auch den Segen der Arbeit. Sogar die Missionserfolge stiegen von Monat zu Monat. So verband Livingstone mit seinen Schülern ein inniges, fast familienartiges Verhältnis, mit den übrigen Einwohnern aber trotz mancher Meinungsverschiedenheiten eine freundliche Eintracht.

Nie hat Livingstone etwas von einer Christenverfolgung durch Neger erlebt. Das Leben auf der Station Kolobeng wäre eitel Friede gewesen, wenn es in diesem Lande keine — Weißen gegeben hätte.

Der Bur

Östlich Kolobeng, im heutigen Transvaal, saßen Buren. Wir kennen sie aus der Leidensgeschichte der Buschmänner. Ein merkwürdiges Volk! Hervorgegangen aus holländischen, auch deutschen und hugenottischen Ansiedlern, hatte es sich im Süden und Osten des Landes angesiedelt und auch tüchtige Farmarbeit geleistet. Menschlich aber war es, besonders zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, in der Einsamkeit und Öde seiner neuen Heimat langsam verwildert. Von der alten Sitte zeugten nur noch ein fast starrer Bibelglaube und ein meist warmherziges Familienleben; aber was außerhalb der Farm lag, war entweder Feindesland oder Tummelplatz persönlicher Willkür, Herrschsucht und Vergnügungslust. Auch die Buren sind dem auflösenden Geist der südafrikanischen Landschaft erlegen. Ihre sozialen Anlagen verkümmerten. Hemmungsloser Unabhängigkeitsdrang trat an ihre Stelle. Wohl fanden sie sich im Kriege oder bei Wanderungen nach neuen Siedlungsplätzen zusammen. Waren aber diese Aufgaben erfüllt, so löste sich alles wieder in das punktförmige Einzeldasein der einsamen Farm auf. Jeder wollte Selbstherrscher sein. So haben die Buren kein einziges wirklich lebensfähiges Staatswesen hervorgebracht.

Anfangs wohnten sie unter holländischer, seit 1814 englischer Oberhoheit im südlichen und östlichen Terrassengebiet

der Küstenzone. Ihre Selbstherrlichkeit auf der einen, der Regierungswille und auch mehrfache Mißgriffe Englands auf der anderen Seite ließen die Reibungen und Streitigkeiten kein Ende nehmen. Als gar England 1834 in seinen Kolonialgebieten die Sklaverei aufhob und die Buren dadurch ihre gesamten Arbeitskräfte verloren, stieg ihre Unzufriedenheit zum Siedepunkt. Sie zogen aus. Es war dies der berühmte »große Trek« von 1836. Man kann dieser mit großartiger Energie von Tausenden burischer Farmer in unbekanntes, von kriegerischen Kaffernstämmen verteidigtes Binnenland durchgeführten Unternehmung die Bewunderung nicht versagen. Unabhängigkeitswille, Mut, Draufgängertum und Pionieranlagen der Buren waren hier am Platz und feierten blutige, aber große Erfolge. Der Farmgürtel schob sich damals mit einem Ruck um Hunderte von Kilometern nach Westen vor und gelangte so auch in die Nähe der Bakuena. Kaum aber war die Besiedlung vollzogen, so schlugen alle diese männlichen Eigenschaften, aufgepeitscht noch von den Rückwirkungen opfervoller Eroberungskämpfe, in einen wilden Individualismus um. Es bildete sich innerhalb der Buren ein Gegensatz zwischen den auch Acker- und Weinbau treibenden Buren der Küste und den Vieh- und Trekburen des Binnenlandes heraus. Nur die Küstenburen haben Gesittung und Rechtsempfinden gewahrt, nur sie haben wenigstens Ansätze zu einer politischen Landesordnung auf republikanischer Grundlage geschaffen, denen allerdings auch kein wirklicher Erfolg beschieden war. Auch wenn England die Selbständigkeit dieser Republiken nicht zerstört hätte, wären sie wohl durch einen neuen Zersetzungsfaktor im Innern gesprengt worden, die Konflikte zwischen den eingesessenen Buren und der zu-

gelaufenen Arbeiterschaft der Gold- und Minenfelder. So ist der berühmte, bei uns mit viel romantischer Schwärmerei verfolgte Burenkrieg in Wirklichkeit für diese schwächlichen Republiken eine politische Lebensrettung gewesen.

Waren die Verhältnisse schon in den Küstendistrikten wenig hoffnungsvoll, so boten sie im Innern nur noch ein Bild völliger Zersetzung. Politisch sind die Viehburen nicht über den Zustand einer Art demokratischer Anarchie hinausgelangt, moralisch und in ihrem Benehmen als Herren des Landes aber vielfach bis zur Unmenschlichkeit entartet. Man hat von diesen selbstherrlichen und gewalttätigen kleinen Farmfürsten gesagt, daß sie alle Fehler ihrer guten Eigenschaften besäßen. Mehr als dies ist richtig. Sie sind, zumal in Livingstones Zeiten, nur noch ein Haufe kleiner Raubbauern gewesen. Dieses Urteil ist keineswegs zu hart. Auch dann nicht, wenn man eine gewisse Frömmigkeit und Biederkeit im Familienleben berücksichtigt. Denn ihr Verhalten gegen die Eingeborenen läßt auch diese häusliche Ehrbarkeit in einem merkwürdigen Lichte erscheinen, erinnert es doch mehr als erlaubt an die Gewalttaten spanischer Konquistadoren im Mittelalter. Der Eingeborene war für diese bäuerlichen Grundherren nichts weiter als ein Ausbeutungs- und Vergnügungsobjekt. Morgens Familienandacht mit Bibellektüre, zärtlicher Abschied von Weib und Kind und dann — hussa! — in den Sattel zur Sklavenjagd oder Buschmannshatz! Oder auch nur zum gewöhnlichen Raubzug. Denn die Buren betrachteten alles, was das eroberte Land barg, als ihr Eigentum, Tiere, Güter und Menschen. Kam man zusammen, so wurde mit der »Strecke« geprahlt, und die Frauen waren stolz auf die Taten ihrer Männer. So entartete Freiheitsdrang in

Wegelagerergeist, Mut in Brutalität, Kampf in Gemeinheit. Man überfiel nachts ganze Dörfer, knallte die mutige Einwohnerschaft nieder, schleppte die verzagte davon, denn hier war die Gefahr des Entlaufens geringer. Oder man umkreiste Frauen bei der Feldarbeit und nahm sie mit. Oder man griff Männer eines Stammes auf, zog mit ihnen zum Hauptdorf, indem jeder Bur einen dieser Gefangenen als Brustwehr vor sich herschob und der Haufe dann kaltblütig auf die zur Verhandlung herbeieilenden Bewohner plötzlich zu schießen begann. Oder man trieb die Einwohner eines Dorfes in eine Höhle und ließ sie im Rauch ersticken. Natürlich gab es auch besser gesinnte Naturen. Betrachtet man aber das Gesamtbild jener Zeit, so werden immer diese Züge einer brutalen Ausbeutungs- und Ausrottungslust und einer maßlosen Verachtung des Schwarzen überwiegen.

Der Konflikt zwischen Buren und Missionaren war bei diesem Treiben unvermeidlich. Die Missionare lehrten ihre Zöglinge die Gleichheit aller vor Christus, die Buren wollten von gleichen Menschenrechten der Schwarzen nichts wissen; die Missionare mußten gegen die Gewalttaten der Buren auftreten und hatten darin auf englischem Boden auch zuweilen Erfolg, die Buren sahen darin nur eine Schmälerung ihrer landesherrlichen Rechte auf Leib, Leben und Gut der Schwarzen; die Missionshäuser mußten gerade die Ärmsten der Eingeborenen, die Burensklaven als Zufluchtsstätten anlocken, die Buren sahen sich dadurch um mühsam angelernte Arbeitskräfte betrogen. So gab es Streit und Haß zwischen Buren und Missionaren. Seltsam war, daß in den Häusern beider Parteien die Bibel geistiger Mittelpunkt war. Aber es mochte wohl die Bibel der Missionare im zweiten Teil, der

vom Evangelium Christi spricht, die der Buren im ersten Teil zerlesener sein. Denn im alten Testament ist vom Volk Israel die Rede, das auch nicht immer sanfte Dinge erlebt und auch eine Zeit gehabt hat, in der jeder tat, was ihm gefiel.

Einer der unerschrockensten Vorkämpfer gegen burischen Übermut war Livingstone. Auf seinem verlorenen Posten, von keiner Bedeckungstruppe geschützt, wagte er es, den Buren rücksichtslos ins Gewissen zu reden, Verfolgte bei sich aufzunehmen, Forderungen eines Hendrik Potgeiter trotz aller Übermacht abzulehnen, Drohungen und Racheschwüre zu mißachten.

Das war zuviel für den stolzen Bur. An ein Missionarsleben traute man sich zwar nicht heran, aber es gab andere Mittel. Man wartete eine Reise des verhaßten Predigers ab. Als Livingstone dann zurückkehrte, war sein Haus zerstört; Möbel und Kleider waren fortgeschleppt, die Arzneien vernichtet, die Bücher zerfetzt umhergestreut. So sah Burenrache aus. Kopfschüttelnd mögen die friedlichen Bakuena diesen Streit der weißen Männer beobachtet haben.

Der Häuptling

Wenn Livingstone unter den Bakuena Erfolg hatte, so dankte er ihn nicht nur der friedlichen und aufnahmewilligen Sinnesart dieses Betschuanenstammes, sondern besonders der Gunst, ja Verehrung, die ihm der Häuptling Setschele entgegenbrachte. In diesem Freundschaftsverhältnis vollzieht sich die erste große Auseinandersetzung zwischen dem Engländer Livingstone und der Kultur dieses Landes.

Setschele entstammte einem Häuptlingshaus, das über vier

Generationen zurückblickte. Ein Rest alter Betschuanentradition mag in ihm noch lebendig geblieben sein. Diese Tradition war in ihrem Kern patriarchalisch-sippenhaft. Sie kam noch zu Livingstones Zeiten schon äußerlich in der Anlage der Bakuenadörfer zum Ausdruck. Je reicher ein Mann war, umso mehr Hütten baute er für sich und seine Frauen. Diese Hütten wurden stets in Kreisform angelegt. In der Mitte blieb ein freier Raum, auf dem sich die Familie zur Arbeit und Unterhaltung versammelte, also eine kleine Kotla. Wer diese Kotla betrat, erlangte den Schutz des Hausherrn. War er ein Armer, und wünschte er sich dauernd der Kotla anzuschließen, so galt er fortan als ein Kind des Hauses.

Das Leben in einem solchen Hüttenkreise vollzog sich nach den Befehlen des Hausherrn. Meist hatte er mehrere Frauen, doch könnte eine für verschiedene Betschuanenstämme nachgewiesene Besteuerung der Vielweiberei durch die Häuptlinge darauf hinweisen, daß diese Sitte nicht zu den ursprünglichen und innerlich wesentlichen Eigenarten dieser patriarchalischen Kultur gehört. Kinder galten als Segen, nicht weil sie billige Arbeitskräfte waren, sondern weil sie das Ansehen des Hausherrn erhöhten. Unfruchtbarkeit war das von allen Betschuanenfrauen am meisten gefürchtete Übel. Als Livingstones ärztliche Tätigkeit bekannt geworden war, machten viele dieser Unglücklichen oft meilenlange Wanderungen zu ihm, um »Kindermedizin« zu erhalten, die Livingstone in seinem Arzneischrank zu seinem großen Bedauern allerdings nicht besaß.

Inmitten aller dieser Hüttenkreise stand das Gehöft des Häuptlings. Wie der einzelne Hausherr Vater seiner Kinder und Schützlinge war, so galt der Häuptling als Vater aller seiner Untertanen. Aber er hatte unter normalen Verhält-

nissen keinerlei Machtmittel zu einem autokratischen oder gar despotischen Gebrauch seiner Herrschaftsrechte. Denn die innere Geschlossenheit der Familienverbände hielt ihn politisch in Schranken. So ging seine innere Politik hauptsächlich auf gute Beziehungen zu den mächtigsten Sippen aus und wandte hierzu das auch in anderen Ländern beliebte Mittel der Heirat an. Dieses Mittel mußte hier natürlich umso wirksamer sein, als der Häuptling alle die Frauen, auf deren Sippen es ankam, ja selbst heiraten konnte. Der Basutohäuptling Moschesch hat es auf diese Weise auf neunzig Lebensgefährtinnen gebracht. Anderseits ist auch klar, daß der durchschnittliche Betschuanenhäuptling bei dieser Abhängigkeit von den Sippen seines Gebietes mehr ein Symbol des Stammes war, als sein wirklicher Beherrscher. In normalen Zeiten lebten alle diese größeren oder kleineren Stämme auf ihren weiträumigen Territorien still für sich hin, die Männer mit Jagd, Viehzucht, Handwerkerei, hauptsächlich aber dem Stammtischbetrieb gemütlicher Kotlastunden beschäftigt, die Frauen unter der häuslichen und der Feldarbeit bedeutend mehr, ja oft sogar ungebührlich in Anspruch genommen, der Häuptling aber als mehr oder weniger guter Landesvater über dem Ganzen thronend und mehr mit Reden als mit Handeln seiner duodezhaften Herrscherwürde nachkommend.

Ein Typus dieser Art ist der Häuptling Setschele von Kolobeng. Er ist für uns deswegen noch besonders bezeichnend, weil sein Herrschaftsgebiet keineswegs zu den kleineren gehörte, also an sich einem energischen Manne schon Möglichkeiten zu größerer Machtentfaltung geboten hätte. Aber dazu hatte dieser Bakuenasproß keine Veranlagung. Er war im Gegenteil eine weiche Natur, bei der sogar ein gewisses väter-

liches Verantwortungsgefühl gegen sein Volk deutlich hervortritt. Immer wieder klingt aus seinen Worten die Besorgtheit um seine Untertanen und eine nachdenkliche Bereitschaft, alles hinzunehmen, was vielleicht ihrem Dasein förderlich sein könnte. Ebenso erkennen wir aber auch in dieser allgemeinen Empfänglichkeit für Fremdes und der ganzen Art, wie sie sich im einzelnen äußert, eine Verschwommenheit der Seele, wie sie nur bei schwächlichen oder entartenden Völkern auftritt, die, sei es durch das Alter ihrer Kultur oder durch zermürbende äußere Schicksale die Seelenkraft der Jugend verloren haben. So ausgeglichen und anziehend solche Eigenschaften im menschlichen Sinne erscheinen mögen, politisch und kulturell können sie nicht darüber wegtäuschen, daß hinter aller dieser Reife und abwägenden Sorge in Wahrheit eine Schwäche sich versteckt.

Setschele hatte in seiner Jugend eine Schreckensnacht erlebt. Sein Vater hatte in der üblichen Heiratspolitik Fehler begangen. Die beleidigten Familienhäupter drangen in sein Gehöft und erschlugen ihn, verschonten aber bezeichnenderweise seine Kinder. Nun wandte sich Setscheles Sippe an einen mächtigen und gefürchteten Betschuanenhäuptling, den großen Sebituane vom Stamme der Makololo. Dieser erschien, bestrafte die Mörder und setzte den jungen Setschele in die Würde des Vaters ein. So führte Setschele, selbst ein weicher Mensch, inmitten seines weichen Volkes eine Regierung, die mehr Dasein als Handeln war.

In diese Welt von Angst und Inhaltslosigkeit trat nun der nordische Willensmensch mit einer neuen und großartigen Lehre, einem aus klaren und wuchtigen Einzelgliedern aufgetürmten Glaubensgebäude, das auf zwei riesigen Grund-

steinen ruhte: den Schrecken eines jüngsten Gerichts und der Verheißung ewigen Heiles. Ein einziges Gespräch hat genügt, um trotz der großen geistigen Distanz Setschele, diesen keineswegs unintelligenten Verkörperer alter Betschuanenkultur vor dem Geist des christlichen Europa bedingungslos kapitulieren zu lassen. Erst wenn man die tiefe symbolische Bedeutung solcher Begebenheiten erfaßt, begreift man, was Kultur ist, und wie sie wirkt, daß sie eine geistige Kraft ist, die ihre menschlichen Träger unwiderstehlich durchdringt und lenkt, und daß es starke und schwache, alte und junge Kulturen gibt.

Als Livingstone den ersten Gottesdienst unter den Betschuanen abzuhalten versuchte, erschien auch Setschele mit seinem Gefolge. Livingstone sprach in seiner Predigt vom jüngsten Gericht. In höchster Spannung hörte der schwarze Fürst zu. Als Livingstone geendigt hatte, bat er um die Erlaubnis, Fragen stellen zu dürfen. Livingstone erklärte sich einverstanden, und nun fragte Setschele, ob Livingstones Vorfahren auch schon etwas von einem künftigen Gericht gewußt hätten. Livingstone, der wahrscheinlich in diesem Interesse den Anfang eines Bekehrungserfolges sah und darauf besonderen Wert legen mußte, weil es sich um den Häuptling selbst handelte, erfaßte sofort den günstigen Augenblick und bejahte nicht nur die Frage, sondern schloß an seine Antwort noch eine gewaltige Schilderung von der Herrlichkeit und Machtfülle des Christengottes an, der auf einem großen weißen Throne säße, vor dessen Angesicht Himmel und Erde vergehen würden und so weiter. Mit den stärksten alttestamentlichen Gleichnissen scheint Livingstone seiner Rede Nachdruck und Anschaulichkeit gegeben zu haben. Man denke sich

dazu seine straffe Gestalt, den hart und markant geschnittenen Kopf und die Wucht innerer Erfülltheit, deren dieser Schotte fähig war.

Der weiche Betschuanenfürst sank zu einem Häuflein Angst zusammen. Aus diesem Himmel, der für ihn nichts als Sterne enthielt, tauchten plötzlich die Umrisse eines gewaltigen Gottes auf. Was war Morimo, der mehr koboldartige Vertreter des Betschuanenjenseits, gegen diesen furchtbaren und zugleich doch so herrlichen Christengott?

Erschüttert saß Setschele da. Dann brach es aus ihm heraus: »Du erschreckst mich — deine Worte machen alle Gebeine in mir erbeben — ich habe gar keine Kraft mehr in mir.«

Betschuana gab sich gefangen!

Um diesen raschen Umfall des schwarzen Fürsten ganz zu verstehen, muß man auch wissen, daß die Betschuanen nur sehr dürftige religiöse Vorstellungen hatten. Fritsch und Moffat haben überzeugend nachgewiesen, daß sie von einem höchsten Wesen nichts wissen, sich überhaupt kaum Gedanken über ein Jenseits machen. Es gibt nur den erwähnten Morimo, einen unklaren Geist, der bald die Verstorbenen zu sich nimmt, bald Unfug stiftet. Vom Ahnendienst der echten Neger war bei den Betschuanen nur noch ein dürftiger Rest vorhanden; man schwor bei den Namen der Vorfahren, ohne aber von deren Fortleben überzeugt zu sein. Im Gegenteil, diese Reste wurden von einer neuen Vorstellung verdrängt, nach der der Tote als unrein gilt. Wie stark diese Vorstellung unter den Betschuanen bereits war, zeigt sich in der rohen Behandlung der Sterbenden. Man fürchtet den Tod und die ihm Verfallenen. Sobald sich daher bei einem Betschuanen Anzeichen nahenden Todes zeigen, wirft man ihm ein Tuch über den Leib und

trägt ihn rasch aus dem Hause. Aber nicht etwa durch die Türe, die der Lebende zu benutzen hat, sondern durch ein rasch in die Hüttenwand gerissenes Loch. In dem Tuch wird der Sterbende so lange festgehalten, bis der letzte Atemzug entwichen ist. Dann verscharrt man ihn eilig in einem senkrechten Schacht, wirft Steine auf die Stelle und meidet sie fortan. Wer dabei beteiligt war, muß sich sofort einer gründlichen Reinigung unterziehen.

Livingstone stieß folglich auf religiösem Gebiet in einen leeren Raum. Von unten her, aus der unsicheren, alternden Seele dieser Kultur kamen ihm dabei Sorge, Ängstlichkeit und Empfänglichkeit für alles Fremde entgegen. So mußte er Erfolg haben.

Seine Schule und seine Andachten füllten sich. Der früher leidenschaftlich der Jagd ergebene und bis zur Magerkeit trainierte Häuptling ließ alle Jägerei fahren und wurde ein so eifriger ABC-Schütze, daß er aus Mangel an Leibesbewegung ganz korpulent wurde. Bald konnte er die Bibel lesen und fand in Jesaias seinen Lieblingspropheten. »Er war ein ganzer Mann, dieser Jesaias, er wußte zu reden«, sagte dieser geistiger Stützen bedürftige Fürst, dessen Bekehrungseifer bald größer war als der seines Lehrers selbst. Denn als ihm die Erfolge nicht groß genug schienen, machte er Livingstone den Vorschlag, von seinem Herrscherrecht Gebrauch zu machen und seine Untertanen ordentlich durchzuprügeln. »Wenn es dir genehm ist, so will ich meine angesehensten Leute zusammenrufen, und wir wollen sie alle mit unserer Litupa (Peitsche aus Flußpferdhaut) sogleich gläubig machen«, meinte er.

Am liebsten hätte Setschele sich auch gleich taufen lassen.

Dem standen aber politische Bedenken entgegen. Denn es war natürlich ein verantwortungsvolles Wagnis, wenn der Herrscher als erster sich dem Glauben der Weißen zuwandte. Und rasche Entschlüsse liebt kein Neger, am wenigsten der Betschuane. Wozu auch? Man hat in Afrika ja so viel Zeit. Drei Jahre lang hat Setschele sich damit herumgeschlagen. Dann war sein Entschluß gereift, er begehrte von Livingstone endgültig die Taufe. Dies erforderte aber eine Tat, die für jeden Betschuanen von der allergrößten Tragweite war: er mußte der Vielweiberei entsagen. Setschele war schon so tief von seinem neuen Glauben durchdrungen, daß er dies unbedenklich auf sich nahm. Er gab allen seinen Frauen, bis auf die »große Frau«, die am meisten verehrte, ein neues Kleid und andere Geschenke und schickte sie zu ihren Sippen zurück. Dann erschien er mit der übrig gebliebenen Frau und sämtlichen Kindern in der Kirche und empfing die Taufe.

Da aber geschah etwas ganz Unerwartetes. Livingstones Schule wurde leer. Der Kirchenbesuch sank auf eine klägliche Ziffer. Man begann den Missionar zu meiden. Was war geschehen?

Schon bei der Taufe hatte eine seltsame Begebenheit Livingstone beunruhigt. Die Kirche war gedrängt voll. Livingstone bemerkte mehrere alte Männer, die während des Taufaktes laut weinten. Erfreut über dieses Zeichen von Rührung trat er nachher zu ihnen hin und fragte sie teilnehmend nach dem Anlaß ihrer Tränen. Er mochte dabei wohl auf neuen Zuwachs seiner Täuflingsschar gehofft haben. Aber er wurde schwer enttäuscht. Diese alten Betschuanen weinten darüber, daß es mit ihrem »Vater« ein solches Ende genommen habe.

Solche Äußerungen bekam Livingstone in der nächsten Zeit

immer häufiger zu hören, ja, es entstanden Gerüchte, nach denen der weiße Missionar den Fürsten verzaubert habe. Setschele hatte schlimme Tage. Die Mächtigen des Landes sagten ihm Worte, für die er sonst unfehlbar schwere Rache genommen hätte. Als Christ aber mußte er vergeben und schweigen, und tat dies auch. Die Lage wurde indessen für Livingstone merkwürdigerweise mehr peinlich als gefährlich. Denn trotz dieses Stimmungsumschlages begegneten ihm alle Bakuena mit unverminderter Höflichkeit, wenn sie sich auch zurückhielten. Was bedeutete dies alles?

Über drei Jahre wohnte Livingstone nun schon unter den Bakuena, lehrte, predigte, taufte er und gewann immer mehr Zulauf. Nichts Arges fanden diese Menschen darin, wenn einer aus ihrer Mitte die Taufe empfing. In dem Augenblick aber, in dem ihr Herrscher getauft wurde, schlug diese ganze günstige Stimmung mit einem Ruck ins Gegenteil um. Es gibt für diesen plötzlichen und, wie Livingstone angibt, den ganzen Stamm erfassenden Umschwung nur eine einzige, wirklich einleuchtende Erklärung: das Wiederaufflackern eines Restes an altem Kulturinstinkt. Die Bekehrung der einzelnen Stammesmitglieder hatte diesen Instinkt nicht wachzurufen vermocht, die des Herrschers aber, des lebendigen Stammes- und Kultursymbols, des »Vaters« aller Bakuena, wie jene alten Männer sich unbewußt vielsagend ausdrückten, traf das Kulturbewußtsein am Lebensstrang. Es wallte in geheimnisvoller Kraft plötzlich in allen Bakuena noch einmal gegen den Bringer einer fremden Kultur auf. Freilich schwächlich genug. Denn über die Gefühlsreaktion kamen diese späten Menschen nicht mehr hinaus. Aber auch so bleibt diese Reaktion eines Unbewußten noch bedeutsam genug.

Livingstone selbst ahnte von solchen Dingen natürlich nichts. Er schob den plötzlichen Umschlag auf Machenschaften der entlassenen Frauen. Sicher hatte derartiges stattgefunden und auch Erfolg gehabt. Denn die Entlassung mußte von den Sippenhäuptern als Kränkung empfunden werden. Aber die persönliche Kränkung einzelner erklärt nicht die Reaktion des ganzen Stammes. So stark war der Stammesgeist dieser weichlichen Bakuena nicht, daß sie sich etwa als Gesamtheit mit den gekränkten Familien solidarisch erklärt hätten. Ganz abgesehen davon, daß der sonst alle Einzelheiten genau aufzeichnende Livingstone von einer solchen auffallenden Erscheinung nichts erwähnt und auch indirekt seine Schilderung keinen Schluß in dieser Richtung zuläßt, hätte eine solche Solidaritätserklärung auch bei früheren Taufen, die ja immer den gleichen Verzicht auf die Vielweiberei zur Voraussetzung hatten, erfolgen müssen. Livingstone gibt noch einen zweiten Grund für die plötzliche Entfremdung an, nämlich die schon vier Sommer hindurch anhaltende große Dürre. Man habe den Christengott für das Ausbleiben des Regens verantwortlich gemacht. Tatsächlich ist dies auch geschehen. Warum aber sind solche Vorwürfe und Verdächtigungen nicht schon im dritten, zweiten oder auch ersten Sommer erhoben worden? Warum wagten sie sich erst nach der Häuptlingstaufe hervor? Nicht die Ursache, sondern eine Folge der eingetretenen Spannung waren diese Vorwürfe. Solche äußerlichen Deutungsversuche reichen an das Wesen dieser Erscheinung nicht heran. Der Umschlag war zu plötzlich und zu allgemein, als daß er einen anderen als den erwähnten Grund hätte haben können.

Der Zauberer

Einige Zeit später fand in Kolobeng eine zweite bedeutsame Begegnung statt, die mit der Königstaufe zwar in keinem Zusammenhang stand, trotzdem aber unser Verständnis für die dabei aufgetretenen Erscheinungen zu erweitern vermag.

Auch Kolobeng litt unter der Dürre. Vier Sommer hindurch war kein Regen gefallen. Der Fluß versiegte. Nur sehr tiefgeführte Grabungen förderten die notwendigste Menge an Wasser zutage. Dies war die Zeit der Regenmacher.

Wir erwähnten schon, daß die Betschuanen kein religiöses Glaubenssystem besitzen. Infolgedessen haben sie auch keine Priester. Die einzige Person »geistlichen« Standes ist bei ihnen der Nyaka, Arzt und Zauberer zugleich. Eine seiner Haupttätigkeiten ist das Regenmachen. Die hiezu erforderlichen Manipulationen sind je nach den Einfällen des Doktors ganz verschiedene. Verbrannte Fledermäuse, Harn vom Klippdachs, Schakalslebern, Pavians- und Löwenherzen, haarige Steine aus den Eingeweiden alter Kühe, auch Knollen, Zwiebeln, Wurzeln, kurz, eine sehr reichhaltige materia medica steht dem Doktor zur Verfügung, wenn er das himmlische Naß auf die durstenden Felder herabzuzaubern hat. Er zündet ein Feuer an, wirft das geeignete Mittel aus seinem Zauberarsenal in die Flamme, vergißt aber nicht, vorher ein Rind oder Schaf schlachten zu lassen, um ihm ein zur Beschwörung benötigtes Organ zu entnehmen (wahrscheinlich dasjenige, das seinen Gaumen am wenigsten reizt, denn der Rest des Tieres bildet sein Honorar), und nach ein paar Tagen ist der Regen da. Oder auch nicht. Dann kommt es darauf an, daß der schwarze Doktor um Ausflüchte und Winkelzüge nicht verlegen wird.

Dies ist selten der Fall. Auch unterstützt ihn hiebei die große Einfalt der Betschuanen und ihr unglaubliches Vertrauen in die Macht der Arzneien immer von neuem. Wenn er sich aber so schwer verrechnet und verrannt hat, daß sogar die Negergeduld reißt, dann freilich gibt es für ihn nur eines — in größter Schnelligkeit zu verschwinden.

Auch Kolobeng hatte natürlich seinen Nyaka. Und zwar keinen schlechten, wie wir gleich sehen werden, wenn auch Livingstone über seine meteorologischen Erfolge nichts berichtet, sondern uns diesen merkwürdigen Mann nur in seinen dialektischen Fähigkeiten vorstellt. Aber gerade das ist es, was wir suchen. Der Zusammenstoß zwischen betschuanischer und europäischer Gelehrsamkeit und Wortkunst und zwischen zwei Kollegen. Denn auch der Nyaka von Kolobeng war ja Arzt, zugleich aber der berufene Vertreter der Geistigkeit dieses Volkes.

Eines Tages trafen nun diese beiden geistigen Gegner zusammen und kreuzten ihre Waffen. Es entspann sich folgendes Gespräch, das seiner mannigfachen Bedeutung wegen in dem von Livingstone verzeichneten Wortlaut wiedergegeben wird:

Arzt: Glück zu, Freund! Ei, welche Menge von Arzneien hast du diesen Morgen bei dir! Fürwahr, du hast ja hier alle Arzneien des ganzen Landes!

Regendoktor: Sehr wahr, mein Freund; aber ich muß sie auch haben, denn das ganze Land bedarf des Regens, den ich machen will.

Arzt: So glaubst du also wirklich, du könntest den Wolken gebieten? Ich meine, das stehe nur allein in der Macht Gottes.

Regendoktor: Wir beide glauben eines und dasselbe. Gott

ist es, der den Regen schafft, aber ich bete zu ihm mittels dieser Arzneien, und wenn der Regen dann kommt, so ist er natürlich mein. Ich habe ihn auch wirklich seit vielen Jahren für die Bakuena gemacht, als sie noch in Schokuane waren; auch sind ihre Weiber durch meine Weisheit fett und glänzend geworden. Frage sie selber, sie werden dir das gleiche sagen wie ich.

Arzt: Aber es ist uns in den Worten unseres Erlösers deutlich gesagt, daß wir von Gott nur dann Erhörung erwarten können, wenn wir in seinem Namen allein beten und nicht mittels Arzneien.

Regendoktor: Allerdings! Aber Gott hat es u n s anders gelehrt. Er schuf die schwarzen Menschen zuerst und liebte uns nicht so, wie die weißen Menschen. Euch schuf er schön und schenkte euch Kleider, Gewehre, Schießpulver, Pferde, Wagen und viele andere Dinge, von denen wir nichts wissen. Für uns dagegen hatte er kein Herz. Er gab uns nichts außer Assagai (Wurfspeer), Vieh und die Kunst, Regen zu machen; und auch solche Herzen wie die eurigen gab er uns nicht. Wir lieben einander niemals. Andere Stämme setzen Arzneien um unser Land herum, um den Regen zu verhindern, damit wir durch Hunger zerstreut werden und zu ihnen gehen sollen, um ihre Macht zu vermehren. Wir müssen daher ihren Zauber durch unsere Arzneien lösen und zerstören. Gott hat uns ein einziges, unbedeutendes Ding gegeben, wovon ihr nichts wißt — er gab uns nämlich die Kunde gewisser Arzneien, durch welche wir Regen machen können. W i r unserseits schätzen diejenigen Dinge nicht gering, die ihr besitzt, obschon wir nichts von ihnen verstehen. Wir verstehen zwar eure Bücher nicht, aber dennoch verachten wir sie nicht. J h r solltet daher unsere

geringe Kenntnis auch nicht verachten, obschon ihr nichts davon wißt!

Arzt: Ich verachte dasjenige, was ich nicht kenne, durchaus nicht; ich bin nur der Ansicht, ihr seid im Irrtum, wenn ihr Arzneien zu haben vorgebt, die auf den Regen überhaupt einwirken können.

Regendoktor: Das ist ganz die Art und Weise, wie Leute von einem Gegenstande reden, von welchem sie keine Kenntnis haben. Als wir zuerst unsere Augen öffneten, sahen wir unsere Vorväter Regen machen, und wir folgen nur in ihren Fußtapfen. Ihr, die ihr euch Korn von Kuruman kommen laßt und euren Garten bewässert, könnt vielleicht den Regen entbehren; w i r bringen es nicht so weit. Hätten wir keinen Regen, so würde das Vieh keine Weide finden, die Kühe würden keine Milch geben, unsere Kinder würden abmagern und sterben, unsere Weiber davonlaufen zu anderen Stämmen, welche Regen machen und Getreide haben, und der ganze Stamm würde zerstreut werden und zugrunde gehen; unser Feuer würde verlöschen.

Arzt: Ich bin über den Wert des Regens ganz mit euch einverstanden, allein ihr könnt durch Arzneien keinen Zauber auf die Wolken ausüben. Ihr wartet, bis ihr die Wolken kommen seht, dann wendet ihr eure Arzneien an und schreibt euch das Verdienst zu, welches Gott allein gebührt.

Regendoktor: Ich wende meine Arzneien an und ihr bedient euch der eurigen, wir sind beide Doktoren und Doktoren sind keine Betrüger. Ihr gebt einem Kranken Arznei. Zuweilen beliebt es Gott, ihn mittels eurer Arznei zu heilen; bisweilen aber — stirbt der Kranke auch. Wenn er geheilt wird, schreibt ihr euch das Verdienst dessen zu, was Gott tut.

Ich tue dasselbe. Bisweilen verleiht uns Gott Regen, bisweilen aber auch nicht. Wenn er ihn uns gibt, so legen wir dem Zauber das Verdienst bei. Wenn euch ein Kranker stirbt, so gebt ihr darum das Vertrauen in eure Medizin nicht auf, wir tun es ebensowenig, wenn der Regen ausbleibt. Wenn ihr wollt, daß ich meine Arzneien aufgebe, warum behaltet ihr die eurigen noch bei?

Arzt: Ich reiche meine Arzneien lebenden Geschöpfen im Bereich meiner Macht und kann ihre Wirkungen wahrnehmen, auch wenn keine Heilung erfolgt; ihr dagegen vermeßt euch, die Wolken zu bezaubern, welche so hoch über uns sind, daß eure Arzneien sie nie erreichen können. Die Wolken liegen gewöhnlich in der einen Richtung, und euer Rauch geht in einer andern davon. Gott allein kann diesen Wolken gebieten. Versucht es nur und wartet geduldig; Gott wird uns schon Regen geben, ohne eure Arzneien.

Regendoktor: Mahal—ma—kapa—a—a! Ei! ei! ich glaubte bis heute morgen immer, die weißen Männer seien klug. Wem fiel es je ein, einen Versuch im Verhungern zu machen! Ist denn der Tod etwas Angenehmes?

Arzt: Könnt ihr bewirken, daß es an dem einen Ort regne und an dem andern nicht?

Regendoktor: Ich denke gar nicht daran. Ich sehe gern das ganze Land grün und alle Leute fröhlich; ich freue mich, wenn die Weiber in die Hände klatschen und mir vor Dankbarkeit ihre Zieraten geben und vor Freude jauchzen.

Arzt: Mich dünkt, ihr hintergeht beide, sie und euch selbst.

Regendoktor: Nun, dann sind wir ein Paar. (Er meinte: wir sind alle beide Schelme).

Von diesem denkwürdigen Gespräch läßt sich zunächst wohl

nur das eine sagen: es gehörte schon die ganze Offenheit Livingstones dazu, es im Wortlaut aufzuzeichnen. Denn dialektisch hat unbedingt der schwarze Gegner gesiegt. Immer wieder muß Livingstone sich vor den scharfsinnigen Argumentationen des Nyaka auf das neutrale Gebiet des Glaubens zurückziehen, kann er der teils gutmütig-biederen, teils malitiös-witzigen Redeweise seines Gegners nur einen trockenen, fast pedantisch-eigensinnigen Ton entgegenstellen. Ist es nicht köstlich zu verfolgen, wie geschickt dieser schwarze Wortkünstler sogar die Waffen zu wechseln weiß, stellenweise ganz im Sinne eines europäischen Moralisten repliziert? Livingstone in allen Ehren! Dieser schwarze Kollege aber war auch nicht auf den Kopf gefallen.

So bezeichnend dieses Gespräch für die Redekunst, Schlagfertigkeit und den Scharfsinn eines betschuanischen »Kopfarbeiters« ist, seine kulturelle Bedeutung erschöpft sich darin noch nicht. Ich glaube, wir haben über dem dialektischen Vergnügen an dieser Unterhaltung bereits vergessen, daß wir es mit einem »primitiven« Negerstamm zu tun haben. Wenn wir nun aber die Unterhaltung vom Standpunkt dieser Primitivität, das heißt als Leistung eines Naturvolkes prüfen, so kommen wir zu dem überraschenden Schluß, daß mindestens diese Bakuena kein Naturvolk mehr sind. So spitzfindige Klügeleien, so virtuoses Jonglieren auf einer Ebene reiner Intellektualität — denn anderes ist es nicht, was der schwarze Zauberer produziert — vermag kein wirkliches Naturvolk aufzubringen. Das sind Leistungen, die nur eine alte, verstandlich gereifte Kultur, nicht aber die dämonisch-triebhafte, völlig unintellektuelle Seele des Naturmenschen hervorzubringen vermag.

Jetzt erst werden wir auch ganz verstehen, weshalb Setschele und mit ihm viele seiner Untertanen fähig waren, christlichen Gedankengängen so rasch zu folgen, die Sprache dieser doch gewiß fernen Welt überhaupt nur zu verstehen. Die Bakuena waren, allerdings auf einem anderen Wege als wir, gleichfalls bereits im Intellektualismus der Altersstufe angelangt. Die Dämonie ihrer Kulturkindheit und der Gestaltungszwang ihres Kulturmannestums waren verbraucht und verraucht ohne — wie bei uns — große geistige Bildungen hinterlassen zu haben. Dazu hat ihre innere Kraft wohl nicht ausgereicht, oder der Geist der südafrikanischen Wagrechten hat auch hier sein Zerstörungswerk geübt. So sind die Bakuena und mit ihnen alle Betschuanen geistig mit leeren Händen in das Altersstadium des erstarrenden Intellektdaseins eingetreten, psychologisch reif zum wenigstens annähernden Verständnis anderer im gleichen Stadium angelangter Kulturen und aufnahmefähig für deren Inhalte infolge ihrer Armut an eigenen geistigen Bildungen. Man stelle sich Livingstone unter Buschmännern vor! Sie hätten kaum einen Sinn aus seinen Worten herausgehört, obwohl auch sie, den Jahren nach, ein altes, ja uraltes Volk waren. So sehen wir, wie ein einziges Gespräch, als Symbol einer ganzen Kultur begriffen, weittragende Aufschlüsse zu geben vermag.

Doch das Bild der Betschuanenkultur, hier vor allem fesselnd im Verhältnis zu unserer eigenen, europäischen, tritt noch schärfer hervor.

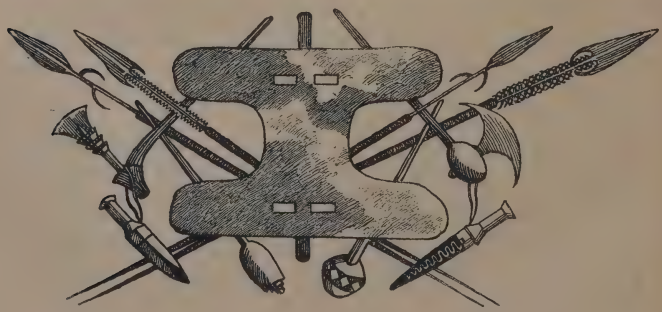
Der Gedanke des Christentums war auf die morsche und leere Altersdecke dieser Kultur gefallen und hatte gezündet. Nachdem er in jahrelanger Arbeit mit der Königstaufe diese Decke durchstoßen hatte, brachen aus der verschütteten Tiefe

alte Kräfte herauf, die sich dem Brand entgegenstellten. Wie ist der Ausgang dieses Kampfes?

Hier steigt wiederum eine merkwürdige Erscheinung vor uns auf. Aus allem, was wir bisher gehört haben, würden wir unbedenklich schließen, daß dieser Konflikt nur mit einem glatten Siege Europas enden kann. So schließen auch wohl die meisten europäischen Kolonialpolitiker, und sie haben scheinbar recht. Denn das, was an Kräften innerer Selbstbehauptung aus diesen Bakuena (und ebenso aus vielen anderen Negerstämmen Afrikas) im Zusammenprall mit europäischer Kultur herausbrach, war schwächlich genug. Allzu lange mögen diese Kräfte bei unseren Bakuena schon eingeschlossen gewesen sein. Sie trugen die Bläße der Kellergewächse. Ihre Ranken wucherten im Tageslicht eine Weile und fielen dann ab. Mehr als die psychologische Erscheinung einer halb ins Bewußtsein gehobenen atavistischen Reminiszenz scheint hier nicht vorzuliegen. Wir sehen nichts von einer lebendig agressiven Abwehr, nur ein passives Ausweichen, eine immer höflich bleibende Zurückhaltung vor dem fremden Zerstörer läßt sich feststellen. So überrascht es nicht, daß auch diese schwächliche Reaktion bald verfliegt. Wenige Seiten später schweigt Livingstones Tagebuch bereits von diesen anfangs so bedrohlich erscheinenden Schwierigkeiten seiner Stellung, meldet er wieder neue Erfolge. Auch der gewandte Zaubermann scheint gar nicht einmal den Versuch gemacht zu haben, seinen dialektischen Sieg und seine günstige Position als Eingeborener auszunutzen. Er hätte doch mindestens den Versuch machen müssen, diesen Aufruhr der Gemüter zu einer kleinen Revolution aufzuhetzen, um den Nebenbuhler zu beseitigen. Aber nichts davon geschah. Nachdem er

geschickt geredet hatte, war die ganze Angelegenheit für ihn erledigt. Der König selbst blieb Christ und ließ sich von Livingstone auch politisch ganz in die englische Interessensphäre hinüberziehen, aus der später das große Betschuanaprotektorat erwuchs. Und aus der Gegenwart endlich hören wir, daß die Betschuanen sich als gelehrige Schüler europäischer Kolonisation und Zivilisation erweisen, daß die Mission dauernd Fortschritte macht, ja, daß sogar die englische Sprache sich unter ihnen als Verkehrs- und Handelssprache auszubreiten beginnt. Es scheint folglich außer Zweifel zu stehen, daß die Betschuanen in vollem Zuge sind, brauchbare Ableger europäischer Zivilisation zu werden oder auch die üble Erscheinung des westafrikanischen Hosenniggertums um ein bedeutendes Kontingent zu vermehren. Missionsgesellschaften und Kolonialämter stellen großartige Statistiken zusammen und ziehen glänzende Saldi aus ihren Bilanzen.

Und doch! Es bleibt ein irrationaler Rest auch in dieser so präzis rationalen Rechnung. Dies soll uns eine dritte Begegnung zwischen Livingstone und einem Verkörperer der Betschuanenkultur zeigen, eine Begegnung, die Aufschlüsse von noch weit größerer Tragweite bringen wird, als die beiden ersten.



Der Führer

Wir haben bei der Geschichte von Setscheles Jugend einen klangvollen Namen gehört: Sebituane. Es war dies ein weit gefürchteter Herrscher des Nordens, der samt seinem Volke, den Makololo, betschuanischer Abstammung war, und bei den Bakuena erschien, um die Ermordung von Setscheles Vater zu rächen und die Erbfolge des Sohnes zu sichern. Wer war dieser Mann, der ein Interesse daran hatte, Erbfolgestreitigkeiten unter Betschuanenvölkern zu beseitigen und auch die Kraft hiezu besaß?

Nehmen wir unser Endurteil gleich vorweg: dieser Sebituane ist der Alexander Südafrikas, eine reckenhafte Führergestalt voll Größe und Adel der Gesinnung, ein Feldherr von hervorragender taktischer Begabung, ein Diplomat von sicherem Instinkt für Menschen und Situationen, ein Herrscher von ebenso großer Tatkraft wie Milde und dabei ein Mensch von einer überraschenden Weichheit und Tiefe des Gemütes.

Wer aber waren seine Krieger?

Es war genau der gleiche Menschenschlag, der an Setscheles Hof mit seinen schönen Waffen mehr prunkte als focht. Es waren Betschuanen wie die Bakuena. Mit diesen Betschuanen hat der großartige Mann gewaltige Kriegszüge im Süden, Osten und Westen des Landes durchgeführt, hat er Übermachten geschlagen, Völker unterworfen, ein großes Reich aufgerichtet und sogar dem furchtbaren Matebelefürsten Mosilikatse getrotzt.

Alle diese Dinge waren unter dem weichen Volke der Betschuanen möglich! Wie ist dies zu verstehen? Hören wir zunächst, wie es geschah.

Fern im Südosten des Landes, dort, wo der Oranje entspringt, und die großen Gebirgsterrassen zum Meere hinabführen, wohnten die Ostbetschuanen oder Basuto. Hier wurde zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts Sebituane geboren. Er war kein Königssohn, wenn auch mit der Herrscherfamilie der Basuto verwandt. Als Sebituane etwa achtzehn Jahre alt war, brach von Norden ein kriegerischer Betschuanenstamm, die Mantati, in das Basutoland ein und setzte sich bei Lithaku fest. Da sie hier das Reich der Zulu ebenso wie die holländischen Niederlassungen bedrohten, trat ihnen unter Andries Waterboer eine kleine Schar Holländer und Griqua (Hottentottenbastarde) entgegen, der es mit Hilfe ihrer Feuerwaffen und Pferde gelang, die Übermacht der Mantati in der Schlacht bei Lithaku, dem heutigen Kuruman, 1823 völlig zu schlagen. In dieser Schlacht hatte Sebituane auf Seiten der Mantati gefochten und sich den ersten Kriegsruhm geholt. Er gehörte zu einer kleinen, beim Einfall der Mantati mit ihren Weibern und einigem Vieh fortgerissenen Basutohorde, die ihn zum Anführer gewählt und sich mit den Mantati gegen die Weißen verbündet hatte. Sebituane blieb ihr Führer auch auf dem Rückzug. Während die versprengten Mantati durch Auflösung in andere Betschuanenstämme untergingen, wußte Sebituane seine kleine Schar fest zusammenzuhalten und aus ihr das große Makololoreich hervorgehen zu lassen.

Seiner Mission als Reichsgründer war er sich schon damals klar bewußt. Ebenso über die Gegend seiner künftigen Herrschaft. Es zeigt den sicheren staatsmännischen Instinkt dieses jungen Heerführers, daß er sich mit den Steppen des Binnenlandes nicht zufrieden gab, obwohl er auch auf diesem Boden

blühende Staaten kannte, wie den der Bangwaketse, der Nachbarn der Bakuena. Er hatte gehört, daß es weit im Norden an einem mächtigen Strom (dem Sambesi) ein Land gebe, in dem ewiger Frühling herrsche. Dorthin wollte er sein Reich bauen, und dorthin schlug er sich nun durch. (Vgl. zum folgenden die Marschlinie auf der Karte.)

Aber die Betschuanenstämme der Mitte wollten seinen Durchzug nicht dulden, da er Bundesgenosse der Mantati gewesen war, die vorher ihr Land verwüstet hatten. Vier Stämme boten ihre ganze Kriegsmacht auf, um Sebituane mit seiner kleinen Schar »aufzufressen«, Bangwaketse, Bakuena, Bakatla und Bahurutse. Bei Melita kam es zum Kampf. Sebituane stellte seine Krieger in Schlachtordnung auf, dahinter das Vieh und hinter dieses die Weiber. Dann brach er an der Spitze seiner tolldreisten und durch ihren Führer zur Ekstase gebrachten Schar vor und rannte die ganze Übermacht über den Haufen. Makabe, die Bangwaketsehauptstadt wurde erobert und der Viehvorrat ergänzt. Dann ging es gegen die Bakuena, deren damalige Hauptstadt Litubaruba gleichfalls erobert wurde.

Hier begann Sebituane sich für die Durchquerung der großen Wüste nach Norden zu rüsten. Dies war auch für Betschuanen keine Kleinigkeit. Hat doch noch zu Livingstones Zeiten kein Bakuena ein solches Unternehmen gewagt. Aber Sebituane schreckte vor keinem Hemmnis zurück. Auch sah er, wie sein Ruhm sich zu verbreiten begann. Junge, kriegslustige Betschuanen liefen ihm zu, andere wurden einfach aus den unterworfenen Stämmen ausgehoben. Von nun an nannte Sebituane seine Schar die Makololo.

Aber die geschlagenen Stämme ruhten auch nicht. Sie

riefen ihre eigenen Feinde, Buren und Matebele ins Land. Beide folgten dem Ruf, hatte doch Sebituane mit ihren Feinden, den Mantati, gemeinsame Sache gemacht. Vielleicht hatten die Buren den jungen Recken in der Schlacht bei Lithaku auch sonst gründlich kennen gelernt. Sie waren auch die ersten, die auf ihren flinken Pferden erschienen, Sebituanes Schar in Litubaruba überfielen und wiederum mit Hilfe der Feuerwaffen zwar nicht vernichteten, aber bedenklich verringerten. Trotzdem scheinen sie keine Lust gehabt zu haben, mit diesem Gegner nochmals anzubinden, denn sie ritten alsbald wieder nach Hause.

Rückschläge haben Sebituanes Kraft immer nur verdoppelt. Kaum aber hatte er seine Schar und seine Vorräte wieder einigermaßen ergänzt, so erschienen mit großer Übermacht die Matebele. Sebituane mußte sich zurückziehen und verlor sein ganzes Vieh. Er begann von neuem. Aber wieder rückten die Matebele nach, wieder mußte seine kleine, dezimierte Schar ausweichen, wieder verlor sie Vieh und Habe.

Da faßte Sebituane den tollkühnen Entschluß, nun erst recht den Durchbruch durch die Wüste zum Sambesi zu wagen. Ein Führer wurde gepreßt, um Weg und Wasserstellen zu zeigen. Aber er entlief schon in der ersten Nacht. Aus Livingstones Schilderung kennen wir dieses Land. Er erklärt es für die trostloseste Gegend seiner Reisen. Hunderte von Meilen weit kaum etwas spärlicher Graswuchs, keine Gewässer, selten und ganz unberechenbar Wasserstellen. In diese Einöde zog Sebituane nun mit Kriegern, Weibern und Vieh hinein. Lopepe, Moschue und Serotli wurden erobert und mußten Viehtribute entrichten. Bald aber wurde aus dem Kriegszug doch nur ein tastendes Umherirren. Durst und auch Hunger

stellten sich ein. Das vom Durst toll gewordene Vieh ließ sich nicht halten und lief zu seinen früheren Besitzern zurück. Mehr als einmal fand sich Sebituane nach tagelangem Umherziehen plötzlich wieder auf der eigenen Spur.

Näheres wissen wir von diesem Zuge nicht. Aber wir können uns denken, daß schon eine eiserne Energie dazu gehörte, unter solchen Verhältnissen in einer bunt zusammengelaufenen Schar Mannszucht und Kampfkraft zu erhalten. Dies ist dem genialen Führer vollkommen gelungen. Denn als seine Schar endlich nach langer Wanderung am anderen Ende der Wüste, am See Kumadau, wieder auftauchte, im Lande der viehreichen Batletli, da stand sie wieder trotz aller Entbehrungen und Verluste genau so kriegsgewaltig auf dem Kampfplatz wie vorher. Die Batletli und das ganze Land um den See wurden unterworfen und große Mengen an Vieh und Habe erbeutet. Sebituane war dem Ziel seiner Wünsche, dem Lande des ewigen Frühlings, nahe.

Da aber faßte er einen völlig unerwarteten Entschluß, der uns den genialen Feldherrn als ebenso genialen Staatsmann zeigt. Nicht nach Norden, zum Sambesi, bog er ab, sondern nach Südwesten, in die eben erst verlassene Wüste wieder zurück.

Was wollte er dort?

Er hatte gehört, daß an der Westküste, also im Gebiet unserer früheren deutschen Kolonie, Weiße leben. Die wollte er aufsuchen, um mit ihnen Verkehrsbeziehungen anzuknüpfen. Im Südland hatte er die Überlegenheit der Weißen, aber auch ihre Feindschaft kennengelernt. Er mochte denken, daß die Weißen des Westens ebenso mächtig, aber zugänglicher seien. So unternahm der zwanzigjährige Mann noch

vor Aufrichtung seines Reiches einen Zug, dessen Gefährlichkeit er wohl kannte, um seinem künftigen Reich von Anfang an eine feste Verkehrsbeziehung zu geben. Noch erstaunlicher aber ist, daß ihm seine gerade erst von den Schrecken der Wüste gepeinigte Schar in das neue Abenteuer eines Wüstenzuges willig folgte.

Der Zug mußte fehlschlagen. Denn keiner in jener Gegend, am wenigsten Sebituane, konnte auch nur eine Ahnung von der Entfernung zur Westküste und den Ernährungsverhältnissen in der Kalahari haben. Immerhin ist Sebituane bis ins Damaraland gelangt. Von Durst bis zur Ohnmacht entkräftet, fand seine Schar eines Tages eine kleine Wasserstelle. Sebituane entschied, daß nur die Menschen trinken sollten, denn Vieh sei zu ersetzen. Bald war die Wasserstelle geleert. In der Nacht aber brach das Vieh aus und entlief zu den Damara. Wieder war Sebituane aller Macht- und Nahrungsmittel entblößt.

Aber auch aus dieser Not hat er seine todesmutige Schar glücklich herausgeführt. Einige Zeit später erscheint sie in dem tiefliegenden Teil des Sambesibeckens, in der Gegend von Linyanti. Hier wurde ihre Lage aber erst recht mißlich. Im Osten saßen ihre alten Feinde, die Matebele, vor sich aber hatte sie das damals noch mächtige und gefürchtete, verräterische Volk der Batoka, das die Gewohnheit hatte, die Palisaden seiner Dörfer mit den Schädeln ermordeter Feinde zu zieren. Dieses Volk bewohnte zu der Zeit, in der Sebituane unter ihm erschien, die großen Inseln in dem hier unübersehbar breiten Sambesistrom und das Gebiet am Nordufer. Diese Inseln waren für ihre Bewohner natürliche Festungen, die sie aber auch anders als zur Verteidigung auszunutzen

verstanden. Wer den Sambesi überqueren wollte, mußte sich wegen der Überfahrt an die Batoka wenden. Sie erschienen auch bereitwillig mit ihren langen Booten, setzten die Wanderer aber in kleinen Abteilungen auf einsamen Inseln aus und ließen sie dort verhungern, um sich dann ohne Mühe ihrer Habe zu bemächtigen. Sebituane kannte diese Verräterei wohl, denn Sekhomi, der spätere Bamangwatohäuptling, war in seiner Kindheit auf einem Wanderzuge seiner Eltern vor diesem Schicksal nur durch einen mitleidigen Mann dieses Stammes bewahrt worden, der den Säugling mit seiner Mutter heimlich entrinnen ließ. So war Sebituanes Plan bald gefaßt. Er entschied sich für den Übergang über den Fluß, um sein Ziel, das nördliche, fruchtbare Ufer, auf dem nächsten Wege zu erreichen, und lud den Batokahäuptling zur Verhandlung über die Überfahrt in sein Lager ein. Die List glückte vollkommen. Sebituane nahm den Häuptling sofort als Geisel gefangen und ließ ihn nicht eher los, als bis er mit seiner ganzen Schar und Habe wohlbehalten das andere Ufer erreicht hatte.

Jubelnd stiegen die Krieger ans Ufer. Dies war das erträumte, gesegnete Land. Wellenförmige Ebenen mit kurzem, fettem Graswuchs, wenig Wald und der gewaltige Sambesi als Grenzsperre gegen Süden, für ein Hirtenvolk ein Paradies. Sie durchstreiften die ganze Hochebene bis zum Kafue und errichteten dort ihre erste Niederlassung.

Aber leicht sollte ihnen dies nicht werden. Die überlisteten und von Sebituanes Schar bedrohten Batoka riefen ihre Krieger zu den Waffen und traten Sebituane in der Gegend der großen Sambesifälle entgegen. Es kam zu einem blutigen Ringen der wenigen gegen die vielen. Allen voran Sebituane.

Als die Feinde sich näherten, befühlte er die Schneide seiner Streitaxt und rief über seine Krieger hin: »Nun, sie ist scharf; wer dem Feinde den Rücken kehrt, wird ihre Schneide fühlen!« Seine Mannen wußten, daß dies kein leeres Wort war, denn Sebituane war ein so schneller und behender Läufer, daß kein Feigling ihm entrinnen konnte. Mochte das Kampfgetümmel noch so groß sein, Sebituanes scharfe und rasche Augen überblickten stets nicht nur den Feind, sondern auch die eigenen Reihen. War die Schlacht geschlagen, so wußte Sebituane genau, ob in seiner Schar ein Mann gewesen war, der sich aus der Linie weggeschlichen hatte. Er ließ ihn rufen und sprach zu ihm: »Also, du willst lieber zu Hause sterben als im Felde, nicht wahr? Gut, du sollst deinen Willen haben.« Wenige Minuten später war die Exekution vollzogen.

Eisern lag Sebituanes Kriegsfaust auf seinen Makololo. Aber nur immer neue Begeisterung entquoll ihrem Druck. Fälle von Feigheit oder Fahnenflucht waren äußerst selten. Wenn Sebituanes Schlachtruf erscholl, stoben seine Männer wie die Teufel in den Feind hinein. Dieser ekstatischen Wucht hielt keine normale Kriegsmacht stand. Auch die beste Disziplin und die größte Übermacht geriet vor dieser heranstürmenden Besessenheit ins Wanken. Sebituane war nicht nur Feldherr, sondern lebendiges Symbol und Idol seiner Schar. Er war eins mit seinen Männern.

Schwer geschlagen floh das große Batokaheer auseinander. Sebituane aber stürmte ihm nach. Ein Dorf nach dem anderen, eine Viehhürde um die andere fiel in seine Hand. So groß war die Beute, daß sie von den Verfolgern nicht mehr fortgeschafft werden konnte. Schafe und Ziegen ließ man

stehen, da nicht einmal das Hornvieh zu bewältigen war. Unübersehbar war auch die Masse anderen Beutegutes.

War Sebituane groß in der Schlacht, so war er wenn möglich noch größer nach der Schlacht. Keinen Augenblick verließen ihn Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Er verstand es auch nach den größten Siegen, seine entflammten Krieger scharf zusammenzuhalten, unnötige Plünderung oder Mißhandlung zu unterdrücken, denn er wußte zu genau, daß seine kleine Macht nur in der Schlacht überlegen, bei friedlicher Hirtentätigkeit in weiträumigen Bezirken aber auf gutes Einvernehmen mit den Nachbarn angewiesen war. So zog er seine Leute auch nach diesem entscheidenden Siege zunächst an die Peripherie des Batokalandes, die Gegend am Kafuefluß zurück. Dies war auch taktisch eine Notwendigkeit. Denn schon rückte ein neues, großes, ungeschlagenes und furchtbares Heer heran, seine alten Feinde, die Matebele, unter dem großen Mosilikatse selbst. Sie setzten über den Sambesi, vereinigten sich mit dem immer noch beträchtlichen Rest des Batokaheeres und gelangten unbemerkt in den Rücken von Sebituanes Heer. Der Überfall auf die Nachhut glückte. Sebituane, der mit seiner Hauptmacht bereits weiter östlich stand, verlor nicht nur seine gesamte Beute, sondern auch seinen Troß samt den Frauen.

Als er diesen schweren Verlust erfuhr, machte er sofort kehrt und zog in Eilmärschen hinter Mosilikatse her, der wieder zum Sambesi zurückstrebte. Es kam also für Sebituane darauf an, dem Gegner die Überquerung des Flusses abzuschneiden. Es gelang. Mit besonderer Wut mögen Sebituanes Scharen in diese zweite, noch größere Schlacht hineingestürmt sein, wußten sie doch ihre Frauen auf der anderen Seite.

Mosilikatse, der berühmte Kaffernhäuptling und Schreck aller Weißen und Schwarzen des Kaplandes, wurde von Sebituane und seinen erbitterten Kriegern samt den Batoka so gründlich geschlagen, daß er seine ganze Beute, ja mehr verlor und flüchten mußte. Zwar gelang es ihm, seine Truppen zum Stehen zu bringen und Sebituane in einer Revancheschlacht nochmals entgegenzutreten. Aber auch hier erging es ihm nicht besser, so daß er vorzog, das Feld gänzlich zu räumen und den Sambesi zwischen sich und diese furchtbaren Makololo zu bringen. Aber vergessen hat der stolze Mann diese beiden Niederlagen nicht, wie wir gleich sehen werden.

Sebituane hatte nun eine Weile Ruhe. Aber schon sann sein rastloser und weitblickender Geist neue Pläne. Wieder galten sie den Weißen. Hatte er die Weißen des Westens nicht erreicht, so wollte er nun die des Ostens erreichen. Es ist auffallend genug, wie dieser merkwürdige Mann sich mühte, noch vor Konsolidierung seines Reiches sich guter Beziehungen zu dem mächtigen Volke der Weißen zu versichern. Er mochte wohl schon in jener Zeit erkannt haben, daß dem Vordringen der Weißen in Afrika auf die Dauer doch nicht zu widerstehen sei. So schlug er die für einen Neger der dreißiger Jahre erstaunliche Politik ein, schwarze Völker zu bekriegen und die Weißen zu suchen.

Sebituane versammelte also sein Heer und eröffnete seinen Plan, den Sambesi hinabzuziehen, um mit den Weißen der Ostküste, also Portugiesen, Freundschaft zu schließen. Kein Widerspruch wurde laut, obwohl mancher seiner Krieger gedacht haben mag, daß nun endlich ein freundliches Hirtendasein für Entbehrung, Kampf und Wunden entschädigen solle. Das Heer rüstete sich zu neuer Fahrt.

Da aber geschah etwas Unerwartetes.

Am Abend vor dem Abmarsch, es war gerade Vollmond, schritt eine große, hagere Gestalt auf das Lager zu. Die Wachen erkannten in ihr Tlapane, den Zauberer des Stammes und Seher ihres Führers, und ließen ihn durch. Jeder Laut verstummte, wo er sich zeigte. Man hatte Tlapane wochenlang nicht gesehen und wußte, daß solches Verschwinden des geheimnisvollen Mannes Großes zu bedeuten habe. Jetzt, kurz vor neuem Aufbruch, zeigte er sich wieder. Er war so abgemagert, daß sein nackter Leib an ein wanderndes Skelett erinnerte. Lautlos und langsam waren seine Bewegungen. Starr geradeaus ging sein Blick, der aus weit offenen, unheimlich glühenden Augen kam. Er achtete nicht auf den Weg und vermied doch alle Hindernisse.

In gespanntem Schweigen schlossen sich die Krieger der nachtwandlerischen Gestalt an. Immer stiller wurde es in dem großen Lager. Nach kurzer Zeit war auch in den entferntesten Teilen jeder Menschenlaut erstorben. Nur das Brüllen des Viehs drang durch die Nacht. Je weiter diese Stille um sich griff, umso weiter zogen sich die Wellen einer einheitlichen Bewegung. Von allen Seiten strömten in vollkommener Lautlosigkeit schwarze Scharen nach der Mitte zusammen, wo Sebituanes Hütte stand. Vollmond spiegelte auf den immer dichter sich drängenden schwarzen Leibern.

Auf dem Mittelplatz des Lagers trat Sebituanes ragende Gestalt in voller Bewaffnung, umgeben von den Häuptlingen der Kampfgruppen, still wie die anderen, dem unheimlichen Besucher entgegen.

Der Seher blieb stehen. Die Krieger wichen zurück und ließen rund um ihn einen Kreis frei. Sebituane blieb am

Rande dieses Kreises. Alle bis auf den Seher und Sebituane hockten nieder.

Reglos verharrte der Seher. Minuten reihten sich schleichend aneinander. Kein Laut, keine Bewegung in der gespenstischen Gestalt. Die Erregung der Masse stieg zum Bersten. Stöhnen und Jammerlaute, hart unterdrückt, keuchten auf. Immer noch stand der Seher reglos im Glast des harten Mondlichtes.

Da reißt sich ein Schrei, entsetzlich im gellenden Aufbruch, aus seiner Kehle. Im gleichen Augenblick laufen Zuckungen über den dürren Leib. Krampfhaft beginnen die Beine den Boden zu stampfen. Immer wieder, hart, daß sie bluten müssen. Dann geht das Stampfen in die Verrenkungen wilder Sprünge über, die sich auf die Arme fortpflanzen. Bald schnellen sie eckig nach oben, bald steif nach unten. Widerstandslos folgt der Kopf. Er wird hin und her geschleudert, als hinge er nur an einer einzigen Sehne. Jetzt ist der ganze Leib nur noch ein Toben grauenhafter Konvulsionen und kurzer, harter, erschütternder Schreie. Gräßlich ist dieser Wirbel des schwarzen Gerippes inmitten der erstarrt hockenden Leibermasse.

Endlos scheint er zu dauern.

Dann wird das Toben schwächer. Es ebbt langsam in mattere, aber immer noch hart stoßende Zuckungen ab. Die Schreie hören auf.

Und aus der wieder eingetretenen Stille beginnt der zuckende Leib zu reden. Mit der Stimme eines Schlafenden. Langgezogene Worte, abgerissene Sätze, bald laut, bald murmelnd, aber immer alles vernehmbar, beschwörend.

Ein dürrer Arm reckt sich nach Osten.

Tlapane, der Seher.

»Sebituane — Sebituane — gehe nicht nach Osten — — ich sehe dort ein Feuer — Sebituane — weiche ihm aus — es ist ein Feuer, welches dich verzehren könnte — — — Sebituane — gehe nicht nach Osten!«

Langsam dreht sich der dürre Arm nach Westen.

»Sebituane — ich sehe eine Stadt — und ein Volk von schwarzen Menschen — — — Menschen des Wassers — ihr Vieh ist rot — — — Sebituane — dein Stamm wird untergehen — deine Männer werden sterben — — — Sebituane — du wirst über schwarze Männer herrschen — und wenn deine Krieger rotes Vieh erobern, so laß sie dessen Eigentümer schonen — Sebituane — hindere, daß sie erschlagen werden — denn sie sind dein künftiger Stamm — sie sind deine Stadt — folge ihnen, wenn sie dich zum Bauen auffordern — Sebituane!«

Der Arm dreht sich nochmals. Er deutet auf Sebituanes Häuptlinge.

»Ramosinii — dein Dorf wird ganz untergehen — — — wenn Mokari von diesem Dorf weggeht, wird er zuerst den Tod finden — — und du, Ramosinii, wirst als der letzte sterben.«

Der Arm sinkt nieder. Die Stimme geht in dumpfes, keuchendes Murmeln über.

»Die Geister haben es über andere Männer verhängt — Wasser zu trinken — — mir haben sie — das bittere — Wasser des — Tahukuru (Flußpferd) gegeben — — sie rufen mich — hinweg — ich kann — — nicht mehr — — — bleiben — —«

Die Stimme erstirbt. Der Kopf des Sehers sinkt auf die Brust. Die Arme hängen schlaff. Einen Atemzug lang steht er so. Dann knicken die Knie ein. Hart schlägt der Körper auf den Boden.

Langsam wenden sich tausend glühende Augen auf Sebituane.

Der gibt ein Zeichen und geht in die Hütte.

Vier Männer heben den Seher auf und tragen ihn fort. Sie tragen eine Leiche.

Lautlos wie sie gekommen sind, gleiten Sebituanes Scharen wieder auseinander. —

Am nächsten Morgen ließ Sebituane durch seine Häuptlinge verkünden, daß der Zug nach Osten aufgegeben sei und das Heer sich zum Abmarsch nach Westen bereithalten solle. Schweigend und gehorsam nahm das Heer auch diesen Befehl auf.

Drei Tage später überfiel eine starke Erkundungsabteilung Mosilikatses die von Ramosinii angelegte Siedlung. Mokari, der Ramosinii eine Meldung überbracht hatte, wurde auf dem Rückweg von den Matebele im Wald abgefangen und getötet. Ramosinii, der sein Dorf heldenmütig verteidigte, wurde als letzter aus seiner kleinen Schar von einem Matebelespeer niedergestreckt. Die Nachricht des ganzen Vorgangs ist verbürgt, denn sie stammt von Livingstone, der schon als Missionar kein Interesse daran haben konnte, einem heidnischen Zauberer Erfolge anzudichten. Noch erstaunlicher ist der weitere Ablauf.

Sebituane ist nach Westen gezogen und hat am Sambesi ein Schiffahrt treibendes Volk gefunden und unterworfen, das im Besitz einer rötlichen Rinderrasse war, die Barotse. Obwohl sie ihn zuerst angriffen, verschonte er ihre Häuptlinge und behandelte das Volk mit Milde. Als nach seinem Tode das Makololoreich zerfiel, erhoben sich eben diese Barotse in einer geheimen Verschwörung und ermordeten

die Makololo. Wer dem Blutbad entrann, kam unter anderen Stämmen um, Weiber und Kinder aber gingen in den Barotse auf. So wurden die Barotse in einem übertragenen Sinne Sebituanes künftiger Stamm. Die Feuer des Ostens aber können, wie Livingstone annimmt, die Gewehre der Portugiesen gewesen sein, von denen tatsächlich zu vermuten ist, daß sie Sebituane sehr unfreundlich aufgenommen hätten. Livingstone vermerkt den Wortlaut dieser seltsamen Voraussagen genau, wenn er auch für ihr tatsächliches Eintreffen von seinem christlichen Standpunkt natürlich nur die eine Erklärung hat, daß alles »zufällig« und Tlapane doch nur ein gerissener Betrüger gewesen sei. Wir Europäer haben für die Zauberer und Propheten primitiver Völker immer nur Zweifel oder Spott. Sicher ist auch das meiste Gaukelei. Trotzdem aber ereignen sich zuweilen Dinge, die wir mit all unserer Wissenschaft nicht zu erklären vermögen. Vielleicht ist es wahr, daß unsere Psychologie nur gerade erst einen Randbezirk der psychischen Region erfaßt und aufgeklärt hat. Jedenfalls wäre es — um den Blick für weitere Erkenntnisse klar zu halten — angebracht, in dem Glauben der Naturvölker an ihre Zauberer und Seher nicht ohne weiteres nur Anzeichen geistiger Barbarei und Rückständigkeit zu sehen. Es könnte sein, daß gerade das Gegenteil richtig ist.

Doch wir greifen den Ereignissen vor. Noch war Sebituane im Aufstieg seiner einzigartigen Laufbahn.

Er brach mit seiner Streitmacht nach Westen auf, dem Lauf des Sambesi folgend. Bald meldete seine Nachhut, daß ein großes Matebeleheer auf dem anderen Ufer ihm folge. Mosilikatse hatte also seine beiden, für den mächtigen Mann auch höchst unangenehmen Niederlagen nicht vergessen. Bei

der Größe seiner Herrschaft fiel es ihm auch nicht schwer, neue Streitkräfte ins Feld zu führen. Den Oberbefehl hatte er diesmal aber einem seiner Häuptlinge übertragen. Vielleicht fürchtete er doch einen neuen Fehlschlag, dessen Folgen er sich aus politischen Gründen nicht wieder selbst aussetzen wollte. Es kam auch so.

Sebituane, dessen Heer weit unterlegen war, griff wieder zur List. Er setzte auf einer der großen Sambesiinseln Ziegen als Köder aus und ließ am Südufer eine Schar seiner Krieger, die der Matebelesprache mächtig war, mit Booten zurück. Es glückte diesen Männern, durch geschickte Verstellung die Matebele zur Überquerung des Stromes an dieser Stelle zu bewegen und sie zunächst auf der scheinbar ziegenreichen Insel zu landen. Kaum war das geschehen, so fuhren die Boote eilig davon. Zu spät erkannten die Matebele, daß ihre Schiffer Makololo gewesen waren. So saß nun das ganze Heer in einer Falle, da die Matebele das Schwimmen nicht verstehen. Sebituane wartete nun ruhig, bis der Hunger sein Entkräftungswerk getan hatte; dann erschien er auf der Insel, ließ die alten Krieger töten, die jungen aber in den Makololostamm aufnehmen.

Danach zog er ruhig in westlicher Richtung weiter, um das Volk der Wassermenschen zu suchen, zu dem ihn Tlapane gewiesen hatte.

Nach langen Märschen und Kämpfen mit vielen Sambesistämmen, die alle unterworfen wurden, stieß seine Vorhut nördlich der Gonyafälle auf Krieger mit tiefschwarzer Haut, die auch große Boote mitführten und sofort angriffen. Sebituane nahm den Kampf auf und hatte nach kurzer Zeit den ganzen Stamm unterworfen. Es waren Barotse. In

den Viehhürden fanden seine Krieger eine große, rötliche Rinderrasse. Da wußte Sebituane, daß er am Ziel seiner Aufgabe war und stellte den Weitermarsch ein. Er versöhnte sich mit den Häuptlingen und dem Volke, ließ einen Teil seiner Krieger zur Ansiedlung und Festigung der neuen Herrschaft im Lande und nahm eine entsprechende Anzahl der Barotsekrieger und vor allem Boote in das eigene Heer auf. Dann wandte er sich wieder nach Osten, um nun auch unter den Batoka seine Herrschaft endgültig zu sichern.

Als er aber die Gegend der Viktoriafälle erreicht hatte, hörte er, daß schon wieder ein Matebeleheer sich am Südufer gesammelt hatte und diesmal auch Boote mitführte. Sebituane, der nun auch über Boote verfügte, manövrierte so geschickt, daß die Matebele nicht zum Übersetzen kamen. Zuletzt vereinigte er seine ganze Streitmacht auf einer Insel, die dem Lager der Matebele gegenüber lag. Dann fuhr er kühn, nur von wenigen seiner Krieger begleitet, in einem Boot zu ihnen herüber. Darauf waren die Matebele nicht gefaßt. Verblüfft liefen sie am Ufer zusammen. Sebituane ließ sie nun durch einen Dolmetscher fragen, aus welchem Grunde sie ihn ständig verfolgten, er habe ihren König doch niemals angegriffen und sei sich keiner Verfehlung gegen das Volk der Matebele bewußt; die Schuld für das viele Blutvergießen liege daher nur auf ihrer Seite. Diese merkwürdige Ansprache muß ein rhetorisches Meisterstück gewesen sein. Denn die Matebele schwiegen und ließen Sebituanes Boot unbehelligt wieder abfahren. Am nächsten Morgen meldeten Sebituanes Wachen, daß die Boote der Matebele zertrümmert am Ufer lägen. Sebituane schickte eine Patrouille hinüber, die sofort zurückkehrte und meldete, das Heer sei

abgezogen. Es war tatsächlich auf dem Rückmarsch zu Mosilikatse, ist aber unterwegs von fremden Stämmen völlig aufgerieben worden.

Sebituane sehnte sich schon lange nach Frieden und friedlicher Tätigkeit. Aber ein schwieriges Werk war noch zu vollbringen. Die feindseligen Batoka saßen immer noch auf ihren Inselfesten. Solange sie von dort nicht vertrieben oder unterworfen waren, konnte es für Sebituanes Leute kein friedliches Hirtendasein geben, auch an keinen Handel gedacht werden, auf den Sebituane so großen Wert legte, und der hier nur auf dem Wasserwege möglich war.

Sebituane bereitete den Angriff in aller Stille vor. Er zog scheinbar mit seinem Heere davon und wartete, bis seine Späher ihm meldeten, daß die Batoka sich vor ihm sicher fühlten. Dann marschierte er in Eilmärschen, wie nur er sie aus Negern herauszupressen verstand, wieder zurück, teilte sein Heer, brach in einer dunkeln Nacht mit Hilfe seiner Boote und ruderkundigen Barotse unvermutet über die Inseln her und eroberte sie sämtlich. Auch hier befolgte er seine frühere Taktik, die alten Krieger zu töten oder zu verjagen, die jungen in die eigenen Reihen aufzunehmen und dann Milde walten zu lassen.

Jetzt erst hatte dieser rastlose und umsichtige Mann Ruhe. Ein ungeheurer Landstrich war bezwungen. Alles Land zwischen Sambesi, Luena und Kafue war sein. Die Völker waren seiner Herrschaft unterworfen. Diese selbst war durch Ansiedlungsposten seiner Krieger im ganzen Bereich gesichert. In Sescheke am Sambesi, unweit der Viktoriafälle, errichtete Sebituane seine Residenz. Nach Westen drang er auch noch über den Sambesi hinaus, bis Linyanti vor, nach Osten aber

nahm er das nördliche Ufer des Stromes als Grenze. Denn er wußte zu genau, daß Mosilikatse auch jetzt noch nicht zu trauen sei, umso weniger, als er in den an seinen Hof geflohenen Batokahäuptlingen eifrige Haßschürer um sich haben mußte. So machte Sebituane den Sambesi zu seinem Limes, errichtete er längs des Ufers eine Kette von Beobachtungsstationen mit regelmäßigem Postendienst und sprach: »Die Batokahäuptlinge lieben Mosilikatse, mögen sie bei ihm wohnen, der Sambesi ist meine Verteidigungslinie.«

Bald drang Sebituanes Ruhm durch das eigene Land und durch die Nachbarländer. Aber nicht nur als gewaltiger Kriegsherr ward Sebituane gepriesen, mehr noch als weiser, milder und freigebiger Friedensfürst. Jeder Fremde, der nach Sescheke kam, war Sebituanes Gast. Mochte er reich oder arm, Fürst oder Bettler sein, Sebituane lud ihn in sein Haus, ließ zur Begrüßung Mehl, Milch und Honig bringen, mischte diese drei Speisen mit eigener Hand und kostete selbst vor, um dem Gast jeglichen Argwohn zu nehmen. Dann ließ er ihm eine Hütte anweisen und sorgte persönlich dafür, daß er während der ganzen Dauer des Aufenthaltes aufmerksam bedient wurde. Schied der Fremde, so ließ er ihm und jedem aus seiner Begleitung bis zum letzten Sklaven hinunter ein Geschenk reichen. Natürlich waren die Gäste von solcher freundlichen Aufnahme begeistert. Entweder blieben sie gleich ganz da und wurden Sebituanes Untertanen, oder sie sorgten doch dafür, daß im ganzen Land immer von Sebituanes Großmut die Rede war. Vor allem aber suchten sie sich Sebituane dadurch gefällig zu machen, daß sie ihm die neuesten Nachrichten aus allen Teilen des Landes zutrugen. So war Sebituane stets über alle Vorkommnisse nicht nur im eigenen

Lande, sondern auch in den Reichen und Stammesbezirken fremder Häuptlinge genauestens unterrichtet. Seine kluge Gastfreiheit führte zu einem glänzend arbeitenden Nachrichtendienst.

Sein Reich blühte auf. Selbst Mosilikatse wagte nun keinen Angriff mehr, denn Sebituanes Posten waren stets auf der Hut. Seine Völker wuchsen ständig durch eigene Vermehrung und Zustrom von außen, der Wohlstand stieg. Nur eines fehlte Sebituane noch immer. Im Westen hatte er die Weißen gesucht und nicht gefunden; nach Osten hatte er ziehen wollen, aber der Seher hatte ihn daran gehindert. Jetzt erzählten ihm seine Gäste, daß fern bei den Bakuena ein mächtiger weißer Mann mit einem großen Zauber erschienen sei, dem sich der ganze Stamm samt seinem König gebeugt habe.

Da wandte Sebituane seine Blicke nach Süden.

Auch Livingstone wußte schon lange von Sebituane. Es ist eigenartig zu verfolgen, wie diese beiden Männer einander gesucht haben. Viele Jahre lang. Und immer vergeblich. Denn die große, wüste Reisestrecke der östlichen Kalahari lag zwischen ihnen.

Vor allem war es Livingstone, der den Anschluß suchte. Politische Erwägungen werden ihn geleitet haben. Hatte er erst diesen mächtigen und nach allem, was erzählt wurde, zugänglichen Herrscher für seine Sache gewonnen, so stand ihm das ganze Mittelland offen, hatte er einen Rückhalt, der unter Umständen auch noch weitere Wege erschloß. Sescheke als nächster Missionsposten war Livingstones Ziel. So stark war dieses Verlangen, daß auch die Wüste ihn nicht schrecken konnte.

Dreimal ist Livingstone nach langen Vorbereitungen aufgebrochen, um zu Sebituane zu gelangen. Zweimal mußte er dicht vor dem Ziele umkehren. Endlich, beim dritten Versuch, im Jahre 1850, dem zehnten Jahre seines Aufenthalts unter den Betschuanen, glückte es. Freilich brachten die beiden ersten Reisen andere Erfolge. Es gelang Livingstone bei seinem ersten Zug, den zwar nicht großen, aber für die hydrographischen Verhältnisse des Binnenlandes wichtigen Ngamisee zu entdecken (1. August 1849), ferner auf beiden Reisen vielseitige Nachrichten über Land und Menschen der Kalahari zu sammeln. Beide Reisen haben indessen mehr wissenschaftliche Bedeutung, da ihre Berichte sich aus einer Unzahl einzelner Funde zusammensetzen, den zusammenfassenden Schwung großer Erlebnisse aber vermissen lassen. Erst das Zusammentreffen mit Sebituane bringt in Livingstones Tagebuch wieder die für uns hier wichtigeren, allgemeinen kulturellen Ausblicke.

Sebituane war natürlich über Livingstones Absichten und seine beiden fehlgeschlagenen Versuche genau unterrichtet. Als er hörte, daß Livingstone zum drittenmal aufzubrechen gedenke, schickte er sofort drei Gesandtschaften mit reichen Geschenken an Vieh ab, eine an Setschele, die zweite an Sekhomi, den Herrscher der den Bakuena südlich benachbarten Bangwaketse, die dritte an Letschulatebe, den später zu einer für Sebituanes Stamm verhängnisvollen Berühmtheit gelangten Bamangwatoherrscher der Ngamigegend, mit der Bitte, Livingstones Reise durch Gestellung von Führern zu unterstützen. Während Setschele natürlich das Seinige tat, verhielten sich die anderen Stammesgewaltigen recht passiv, so daß es fast zu einem Konflikt zwischen ihnen und Sebituane gekommen wäre.

Wie auf den beiden ersten Reisen nahm Livingstone seine Frau und seine drei kleinen Kinder mit. Er selbst benutzte fast immer das in Südafrika allgemein übliche, langsame, aber sichere Verkehrsmittel, den Reitochsen, während seine Familie in einem Planwagen reiste. Es ergibt eine merkwürdige Vorstellung, einen Forschungsreisenden in völlig unbekanntem und zudem gefährlichem Gebiet mit Kindern reisen zu sehen, von denen zur Zeit der ersten Reise das jüngste kaum laufen konnte. Das Wagnis hätte auf dem dritten Zuge auch beinahe zu einer Katastrophe geführt, da die Karawane sich verirrte und fast verdurstet wäre. Als die Eltern unter den Qualen der Kinder schon verzweifelten, kehrten gerade noch zur Zeit einige der auf Wassersuche ausgeschickten Diener mit einem kleinen Vorrat dieses in der Kalahari wichtigsten Erhaltungsmittels zurück. Später geriet Livingstone in einen Tsetsedistrikt. Dieses bereits erwähnte merkwürdige Insekt hat die Eigentümlichkeit, in scharf abgegrenzten Bezirken, meist an buschbestandenen Flußrändern zu leben. Doch hat man noch nicht herausgefunden, nach welchen Gesetzen sich diese Abgrenzung richtet. Als Livingstone den Tschobe erreichte, stellte er fest, daß das Südufer des Flusses von Tsetse wimmelte, während am Nordufer, kaum fünfzig Schritte weiter, nicht ein einziges dieser Tiere zu bemerken war und das Vieh dort unbehelligt weiden konnte. Menschen ertragen den Biß des Insektes ohne besondere Störungen, wenn sie überhaupt gestochen werden. Zahmes Vieh aber, Pferde, auch Esel, Hunde und Ziegen fallen unter fieberartigen und allgemeinen Erschöpfungssymptomen entweder schon wenige Tage nach dem Biß oder nach monatelangem Siechtum. Livingstone, der in der frem-

den Gegend mit der Verbreitung dieses merkwürdigen Tieres nicht vertraut war, geriet mitten in einen dicht von ihm bevölkerten Bezirk und verlor fast sein ganzes Vieh. Zum Glück war er damals nicht mehr weit von Sebituane entfernt, so daß er ihn noch vor dem Fallen der Tiere erreichte. Auch traf ihn nun ein von Sebituane entgegengesandter Führer mit Namen Mahale, ein Mann aus dem Gefolge des Herrschers.

Sebituane befand sich zur Zeit von Livingstones Zug durch die Wüste gerade auf einer Besichtigungsreise in Naliele, einer Barotsestadt. Kaum war ihm das Nahen des weißen Mannes gemeldet, so reiste er nicht nur nach Sescheke zurück, sondern von dort noch hundert Meilen Livingstone entgegen. Auf einer Insel im Tschobe, einem südlichen Nebenfluß des Sambesi, trafen die beiden Männer im Anfang des Jahres 1851 zusammen. Sebituane war damals fünfundvierzig Jahre alt. Er stand auf dem Gipfel seiner Macht.

Aber hinter ihm stand einer, der stärker war und zum Schlage schon ausgeholt hatte — der Tod.

Livingstone stieg ans Land. An der Spitze seiner Häuptlinge trat ihm Sebituane entgegen. Der Engländer erstaunte über den hohen und straffen Wuchs dieses Mannes, der sogar die großen Kriegergestalten seiner Umgebung überragte. Mehr noch staunte er über das vollendet sichere, ebenso bestimmte wie liebenswürdige Auftreten dieses Negers, seinen klugen, offenen Blick, seine Aufrichtigkeit und seine starke menschliche Wärme. Einunddreißig Jahre hat Livingstone in Afrika geweilt, viele Reisen hat er unternommen, unzählige schwarze Herrscher kennengelernt — Sebituane erklärt er für den besten eingeborenen Häuptling, den er je angetroffen habe.

Mit freundlichem Lächeln reichte Sebituane dem langgesuchten weißen Gaste und seiner Gattin die Hand. Dann führte er sie in seine Hütte, ließ das übliche Begrüßungsmahl bringen und gab Anweisung, daß sofort sämtliches von der Tsetse gestochene Vieh Livingstones ersetzt werde.

Vom ersten Sehen an verband beide Männer sofort eine innige Vertrautheit. Livingstone erzählte dem neuen Freund seine Erlebnisse in Afrika. Er berichtete eingehend über sein Leben in Kolobeng, die Missionsschule und deren Erfolge und wagte gleich am ersten Tage die Bitte, Sebituane möge ihm und den Seinen die Errichtung einer neuen Station in dieser Gegend gestatten und ihm das Makolololand zur Mission freigeben. Dies war ein entscheidender Augenblick. Wie würde dieser mächtige Kriegsherr, der nicht nur ein eigenes großes Reich errichtet hatte, sondern seine Hände auch über die unabhängigen Bruderstämme des Südens hielt, der einen Tlapane unter seinem Gefolge gehabt und sich ihm auch in militärischen und politischen Dingen gefügt hatte, ein Mann, in dem alle Daseins- und Kulturkräfte des Betschuanenvolkes zu einer blendenden Entfaltung zusammengeströmt waren — wie würde der sich zu dem Ansinnen stellen, sein Volk einem landfremden, unbekannten Glauben preiszugeben?

Sebituane blickte auf die an ihre Mutter geschmiegten weißen Kinder. Dann hob er die Hand und sprach: »Ich freue mich über dein Kommen und bitte dich, in meinem Lande einen Platz zu wählen, der für deine Absichten tauglich ist.«

Es war das gleiche, wie bei dem schwächlichen Setschele — das Abendland siegte!

Danach geleitete Sebituane seine Gäste in Mahales, des

Führers Hütte, die er mit allem für den Aufenthalt erforderlichen Bedarf hatte versehen lassen, vor allem mit herrlichen Häuten als Decken, die weich waren wie Tuch. Alles dies fiel dem Mahale zu, da eine Landessitte bestimmte, daß man diesem Herrscher nichts, was man einmal von ihm empfangen hatte, zurückgeben dürfe.

In der gleichen Nacht, lange vor Tagesanbruch, wurde Livingstone von einem Boten des Königs geweckt. Der König wünschte ihn zu sprechen. Unmittelbar danach erschien er selbst. Schweigend und nachdenklich setzte er sich nieder und wartete, bis seine Diener das Feuer neu entfacht hatten. Dann entließ er sie, sah Livingstone lange an und begann, seine Lebensgeschichte zu erzählen.

Livingstone hat alles genau aufgezeichnet. Auch andere Forscher haben noch Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann und die Makololo sammeln können. So war es uns möglich, seinen einzigartigen Lebenslauf, den wir nun bereits kennen, ziemlich genau zusammenzufügen.

Mehrere Stunden dauerte Sebituanes Schilderung. Der Morgen graute. Die Dämmerung wuchs. Die Sonne stieg hinter den Bäumen herauf; man sah durch den dunklen Rahmen der niedrigen, halbrunden Türöffnung ihre Strahlen die Wasserfläche des langsam gleitenden Flusses röten. Da erst schloß Sebituane seinen langen Bericht.

»Immer habe ich den Frieden gesucht. Aber mein Schicksal war es, daß ich viel Kampf finden mußte.«

Es wurde still in der Hütte. Sebituane saß regungslos vor dem Feuer und blickte entrückt in die letzte Glut. Scharf stand das negerhafte und doch edle Profil seines Hauptes gegen den Frühschimmer im Türrahmen. Lange verharrte er so.

Dann zuckte ein jähes Frösteln durch seine Gestalt. Er zog den Mantel enger um die Brust und erhob sich. Schwer und mühsam waren seine Bewegungen. Wieder erschütterte ihn das Frösteln. War es der trübe Glanz des Morgens oder war sein olivenfarbenes Antlitz wirklich aschgrau?

Langsam reichte Sebituane dem weißen Gaste die Hand und sah ihm einen Augenblick tief und versonnen in die Augen. Dann bückte er sich rasch zur Türe. Livingstone folgte und sah der hoch aufgerichtet in den Morgen hinausschreitenden Gestalt besorgt nach. Die Festigkeit der Schritte war nicht die gleiche wie am Abend zuvor.

Um die Mittagszeit kam Bewegung in das Dorf. Der König sei erkrankt, hieß es.

Gegen Abend wurde Livingstone in die Königshütte gerufen. Er fand Sebituane schwer fiebernd auf einem Lager von weichen Fellen. Als Arzt erkannte er sofort eine Lungenentzündung. Aber er scheute sich, die Behandlung zu übernehmen, weil er fürchtete, bei einem unglücklichen Ausgang dem Zorne des Volkes zu verfallen. Er äußerte diese Furcht auch zu einem der einheimischen Ärzte, der ihm recht gab. Uns will vielleicht scheinen, als hätte für Livingstone das Leben eines solchen Mannes über der Sorge für sein eigenes Wohl stehen müssen. Aber wir wollen auch nicht vergessen, daß Livingstone Frau und Kinder bei sich hatte und den Makololo erst seit einem Tage bekannt war. Leicht ist ihm der Verzicht auf ärztliches Eingreifen sicher nicht geworden, besonders als er erkannte, daß der König von seinen Ärzten völlig falsch behandelt wurde. Merkwürdig rasch nahmen Sebituanes Kräfte ab. Fieber um Fieber jagte durch den ringenden Körper. Mehrere Tage dauerte der Kampf.

An einem Sonntagmorgen, als Livingstone gerade seine Andacht beendet hatte, wurde er wieder an das Lager des Königs gerufen. Er nahm seinen kleinen Sohn Robert mit.

Abgezehrt lag Sebituane in seinen Decken. Seine Haut war grau. Er sprach mühsam und leise. Es ging zu Ende.

»Komm näher und sieh, ob ich noch ein Mann bin! Es ist um mich geschehen.«

Als Livingstone sah, daß Sebituane seinen Zustand kannte, wagte er einige Worte über die Hoffnung auf ein künftiges Leben. Sofort stand einer der Ärzte auf und sagte: »Warum sprichst du vom Tode? Sebituane wird niemals sterben.«

Da schwieg Livingstone und setzte sich still an das Lager. Verschüchtert drängte der kleine Robert sich an den Vater.

Niemand sprach, Livingstone betete. Nach einiger Zeit wollte er sich leise entfernen.

Aber der Sterbende hatte das Geräusch gehört. Er öffnete die Augen, richtete sich mühsam etwas auf und rief einen Diener: »Bringe Robert zu Manuku, sie soll ihm etwas Milch geben!«

Manuku war Sebituanes Lieblingsfrau.

Dies waren die letzten Worte des großen Sebituane. Er sank zurück; eine Ohnmacht umfing ihn, aus der er nicht mehr erwacht ist.

Gegen Mittag verschied er.

Vierundzwanzig Stunden wurde sein Tod geheimgehalten. Dann eilten Boten mit der Nachricht durch das Land.

Unmittelbar danach fand das Begräbnis statt. Alles versammelte sich in der Viehhürde des Dorfes. Das Vieh hatte man an den Fluß geführt. Mitten in der Hürde gruben Die-

ner des Königs einen schmalen Schacht. Daneben war Sebituanes Körper in hockender Stellung, mit einem Netz eng umwickelt, an einen Pfahl gelehnt. Den Kopf verhüllte ein Fell. Die Umstehenden waren still und ernst, aber eine besondere Feierlichkeit war nicht zu bemerken.

Nach einiger Zeit drang ein leiser Ruf aus dem Schacht. Diener reichten eine große Zwiebel hinein, mit der die Wände eingerieben wurden. Wieder tönte der Ruf. Dann wurde der Körper des Königs hinabgelassen und in eine von der Sohle des Schachtes nach Norden geführte Vertiefung hockend, die Knie bis an das Kinn heraufgezogen, das Gesicht genau nach Norden gerichtet, hineingesetzt. Dann füllten zwei im Schacht stehende Diener Teile eines Ameisenhaufens um den Körper auf und zogen das Netz stufenweise zurück. Die Obenstehenden hatten sich inzwischen, Trinkkalebassen in den Händen haltend, dem Grabe genähert und begannen die ausgehobene Erde mit ihren Schalen in die Tiefe zu werfen. Wurzeln und Steine, die sich darunter befanden, wurden sorgfältig entfernt. Als die Erde die Nähe des Mundes erreicht hatte, wurde ein Akazienzweig und später eine Graswurzel über den Kopf gelegt und die Öffnung dann vollends zugescharrt. Eine große Graswurzel steckte man so in die Erde, daß sie den kleinen Hügel etwas überragte.

Nachdem alles dies geschehen war, brachte ein Diener eine große Kalebasse mit einer Zwiebellauge. Sofort begannen alle Umstehenden laut »Pula, Pula« (Regen, Regen) zu rufen und sich in der Lauge Hände und Oberflächen der Füße zu waschen. Dies dauerte einige Zeit. Dann teilte sich der Haufe, und Manuku, die Lieblingsfrau des toten Fürsten, schritt zum Grabe. Sie trug seine Waffen, Kleider und verschiedene Päck-

chen mit Korn- und Gartensamen, legte alles auf das Grab und sprach: »Hier sind alle deine Sachen.« Dann wandte sie sich zur Seite. Diener trugen die Sachen wieder fort.

Jetzt wich der ganze Haufe an die Hecke der Hürde zurück. Durch die große Eingangsöffnung aber wurde das Vieh hereingetrieben und über das Grab weggeführt. Dies wurde so lange wiederholt, bis die Stelle unkenntlich geworden war. Während dieser Handlung stießen die Frauen die Totenklage aus. Dann ging alles auseinander.

Es war das übliche Betschuanenbegräbnis, das zwischen dem Fürsten und dem Bettler nur geringe Unterschiede macht. Eine seltsame Mischung aus Fürsorge für den Toten und Angst vor ihm, aus Glaube an ein Fortleben des Geistes und Nichtglaube daran, unentschieden und kraftlos wie so vieles bei diesem Volk. Die ganze Zeremonie wirkt wie ein Symbol des nun einsetzenden Zerfalls.

Das, was dieses große Reich geschaffen und zusammengehalten hatte, war allein Sebituanes Persönlichkeit. Nur ein Herrscher von gleichem Format hätte das Werk fortsetzen können. Der aber fehlte. So war es nur noch ein Körper ohne Seele und der Auflösung verfallen.

Sebituanes Schar, die einst mit ihm aus der südlichen Basutoheimat nach dem Norden aufbrach, war nur klein. Das scharfe Auge des Führers aber hatte in ihr und den später zugelaufenen oder ausgehobenen jungen Kriegern sofort die Führernaturen herausgefunden und aus ihnen im Verlauf der langen Kriegsfahrten so etwas wie einen Schwertadel gebildet. Als Sebituane zu friedlicher Arbeit kam, verteilte er diese tüchtigen, zuverlässigen und ihm begeistert ergebenen

Männer als landsässige Zwingherren über das unterworfene Land. Diese Maßregel war in seiner Lage nicht nur richtig, sondern die allein mögliche.

Aber sie beschwor zugleich alle Gefahren herauf, die einem monarchischen Staatsgebilde aus einem landsässigen Adel immer erwachsen. Solange die Hand eines starken Fürsten auf ihm liegt, ist er eine Gefolgschaft, deren innerer Geschlossenheit und äußerer Wucht keine andere nahekommt, denn sie ist eine Einheit freier, mutiger, stolzer, an Befehlen gewöhnter Männer. Erlahmt aber die Hand des Fürsten, so müssen gerade diese fruchtbaren Eigenschaften der Freiheit, des Mutes, des Stolzes und der Herrenseele in das Gegenteil einer staatserhaltenden Kraft umschlagen, denn nun fehlt ihren Trägern mit dem äußeren Druck auch das Bewußtsein der Unterordnung unter einen Stärkeren. Hier können nur religiöse oder dynastische Vorstellungen, das heißt Anhänglichkeit an ein altes Fürstenhaus, auch wenn es gerade einen schwächlichen Vertreter hat, die starke Hand ersetzen. Ist dies nicht der Fall, so regen sich Kritik, Auflehnung, Eigenbrödelei oder Parteibildung, und die Zersetzung ist da. Sebituanes Nachfolger fehlte sowohl die Stärke und Klugheit des Vaters wie die Stütze durch eine alte Dynastie. So erwachte sehr rasch die Auflehnung im eigenen Land.

Sebituane hatte merkwürdigerweise seine Tochter Mamotschisane zur Thronfolgerin bestimmt. Dies entsprach ganz und gar nicht den patriarchalischen Anschauungen der Betschuanen, bei denen, wie wir sahen, der Mann als pater familias das Hauswesen bestimmt und die Frau meist nur die Rolle einer besseren Magd spielt. Sebituane hatte die Sitte weiblicher Erbfolge bei anderen Stämmen, wahrscheinlich im

nördlichen Lundagebiet kennengelernt und mochte sich von ihrer Einführung Vorteile versprechen, über die wir nicht unterrichtet sind. Da nun Mamotschisane auch die Möglichkeit haben mußte, zu heiraten, bestimmte er — wiederum einer Sitte jener fremden Stämme folgend — daß sie, der Vielweiberei der Männer entsprechend, als Frau das Recht der Vielmännerei haben sollte, und daß in diesen Verbindungen sie als der Mann und die Männer als Frauen zu gelten hätten. Erschienen Kinder, so sollten sie nicht als von ihr, sondern als von dem betreffenden Manne geboren gelten.

Daß Sebituane einer solchen allen traditionellen Resten der vaterrechtlichen Betschuanenkultur völlig entgegengesetzten Anordnung fähig war, zeigt nur wieder, wie stark sein politischer Erfolg ein Ergebnis seiner Persönlichkeit und wie wenig er auch in Sebituane selbst von einem lebendigen, durch lange Tradition gefestigten Kulturbewußtsein getragen war.

Mamotschisane fühlte sich in ihrer neuen Würde auch sehr unbehaglich. Zwar nahm das Volk sie als Nachfolgerin an, ließ es aber — besonders geschäftig war darin sein weiblicher Teil — schon zu Lebzeiten Sebituanes an Sticheleien und anzüglichen Redensarten nicht fehlen, so daß Mamotschisane schon bald nach ihres Vaters Tode ein großes Pitscho, das heißt einen Rat der Vornehmen des Landes berief und nach dreitägiger Verhandlung auch erreichte, daß man sie ihrer Regierungspflichten ledig erklärte. An ihrer Stelle wurde Sekeletu, ihr jüngerer Bruder, zum Nachfolger bestimmt.

Sekeletu war ein achtzehnjähriger Jüngling, der sich nur mit größtem Widerstreben den Wünschen der Schwester gefügt hatte. Er glich dem Vater in seinem ruhigen, anspruchslosen Wesen und der klaren, tiefen, angenehmen Stimme.

Aber es fehlte ihm völlig die Kraft und der Weitblick des Vaters und auch alle Anlage dazu. So ergaben sich Konflikte mit den Großen des Landes geradezu schon im Augenblick seiner Herrschaftsübernahme. Hiefür ist die folgende Begebenheit besonders bezeichnend.

Über die Mopate im Barotseland hatte Sebituane Mpepe, einen Verwandten, als Herrn gesetzt. Mpepe war ein sehr ehrgeiziger Mann, der schon Sebituane allerhand Schwierigkeiten bereitet hatte. Den jungen Sekeletu als seinen Herrn anzuerkennen, war er nun erst recht nicht gesonnen. Da er eine Draufgängernatur war, machte er aus seiner Absicht, Sekeletu nicht nur zu stürzen, sondern auch umzubringen, kein Hehl. Seine ehrgeizigen Pläne verleiteten ihn aber auch noch zu einer anderen, verhängnisvollen Handlung. Sebituane und die Makololo waren Gegner des Sklavenhandels und wiesen mehrfache Bemühungen portugiesischer Händler des Westens, mit ihnen in derartige Handelsbeziehungen zu kommen, auch immer ab. Erst als die Hingabe von Sklaven für Sebituane sich als das einzige Mittel erwiesen hatte, in den Besitz der begehrten Feuerwaffen zu gelangen, gab er kurz vor seinem Tode einmal acht Kinder unterworfener Stämme für ebensoviele alte Musketen hin. Daraufhin stellten sich nun bei Sekeletu eine Menge portugiesischer Mischlinge ein, um diesem Handel endlich feste Formen zu geben. Unter dem Einfluß Livingstones aber, dem auch Sekeletu sehr zugänglich war, wurde diese unsaubere Gesellschaft abgewiesen. Sie wandte sich an Mpepe, der ihr auch für den Fall eines günstigen Verlaufs seiner Empörung große Versprechungen machte. Naliele, die Residenz Mpepes, wurde so zur ersten Sklavenhandelsfiliale im Makololoreich. Dort wurde auch die

Verschwörung gegen Sekeletu ausgeheckt. Mpepe sollte seinen Neffen bei der nächsten Besichtigungsreise in seine Hütte locken und dort mit der Streitaxt erschlagen.

Aber noch gab es Männer, die zu dem Sohn ihres alten Fürsten hielten. Die Verschwörung wurde verraten. Sekeletu erschien, begleitet von Livingstone, und wußte sich tagsüber vor Mpepe zu schützen. Abends schickte er zwei seiner Häuptlinge an das Feuer auf der Kotla, wo Mpepe saß. Sie setzten sich neben ihn, und der eine nahm eine Prise Schnupftabak, ein für Betschuanen ebenso seltener wie begehrter Genuß. Sofort sagte Mpepe: »Msepisa — gib mir eine Prise!« Kaum hatte er aber die Hand danach ausgestreckt, als er auch schon rechts und links an den Händen gepackt und hochgezogen wurde. Starr vor Überraschung blieben alle am Feuer hockenden Männer, fast sämtlich Anhänger Mpepes, sitzen, denn dies war die Art, in der bei den Makololo die Hinrichtung vollzogen wurde. Sie wagten nicht, sich gegen diese in der altgewohnten Form unvermutet auftretende Sitte aufzulehnen, gaben ihren Führer preis und flohen noch in der gleichen Nacht zu nordöstlich wohnenden, nicht unterworfenen Barotsestämmen.

Schweigend nahmen die beiden Häuptlinge den Empörer in die Mitte und führten ihn hinweg. Keiner darf auf solchem Gang ein Wort sprechen, so will es die Sitte und so geschieht es auch. Sie führten ihn eine Meile weit in den Busch und stachen ihn dort mit ihren Speeren nieder.

Aber auch dieser Akt rasch zugreifender Energie hat die Gärung unter den vornehmen Makololo nicht erstickt. Die Ermordung des mächtigen Mpepe wirkte vielmehr nur noch verschärfend. Zwar hat Sekeletu noch bis 1864 regiert, die

letzten Jahre aber nur dem Namen nach und sich aus seiner Residenz Sescheke nicht mehr hinausgetraut. Ein Randstamm nach dem andern, vor allem im Barotse- und Batokagebiet machte sich selbständig, und auch der noch zusammenhaltende Teil des Reiches begann immer mehr zu zerfallen. Denn je mehr die Schwierigkeiten der Regierung wuchsen, umso mehr versagten auch Sekeletus Kräfte. Er beging schwerwiegende politische Fehler, den schwersten dadurch, daß er nur noch Makololofrauen heiratete und nur Makololo zu seinen Beamten ernannte. Dies verletzte den Stolz der unterworfenen Stämme und war gerade das Gegenteil dessen, was Sebituane stets als seine Politik befolgt hatte. Als Sekeletu zuletzt auch noch aussätzig wurde und sich in seine Hütten verkroch, um nicht mehr gesehen zu werden, war es um seine Autorität vollends geschehen. Niemand kümmerte sich mehr um den Herrscher; man tat, was man wollte, und ließ Sekeletu in seiner freiwilligen Gefangenschaft leben und sterben. So entartete das von Sebituane bei aller Strenge immer weise und mild regierte Reich in einen losen Haufen kleiner gewalttätiger Grafschaften, deren Treiben natürlich auch unter dem Volk die Erbitterung gegen das ganze Reich nun von Jahr zu Jahr steigern mußte. Auch ein gefährlicher natürlicher Feind gewann im Laufe der Jahre immer größere Macht über Sebituanes Krieger, das Fieber. Das Sambesigebiet war schwer fieberverseucht. Die alteingesessenen Stämme waren immun; aber die landfremden Makololo wurden von ihm dahingerafft. 1861 hat Livingstone bei seiner zweiten großen Reiseperiode Sekeletu noch einmal gesehen und vom Aussatz zu heilen versucht. Aber vom alten Reich war schon damals nicht viel mehr als der Name übrig. »In den Tagen

des großen Löwen«, klagte Mamotschisane, »hatten wir Häuptlinge und kleine Häuptlinge und Älteste, um die Regierung zu führen, und der große Häuptling Sebituane kannte sie alle und wußte alles, was sie taten, und das ganze Land wurde weise regiert; aber jetzt weiß Sekeletu nichts von dem, was seine Untergebenen tun, und sie kümmern sich nicht um ihn, und die Macht der Makololo ist dem Untergang nahe.«

Mamotschisane hatte richtig gesehen. Drei Jahre später starb Sekeletu. Sein Tod löste unter dem alten Makololoadel den unvermeidlichen Bürgerkrieg um die Nachfolge aus. Eine bessere Gelegenheit, das längst unerträglich gewordene Joch abzuschütteln, konnte es für das unterdrückte Volk nicht geben. Wie alles verlief, wissen wir bereits aus der Prophezeiung Tlapanes. Von den kriegslustigen und noch ungebrochenen Barotse ging die Verschwörung aus. Geheime Boten durcheilten das Land. Dann kam eine genau verabredete Nacht, in der überall, wo Makololo saßen, Dolche blitzten und Todesschreie gellten — eine Bartholomäusnacht im innersten Afrika. Makololo sank dahin.

Nur wenige entkamen dem Blutbad. Ein Teil gelangte zu Letschulatebe, dem Bamangwatoherrscher am Ngamisee. Der nahm die Flüchtigen scheinbar freundlich auf, ließ sie dann aber heimlich ermorden. Ein anderer Teil schlug sich bis zum Okavango durch. Später trieb es ihn wieder in die Heimat. Er büßte den Versuch mit dem Tode, denn er fiel den Barotse in die Hände.

Die kriegerischen Makololo sind vom Schauplatz der Geschichte Innerafrikas verschwunden; ihre Hütten sind zerstört, ihre Frauen und Kinder Eigentum fremder Herren, ihr Reich

und ihre kleinen Fürstentümer sind zerfallen, ihr Ruhm ist verblaßt und bald ganz vergessen.

Nur eines haben sie hinterlassen, und das wird bleiben, das Sesuto, ihre Sprache. Auf den Trümmern des Makololoreiches ist ein neues großes Reich erblüht, das der Marutse-Mambunda. Völlig anders ist seine Kultur. Seine Sprache aber ist die der verschollenen Makololo. So kommt es, daß der Forschungsreisende sich heute im Gebiet des zentralen Sambesi einer einheitlichen Verkehrssprache bedienen kann, die nicht im Lande selbst gewachsen ist, sondern weit aus dem fernen Südosten, aus den Bergen des Basutolandes stammt, zwischen denen einst Sebituane das Licht seiner südafrikanischen Welt erblickte.

Immer noch begehen wir den Fehler, zu glauben, daß Kultur- und Sprachgrenzen zusammenfallen müssen, daß Kultur so weit reicht, wie ihre Sprache, und daß umgekehrt aus dem Verbreitungsgebiet einer Sprache genau bestimmt werden könne, wie weit die Verbreitung der Kultur reicht oder einmal gereicht hat, die sich ihrer bedient. Bedarf es eines stärkeren Beweises für die Verkehrtheit solcher Anschauung als die Geschichte der Marutse-Mambunda-Sprache, des Sesuto? Sprachen sind in erster Linie eine Auswirkung menschlichen Verkehrs. Sie trennen nicht, sondern verbinden. Daher sind sie nicht bodenständig. Sie können ihr Verbreitungsgebiet ausdehnen oder verengern, ohne daß die in ihrem Gebiet wirkenden Kulturen davon betroffen werden. Sie können ebensogut das Verbreitungsgebiet einer Kultur nur halb füllen, wie mehrere Kulturgebiete zusammenschließen. Sie können, wie Amerika zeigt, auch verpflanzt werden, ohne daß die Kultur ihres alten Gebietes mit verpflanzt wird oder auch nur werden könnte.

Sprachen sind nicht an den Boden gebunden. Bodenständig aber ist die Kultur. Auch sie kann wandern. Aber mit jedem Wechsel ihres landschaftlichen Wirkungsfeldes vollzieht sie innere Umbildungen, die sie bis zur Unkenntlichkeit verändern können. Die Basutosprache der Makololo ist am Sambesi auch heute noch lebendig. Die von ihnen aus dem Süden mitgebrachte Basutokultur aber hat sich schon zu Zeiten des alten Makololoreiches verflüchtigt, wofür wir in Sebituanes seltsamer Thronfolgebestimmung ein deutliches Symptom finden. Heute aber ist von der Kultur der Makololo am Sambesi auch kein Hauch mehr zu spüren.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung der Geschichte Makololos und auch der Betschuanenkultur. In zwei Richtungen können wir diesen bunten Begebenheiten wichtige Aufschlüsse über das Wirken der Kultur in Südafrika entnehmen: in der Richtung des normalen und in der des gesteigerten Lebens der Völker.

Wie die letzten Buschmänner im westlichen, so haben sich die Betschuanen im östlichen Segment des inneren Tafellandes entfaltet, also im Bereich des stärksten landschaftlichen Druckes. Sie waren ein Volk des Nordens, das aus geschichtlich unbekannten Gründen in den Südteil des Kontinents abgedrängt wurde und aus seiner früheren Heimat eine in Resten noch heute feststellbare patriarchalische Kultur mitbrachte. Während die gleichfalls patriarchalischen Buschmänner den inneren Trieb, diese Kulturanfänge in der Richtung auf zivilisatorische Lebensverfeinerung weiterzuentwikkeln, preisgaben und sich völlig auf ein Aufgehen in die Natur einstellten, haben die Betschuanen diese allerdings radikale

Umstellung nicht vollzogen, sondern ihrem lebendigen Kulturtrieb gehorchend die Einhaltung des alten Kulturweges versucht. Aber sie sind mit diesem Versuch gescheitert.

Wir lernen in ihrem Volkscharakter eine Weichheit, Einordnungsfähigkeit, Hinneigung zu Fremdem und mit alledem eine Unselbständigkeit kennen, die gar nicht in das Bild patriarchalischer Härte und Draufgängerei paßt. Wir finden aber auch (und können uns hier auf Forscher ersten Ranges berufen) mitten aus dieser Weichheit »Zeichen früherer Barbarei« aufblitzen (wie Fritsch sich ausdrückt), als Symptome dafür, daß diese verweichlichten Betschuanen früher auch einmal anders gewesen sind. Die ursprüngliche Kultur der Betschuanen ist folglich im Bereich und unter dem harten landschaftlichen Druck der neuen südafrikanischen Heimat einerseits immer mehr verblaßt, anderseits immer stärker durch Hereindringen fremder Kulturelemente verwirrt worden. So finden wir im Sozialleben der Betschuanen, in ihren Sitten und Gebräuchen bodenständige und fremde Elemente bunt vermischt und selten zu neuem organischen Leben verschmolzen. Hier zeigt sich genau wie auf religiösem Gebiet eine Unsicherheit des Kulturempfindens, eine Unentschiedenheit des Instinkts, die zu einem bedenklichen Grad der Beeinflußbarkeit durch Fremdes und zu geringer Fähigkeit innerer Verarbeitung solchen Fremdgutes geführt hat. Wir erinnern uns der typischen Beispiele der Begräbnissitte und der Anschauung über das Schicksal der Toten, bei denen entgegengesetzte Anschauungsformen hart und unverschmolzen nebeneinander stehen. Genau so ist es auf politischem Gebiet. Es gibt kein großes Betschuanenreich. Der kleine Stamm mit einem Häuptling an der Spitze ist die regelmäßige politische Form,

die ihrerseits durch die Sonderbestrebungen mächtiger Sippenhäupter an kraftvoller Entfaltung gehindert wird, also auch horizontale Zersetzungsbrüche zeigt.

Dagegen finden wir Handwerk und Viehzucht, stellenweise sogar Ackerbau zu einer auffallenden Verfeinerung entwickelt. Dies ist typisch, denn es sind die ins kleine gehenden Tätigkeiten menschlicher Lebensführung, die nicht den großen und harten Schwung der sozialen, religiösen und politischen Leistungen voraussetzen, ja ihn teilweise sogar nicht einmal brauchen können. Es sind Leistungen nachdenklicher, einfühlender, sensibler Tätigkeit. Und ebenso finden wir eine andere Eigenschaft hervorragend entwickelt, die Redekunst. Alle Forscher heben die glatte Zungenfertigkeit und dialektische Gewandtheit der Betschuanen hervor.

Setschele, der gutmütige, aber schwache, dem weißen Kultureinbruch widerstandslos ausgelieferte Stammeshäuptling, und der um keine Antwort verlegene, intelligente, seine Position aber trotzdem nicht ausnutzende Regenmacher sollten uns diese verschiedenen Kultureigenarten charakterlicher, sozialer, religiöser, politischer und wirtschaftlicher Art durch ihre Erlebnisse beispielartig verdeutlichen. Dies ist der normale Zustand, von dem zusammenfassend zu sagen wäre, daß es den Betschuanen im Bereich der südafrikanischen Landschaft nicht gelungen ist, auch nur Ansätze einer vollblütigen Kultur zu schaffen. Ein Schicksal, zu dem wir in dem kurzen Abschnitt über die Buren auch die Parallele auf der weißen Seite gefunden haben. Zersplitterung, Isolierung und Entartung hier wie dort. Nun aber das andere Bild.

Wir sahen mitten aus dieser unausgeglichenen betschuanischen Kulturmasse plötzlich auch die Erscheinung des großen

Führers aufschießen, sahen, wie ein Mann von Kraft, Klugheit und Menschenkenntnis es vermag, in dieses hinplätschernde Dasein jählings mächtige Wellen zu peitschen, aus denen Taten und Bildungen großartigen Formates aufsteigen. Wie ist dies zu erklären?

Zwei Kräfte kommen hier einander entgegen und bewirken in ihrer Verschmelzung das große Ergebnis, das keine von ihnen einzeln zu erzielen imstande wäre. Einmal die Macht und Anziehungskraft der großen Führerpersönlichkeit. Aber auch die würde nichts erreichen, wenn ihr nicht in der Seele der Menschen eine Aufnahmewilligkeit und Ausführungsfähigkeit entgegenkäme, eben das, was Fritsch mit einem »Rest alter Barbarei« bezeichnet. In dem zersetzenden, landschaftlichen Bann der neuen Heimat haben die Betschuanen ihre alte männliche Kultur vergessen, sind sie ein weichliches, unkriegerisches Volk geworden, das aus eigener Kraft keine starken politischen, militärischen und sozialen Leistungen hervorzubringen vermag. Tief unten in ihrer Seele aber ruht noch ein dunkler Rest alter Fähigkeiten, alten Kulturbewußtseins. Als der Häuptling Setschele getauft wurde, wallte es unbewußt auf. Aber Setschele war nicht der Mann, diese unbewußte Gefühlsaufwallung in große Unternehmungen überzuleiten. Im Gegenteil, er hemmte sogar das wenige, was an Wille zur Aktivität sich damals regte, und so fiel es bald wieder in sich zusammen. Das gleiche war bei dem Regenmacher der Fall. Beide Persönlichkeiten haben die Situation nicht einmal begriffen. Ohne Führung aber zu einer Tat der Selbstbesinnung und Selbstbehauptung zu kommen — das überstieg die Kräfte dieses kulturell und seelisch verarmten Volkes bei weitem.

Als aber ein Sebituane, ein Mann ganz großen Formates unter sie trat, als sie plötzlich das Erlebnis einer gewaltigen Führernatur aus den eigenen Reihen hatten, da brach jener dunkle Rest übermächtig durch die weiche Hülle durch und schuf mit einem Schlage diese faul und ängstlich hinlebenden Familienpotentaten in großartige Kriegergestalten um. Weggewischt war alle Gegenwart; in altem Glanze leuchtete eine starke Vergangenheit auf. Sebituanes harte Faust zerbrach den Druck der Landschaft, zerbrach die Schwere neuer Tradition; hell und heiß strahlte durch diesen Mann ein Licht aus dem Norden in die Opfer südlicher Erstarrung hinein. Nun gab es keine Landschaft mehr für sie; selbst die Wüste ward bezwungen. Und überall, wo Sebituane erschien, vollzog sich die gleiche, seine Reihen ständig vermehrende Auslese derjenigen, die jenen Rest noch lebendig in sich trugen.

Allerdings immer und ausschließlich in engster Bindung an den Führer. Ohne Sebituane waren die Makololo nichts. Sein Atem war ihr Atem. Nur so können wir die selbst für einen Mosilikatse nicht überwindbare Besessenheit des Angriffs in der Schlacht und die erstaunliche Reihe unerwarteter Siege verstehen. Es waren keine normalen Leistungen, die diese Makololo vollbrachten, sondern Leistungen aus einem ekstatischen Rausch, den Sebituane entfacht hatte und ständig erhielt. Eine ungeheure Suggestionskraft muß dieser Mann ausgestrahlt haben. Deshalb darf man die Leistungen der Makololo auch nicht als solche eines Volkes oder eines Stammes ansehen. Die Makololo waren ja gar kein Stamm, da sie sich aus anderen Stämmen durch Zulauf oder Aushebung rekrutierten. Und so liegt ihrem Reich auch keine organisch gewachsene, bodenständige Kultur zugrunde. Es ist ein aus-

gesprochener Militärstaat, in seiner Entstehung wie seinen Grundlagen nichts weiter als die Lebens- und Wirkungssteigerung eines einzelnen Mannes. Wenn Sebituane sein Reich nicht Makololo, sondern Sebituane genannt hätte, dann erst hätte er ihm den wirklich entsprechenden Namen gegeben.

Mit alledem ist nun aber auch klar, daß dieses Reich in dem Augenblick wieder auseinanderfallen mußte, in dem der Führeratem erloschen war und nicht in einem voll ebenbürtigen Nachfolger mit gleicher Kraft fortgesetzt wurde. Aber bedeutsam für die Kulturwissenschaft ebenso wie für eine südafrikanische Kolonialpolitik bleibt der ganze Vorgang doch. Umso mehr, als Sebituane keineswegs vereinzelt dasteht, wenn er auch einer der größten war. Männer ähnlichen Formates werden wir noch unter den Kaffern und Hottentotten kennenlernen. Aber auch unter den Betschuanen hat er geistige Verwandte. Moscheschi, der Basuto, Khama, der Bamangwato, Montsua, der Barolong, sind solche Führer gewesen, die auch große Kriegszüge unternahmen und Reiche gründeten, jedoch nicht zu hindern vermochten, daß ihr Vermächtnis in den Händen der Nachfolger zerfiel.

Bei Sebituane ist aber noch eine Eigenschaft hervorzuheben, für die es auch bei anderen großen Betschuanenführern Analogien gibt; auch dieser große Mann unterlag einer auffallenden Empfänglichkeit für fremde Kultur. Wir sahen ihn das Experiment gewaltsamer Kultureinführung bei seinem Testament machen, indem er entgegen aller Betschuanensitte eine Frau auf den Thron setzte, wir sahen ihn sein Leben lang mit einer erstaunlichen Zähigkeit Verbindung mit den Europäern suchen, und wir sahen, wie er Livingstone bedingungslos die Mission im Makolololand freigab. Hat es nicht auch etwas

Erschütterndes, zu sehen, wie dieser geniale und kraftvolle Mann sich — vielleicht in einer unbewußten Vorahnung nahen Todes — den eben erst kennengelernten weißen Gast für eine Lebensschilderung aussucht, die genau betrachtet nichts anderes ist als eine große Lebensbeichte? Groß war dieser Sebituane, aber auch ebenso einsam, weil die stützende und richtunggebende Kraft einer lebendig wirkenden Kulturgrundlage fehlte. Sebituane war auf sich allein gestellt. Die innere Stimme alter, starker Kulturtradition war ihm nicht gegeben. So öffnete er die Augen vermehrt nach außen und suchte in der Umwelt nach Bausteinen für sein Werk. Etwas organisch wachsendes, kulturell Geschlossenes konnte in der kurzen Spanne eines Menschenlebens dabei nicht entstehen.

Für das Verhältnis europäischer und afrikanischer Kultur im Bereich der Betschuanenvölker können wir jetzt die allgemeine Erscheinung feststellen, daß im gewöhnlichen Verlauf des Lebens die heimische Kultur der abendländischen innerlich und äußerlich, seelisch und in den Werkzeugen des Daseinskampfes weit unterlegen ist, daß aber auch die abendländische Kultur im Druck der Landschaft eine schwere Gegenkraft zu spüren hat, und daß ihre Erfolge geistiger und materieller Art durch einen unberechenbaren Faktor so lange gefährdet sind, als in diesem Lande eruptive Erscheinungen möglich sind vom Schlage eines Sebituane, des großen Makololo. In allen drei Fällen hat sich die Landschaft als eine Naturgewalt von stärkster Einwirkungsfähigkeit auf den Menschen erwiesen. Aber eben die monumentale, in ihrer Ausstrahlungsfähigkeit so ungewöhnlich gesteigerte südafrikanische Landschaft.

Um noch etwas tiefer in diese wichtige und fesselnde Er-

scheinung einzudringen, müßte man sie auch einmal außerhalb ihres südafrikanischen Steigerungsgebietes kennenlernen und dabei zugleich die Frage stellen, wie sich in einer Landschaft von anderer Eigenart und geringerer geologischer Monumentalität die Auseinandersetzung zwischen abendländischer und afrikanischer Kultur vollzieht. Wir müßten also in das nördliche Grenzgebiet Südafrikas ziehen, wo wir eine völlig andersgeartete Landschaft finden, die südlichsten Ausläufer des großen, zentralafrikanischen Tropengürtels, der sich mit dem Lauf des Sambesi keilartig in das südliche Binnenland hineinschiebt. Diesen Zug werden wir umso lieber unternehmen, als wir hierbei den Spuren David Livingstones weiter folgen können. Nach Sebituanes Tode ist nämlich dieser rastlose Forscher von Sescheke nach dem Norden aufgebrochen und durch das damals völlig unerforschte Gebiet bis nach San Paolo de Loanda an der Westküste gelangt. Dann hat er kehrt gemacht und als erster Forschungsreisender den Kontinent in seiner Mitte von Westen nach Osten durchquert, bei Kilimane den indischen Ozean erreichend.

Auch in diesem Abschnitt werden wir uns bei dem kleinen Umfang unseres Buches an einzelne typische Beispiele halten, die ihren Zweck immer dann am besten erfüllen, wenn sie zum Nachdenken anregen und Anknüpfungspunkte für eigenes Weiterforschen geben.

Das Lundareich

Fürsten und Völker des Grenzlandes

Nach Sebituanes Tod blieb Livingstone noch bis zum nächsten Frühjahr (1852) bei den Makololo und reiste dann mit seiner Familie zur Kapstadt zurück, um sie dort nach England einzuschiffen. Er hatte sich nun doch überzeugen müssen, daß in diesem völlig unerforschten und fieberverseuchten Sambesigebiet zunächst keine Stätte für einen friedlichen Haushalt sein könne und eine Familie auf Forschungsreisen doch ein zu starkes Hemmnis bildete. Er glaubte, seiner Frau in zwei Jahren folgen zu können; doch vergingen fünf Jahre, bis er sie nach seinen langen Wanderungen wiedersah.

Von dieser Rückreise nach dem Süden wollen wir für spätere Betrachtungen nur eine Tatsache festhalten. Livingstone durchzog das Kafferngebiet mitten in einem jener blutigen Kriege zwischen diesem wilden Volke und den weißen Ansiedlern. Der friedlich reisende Missionar wurde von den Kaffern in keiner Weise belästigt.

Anfang Juni 1852 verließ Livingstone Kapstadt wieder zur Rückreise in das Makolololand. Von diesem Zuge sei auch nur eine Tatsache besonders vermerkt. Als Livingstone nach Kolobeng kam, fand er sein Haus von Buren zerstört und die Bakuena in großer Bedrängnis. Bei dem Überfall waren viele ihrer Männer erschlagen und viele Frauen und Kinder in die Sklaverei verschleppt worden. Auch hatten die Buren ihre Feindseligkeit gegen den Missionar in der ganzen Gegend so nachdrücklich kundgegeben, daß es ihm schwer fiel, Führer zur Weiterreise zu finden. Aber er ließ sich nicht einschüchtern

und langte schließlich am 23. Mai 1853 wohlbehalten in Linyanti am Tschobe an, wo Sekeletu damals residierte.

Livingstone blieb zunächst mehrere Monate bei seinem jungen Freunde, nahm teil an seinen Besichtigungsreisen und gewann hierbei die Anschauung, daß in dem zwar schönen, aber ungesunden Lande auch für eine Missionsanstalt kein geeigneter Boden vorhanden sei. Wahrscheinlich aber dürfte auf diesen Reisen in Livingstone der Forschertrieb ungestüm seine Rechte gefordert und die Missionsaufgabe zurückgedrängt haben. Wie dem auch sei, Livingstone entschloß sich, den Durchbruch zur Westküste zu wagen. Sekeletu billigte seinen Plan, weil er sich, ganz im Sinne seines Vaters, davon die Handelsverbindung mit den Niederlassungen der Weißen versprach. Mit großer Fürsorglichkeit rüstete er den Zug aus. Siebenundzwanzig junge, handfeste und treue Makololokrieger wurden als Livingstones Begleiter ausgesucht, Boote mit Barotseruderern zur Sambesifahrt bereitgestellt und alles, was an Geräten und Proviant für dieses große Unternehmen nötig war, in sie verladen. Eine stattliche Viehherde wurde außerdem von einer besonderen Abteilung auf den Talstraßen mitgeführt. Am 11. November 1853 verließ die Flottille Linyanti, fuhr den Tschobe bis zu seiner Mündung in den Sambesi hinab und dann diesen hinauf.

Majestätisch zog sich vor Livingstones Augen der große und schöne, oft mehr als eine Meile breite und mit Inseln von drei bis fünf Meilen Länge belebte Fluß das felsige und wellenförmige Barotsetal hinauf. Ufer und Inseln waren von üppig wucherndem Wald überzogen, der jetzt vor Beginn des mittelafrikanischen Sommers überall junges, bald lichtgrün, bald tiefdunkelschimmerndes Laub trug. Überhän-

gende Zweige, wie die der Banane, sandten Luftwurzeln hinab, die im gleichmäßig gleitenden Wasser des Stromes schleiften. Über den Kamm des niedrigeren Baum- und Buschwuchses ragten die schlanken Stämme der Palmen weit empor, federleichtes Laubgeäder gegen den wolkenlosen Himmel spreizend. Wo zwischen diesem grünen Waldband der Uferboden sichtbar wurde, trug er einen bunten, blendenden Teppich von unzähligen Blüten. Vögel, in Schwärmen und einzeln, glitten oder schaukelten durch die klare Luft und säumten die Ufer mit dem gleichmäßig schwirrenden Getön ihrer Stimmen. Kam ein Boot dem Ufer nahe, so löste sich aus diesem Schwirren der scharfe, metallische Warnruf des Regenpfeifers ab, und dann verstummte alles Zwitschern und Krächzen in weitem Umkreis. Ibisse schauten aus ihren hohen, in Baumstümpfe gebauten Nestern herab, Antilopen äugten zwischen den Stämmen nach den in der Flußmitte ziehenden Booten, Alligatoren und viele Kammeidechsen sonnten sich am Ufer und ließen sich plump ins Wasser fallen, wenn ein Boot plötzlich um die Uferbiegung herankam. Wo Strecken tiefen und stillen Wassers waren, tauchten überall minutenlang die dicken Köpfe atemholender Flußpferde auf, die ihre Tage meist in schlaftrunkener Trägheit unter Wasser verbringen. An seichteren Stellen hingegen sah man Pelikane dem Fischfang nachgehen, jedoch nicht immer ihrer Beute froh werden, denn der gewandte Fischaar weiß diese törichten Tiere, wenn sie nach langem Suchen einen fetten Fang im Schnabel haben, durch unvermuteten Flügelschlag so zu erschrecken, daß sie vor Angst laut schreien und dabei natürlich die großen Schnäbel aufreißen. Dann holt sich der schlaue Räuber den Fisch wie von einem Präsentierteller weg.

Zuweilen war der glatte Lauf des Stromes durch Schnellen und Katarakte unterbrochen. Dann traten die Felsen der Ufer stärker hervor und zeigten den rötlichen Glanz des Sandsteins. An solchen Stellen waren überall Trägerkolonnen von Sebituane angesiedelt, die sofort herbeieilten und die sehr langen und schmalen Boote rasch um die Schnellen herumtrugen. Durchschritt man bei solchen Gelegenheiten oder beim Übernachten die Uferwaldungen, so kam man stets in fruchtbares, von Barotsevölkern bebautes Ackerland hinein. Stellenweise weitete sich dieses schöne und fruchtbare Flußtal zwischen seinen abschließenden, zwei- bis dreihundert Fuß hohen Hügelketten zu großer Breite. Livingstone stellte fest, daß der Sambesi in ähnlicher Weise wie der Nil das Land jährlich überschwemmt, so daß leicht zweimal im Jahr geerntet werden könnte. Doch nutzten die Barotse diese Fruchtbarkeit ihres schönen Heimatbodens nicht zum zehnten Teile aus. Für Viehzucht war das Barotseland allerdings wenig geeignet, da es strichweise von der Tsetse beherrscht war.

Es war eine völlig andere Welt, in die Livingstone auf seiner Sambesifahrt gelangte, wasserreich, üppig und belebt, die südlichsten Ausläufer des großen zentralafrikanischen Tropengürtels. Weit hinter ihm lag die durstende, steinige, lebensarme Fläche der Kalahari.

Musterhaft war das Betragen der Begleitmannschaft. Sie sorgte unter dem Befehl ihres Führers Maschuane für Livingstone wie für einen Vater. Ging man abends ans Ufer, so ließ Maschuane immer zuerst Livingstones Zelt aufschlagen. Dann wurde für das von der Fußgängerabteilung herangetriebene Vieh eine Hürde gebaut und ein Feuer angefacht. War abgekocht, so legten sich die Makololo in einer bestimm-

ten, genau eingehaltenen Rangordnung um das Feuer. Maschuane aber, der immer als letzter zur Ruhe ging, legte sich quer vor den Eingang zu Livingstones Zelt. Alle Geschirre wurden stets mit großer Sorgfalt gereinigt, ja auch für die Wäsche ihres Herrn, doch gewiß eine ungewohnte Beschäftigung, sorgten die wackeren Schwarzen so gründlich, daß Livingstone auf der ganzen Reise durch den Urwald stets sauber gekleidet war.

Am 17. Dezember wurde Libonta, die Grenzstadt des Makololandes, erreicht. Man betrat das Gebiet der Balondavölker. Obwohl man hier in tsetsefreies Land kam, war doch von Viehzucht bald nichts mehr zu sehen. Die Balonda waren Ackerbauer. Sie pflanzten hauptsächlich Maniok, Mais, Hirse, Tabak, Zuckerrohr und Hanf. Körperlich war die Ähnlichkeit mit den Kaffern- und Betschuanenstämmen des Südens, die ja auch, wie wir wissen, zum großen Negerstamm der Bantu gehören, nicht zu verkennen, doch waren bei den Balonda die Merkmale des zentralen Negertypus weit schärfer ausgeprägt als bei ihren nach Süden abgewanderten Rassebrüdern. Ihre Haut war beinahe schwarz, ihr Haarwuchs stärker, die Aufwulstung der Lippen größer und der Nasenrücken noch platter.

Während also in anthropologischer Beziehung trotz mancher Unterschiede das Gemeinsame zwischen Betschuanen und Lundavölkern deutlich wahrzunehmen war, zeigte sich gleich bei dem ersten Stamm, den Livingstone in diesem neuen Gebiet traf, ein höchst eigenartiger, zunächst ganz unerklärlicher Gegensatz politisch-sozialer Art: der Häuptling dieses Stammes war — eine Frau. Genau so war es beim nächsten Stamme, und auch dort, wo Männer diese Würde inne-

hatten, spielte die Frau eine merkwürdig wichtige Rolle. Livingstone hatte also eine Kulturscheide überschritten.

Die erste dieser regierenden Damen hieß Manenko. Da es an dem Tage, den Livingstone für den Besuch bei ihr bestimmt hatte, stark regnete, zog er gleich zur nächsten weiter. Die hieß Nyamoana und war die Mutter der ersten. Manenko war aber auf den weißen Mann sehr neugierig, da noch nie ein solcher Gast ihr Dorf betreten hatte, und begab sich sofort in das Dorf ihrer Mutter, so daß Livingstone gleich beide Damen auf einmal kennenlernen konnte. Manenko war die mächtigere. Sie war etwa zwanzig Jahre alt, ein großes, stämmiges Weib, das im Gegensatz zu den übrigen Balondafrauen völlig nackt ging. Nur eine dicke Schminke von Fett und rotem Ocker, das übliche Schutzmittel gegen Sonnenbrand, bedeckte ihren Körper. Livingstone, der an solcher Mißachtung körperlicher Hüllen nie besonderen Geschmack gefunden hat, fragte sie nach dem Grunde dieser merkwürdigen Mode und erhielt die Antwort, daß es für sie als Häuptling nicht anständig sei, Kleider zu tragen. Dies war nun eine merkwürdige Ansicht, da sie zeigte, daß Manenko sich trotz ihrer politischen Gewalt die Grundsätze ihrer Tracht vom anderen Geschlecht hernahm.

Beide Frauen nahmen den Missionar freundlich auf, umso mehr, als er zugleich Geschenke von Sekeletu mitbrachte, die allerhand kleine Grenzkonflikte beseitigen sollten. Auch gefangene Kinder hatte er bei sich, die er den erfreuten Eltern zurückgeben konnte. Bei diesen Friedensverhandlungen zeigte Manenko, die sich als ein intelligentes, ihrer Aufgabe vollkommen gewachsenes Weib erwies, auch staatsmännische Fähigkeiten. Sie machte allerhand umsichtige Vorschläge,

darunter auch den, das wiederhergestellte Friedensverhältnis sofort durch Heiratsverträge zwischen beiden Stämmen zu festigen. Am Abend aber brach trotz aller männlichen »Tracht« doch wieder die Frau in ihr durch. Es war eine Gesandtschaft von Masiko, einem freien Barotsehäuptling, erschienen, die ebenfalls solche Grenzstreitigkeiten beilegen sollte. Manenko ließ sich das zwar gefallen, aber nicht ohne vorher den Boten in einer endlosen Rede alle Schandtaten aufgezählt zu haben, die die Barotse ihr seit ihrer Geburt zugefügt hatten.

Die alte Nyamoana sagte Livingstone, daß er unbedingt ihren Sohn Schinte aufsuchen müßte, dessen Dorf einige Meilen weiter an dem jenseitigen Ufer läge, denn Schinte sei der mächtigste und erste Häuptling aller Balonda. Dies war nun eine starke Übertreibung. Livingstone aber, der das nicht wissen konnte und sehr begierig war, das männliche Seitenstück zu den fürstlichen Damen kennenzulernen, folgte ihrem Rate sehr gerne, sobald die Geschäfte seiner Gesandtschaft erledigt waren, was immerhin fünf Tage dauerte (der Neger hat ja Zeit!). Manenko, das Mannweib, erklärte, ihn selbst zu ihrem Bruder geleiten zu müssen, und schlug auf dem Marsch ein derartiges Tempo an, daß von Livingstones ganzer Karawane nur »Sindbad« ihr zu folgen vermochte, und das war der Ochse, auf dem Livingstone ritt. »Manenko ist ein Soldat«, sagten die atemlosen Makololo bewundernd. Manenko hatte auch einen Mann. Es war ein schöner, stattlicher Balonda, der Sambanza hieß. Aber viel zu sagen hatte er nicht. Auf dem Marsche lief er eifrig neben seiner gewaltig ausschreitenden Gattin und Herrin her und machte fortwährend unter großem Geschrei alle möglichen Beschwörungen, um den lästigen Regen, der inzwischen eingesetzt hatte,

zu vertreiben. Leider ohne Erfolg, so daß die ganze Reisegesellschaft naß und verfroren den Ort ihres nächtlichen Biwaks erreichte. Livingstone, dem die nackte Reisebegleiterin gar nicht paßte, fragte sie, weshalb sie nicht wenigstens bei solchem Regen einige Kleidungsstücke anlegte. Manenko schaute ihn groß an und erklärte mit Nachdruck: »Es ist nicht passend für einen Häuptling, weibisch zu erscheinen; ein Häuptling muß immer rüstige Jugend zeigen und jedes, auch das rauheste Wetter mit Gleichmut ertragen.« Da gab Livingstone alle weiteren Überredungsversuche auf. Auch hierin sehen wir wieder, wie diese regierende Frau sich in eigentümlichster Weise ihre Grundsätze von der männlichen Seite holte.

Auf dem Weitermarsche wurden die Merkmale eines neuen Kulturgebietes immer häufiger. Im Gegensatz zu den Betschuanendörfern, wo alles krumm und rund war, hatten die Dörfer gerade Straßen und viereckige Hütten. Nur das runde, einem Chinesenhute ähnliche Dach erinnerte an die Architektur des Südens. Sämtliche Hütten waren mit dicken Palisadenzäunen umgeben und wurden nachts auch dort, wo bei Tage der Eingang war, durch Pfähle sorgfältig geschlossen. Sehr friedfertig schien es in diesem Lande demnach nicht herzugehen. Von den Betschuanen und Makololo her war Livingstone eine solche Vorsicht nicht gewohnt, denn die Völker des Südens schliefen in offenen Hütten und fürchteten dabei nicht einmal die Raubtiere. Übernachtete man in der Nähe eines Dorfes, so gebot Manenko den Einwohnern, die Dächer ihrer Hütten herunterzunehmen und der Reisegesellschaft zu leihen. Dies war zwar bei der leichten Bauart der Hütten keine schwere Arbeit, bedeutete auch nicht etwa eine Zerstörung der Hütte, da das Dach sich ebenso rasch wieder

aufsetzen ließ, war aber den Einwohnern trotzdem keineswegs angenehm, denn nun mußten sie im Regen kampieren und ihre Hütten durchnässen lassen. Trotzdem gehorchten sie der weiblichen Machthaberin ohne Murren. Jedes Dorf hatte seine Götzenbilder, meist rohgeschnitzte, mit Ocker und weißer Pfeifenerde bestrichene Tier- und Menschendarstellungen, von denen behauptet wurde, daß sie weissagen könnten. Auch in den Wäldern traf man oft plötzlich auf solche Bildwerke, die dann durch kleine Dächer geschützt waren. Meist waren es Nachbildungen des Alligators, aus Gras geformt und mit weißem Ton überstrichen. Livingstone wurde an das Krokodil der Ägypter erinnert. Noch mehr erstaunte er später, als viele der in die Bäume eingekerbten Menschengesichter auch in der Darstellung ägyptischen Bildern sich näherten. Etwas völlig Neues waren für Livingstone auch richtige Bienenstöcke, die aus Baumrinde gefertigt und an Bäumen befestigt waren. Das Merkwürdigste an diesen Bienenstöcken aber waren kleine Zaubergeräte, die unter ihnen angebracht waren und die Stöcke gegen Diebstahl nicht nur schützen sollten, sondern tatsächlich auch schützten. Daraus ging nicht nur der Aberglaube der Balonda, sondern auch eine gewisse Ehrlichkeit hervor. Denn wo die Stehlsucht im Volkscharakter sitzt, helfen auf die Dauer auch keine Zaubermittel. Livingstone erfuhr, daß Diebstähle unter den Balonda auch wirklich nur selten vorkamen, woraus wir weiterhin schließen, daß die sorgfältige Verbarrikadierung der Häuser auch einen anderen Grund haben mußte als den Schutz gegen Diebe. In der Tat berichtet Livingstone auch sehr bald von einer Erscheinung, die uns hierüber Aufschluß gibt, dem Sklavenhandel. Bis in dieses tiefe Innere waren die Händler, meist

portugiesische Bastards der Westküste, vorgedrungen und hatten es verstanden, die Besitzgier der Häuptlinge durch europäische Schundartikel oder Feuerwaffen so aufzustacheln, daß diese sich bereit fanden, ihre eigenen Untertanen zu entführen und den Händlern zu verkaufen. Livingstone wurde selbst Zeuge solcher Vorgänge.

Kurz, nicht nur landschaftlich, sondern auch kulturell war Livingstone hier in einer anderen Welt.

Nach fünftägigem Marsche war am 16. Januar 1854 Kabompo, Schintes Hauptstadt, erreicht. Der Zug wurde vor der Stadt von einigen Häuptlingen aus Schintes Gefolge mit dem landesüblichen Gruß empfangen; sie rieben sich Vorderarme und Brust mit Staub. Auch brachten sie ein Gastgeschenk in Gestalt von zwei Körben Maniok und sechs getrockneten Fischen und erklärten, daß Schinte sich auf den Besuch des Weißen freue. Zur Audienz wurde Livingstone aber erst am nächsten Tage vorgelassen. Auch im tiefsten Afrika haben die Höfe ihre Etikette. Dies wurde bei der Audienz selbst noch klarer.

Kaum hatte Livingstone sein Zelt aufgeschlagen, als er von zwei sehr fragwürdigen Gestalten besucht wurde, die ganz in der Nähe kampierten, zwei mißgestalteten portugiesischen Bastards, deren Geschäft der Sklaven- und Wachshandel war. Livingstone schaffte sich diese Besucher rasch wieder vom Leibe, aber nach einiger Zeit kamen seine braven Makololo ganz aufgeregt zu ihm gelaufen und erzählten, diese weißen Männer hätten Menschen an einer Kette bei sich. Sie hatten nie einen Sklaventransport gesehen und waren über den Anblick ebenso bestürzt wie empört.

Um elf Uhr des nächsten Tages fand die große Audienz

bei Schinte statt. Sie verlief merkwürdig genug. Häuptlinge führten Livingstone mit seinen Makololo zur Kotla. Hier waren etwa dreihundert Krieger und im ganzen wohl tausend Menschen im Viereck versammelt. Die Hofkapelle, aus Trommlern bestehend, lärmte, soviel sie nur konnte. Schinte, ein Mann von gedrungener Gestalt und freien, offenen Gesichtszügen, saß auf einer Art Thron, über den ein Leopardenfell gebreitet war. Seine Kleidung war eine bunte, importierte Jacke und ein kleines Schurzfell um die Lenden. An Armen und Beinen hingen schwere, kupferne Ringe, der übliche Schmuck der Vornehmen des Landes; auf dem Kopfe trug er eine perlenbesetzte helmartige Haube, von der große Büsche Gänsefedern abstanden, und um den Hals lange Perlenschnüre. Hinter ihm saßen drei Pagen mit großen Bündeln Pfeilen auf den Schultern und hinter den Pagen seine Frauen, wohl hundert an der Zahl. Dies war für Livingstone etwas gänzlich Neues. Bei allen Betschuanenvölkern war es völlig undenkbar, daß Frauen die Kotla während eines Pitscho betraten; hier nahmen sie den Ehrenplatz ein und bildeten sogar eine Art Rat des Häuptlings, denn Livingstone bemerkte, daß Schinte sich während der Verhandlung häufig nach ihnen umwandte und mit ihnen besprach.

Nachdem Livingstone und die beiden Händler den Häuptling begrüßt und sich unter einem Baume niedergelassen hatten, begannen die vorgeschriebenen Formalitäten. Nacheinander zogen die einzelnen Abteilungen des Stammes vor dem Häuptling auf, verneigten sich, rieben sich mit Staub und begaben sich wieder auf ihre Plätze. Danach sprangen die Krieger auf, stürzten mit fürchterlichem Gebrüll auf Livingstone los und schwangen drohend ihre Schwerter. Als

Livingstone ruhig sitzen blieb, machten sie kehrt, grüßten ihren Häuptling wie die vorigen und schritten zu ihren Plätzen zurück. Schließlich trat noch ein Mann auf den Platz, der nichts weiter tat, als allerhand Kampfstellungen nachzuahmen. Erst als auch dies erledigt war, konnte die eigentliche Verhandlung beginnen.

Da Manenko an diesem Tage sich nicht wohl fühlte, war ihrem Manne die Ehre der Vorstellung des weißen Gastes zugefallen. Sambanza hatte sich hierzu mächtig herausgeputzt. Außer einer Menge von Perlschnüren hatte er ein Kleid mit einer Schleppe an, die so lang war, daß sie von einem Knaben nachgetragen werden mußte. Die Rollen waren also auch hier vertauscht, der Mann trug die Hoftoilette mit der Schleppe. In langer Rede zählte Sambanza nun alle guten Eigenschaften des weißen Mannes her; er habe gefangene Balonda zurückgebracht, wolle Schintes Land dem Handel und dem Weltverkehr erschließen, die Bibel als Gottes Wort vom Himmel auf der Erde einführen und Frieden zwischen allen Stämmen stiften. Er schloß mit den Worten: »Vielleicht ist der weiße Mann ein Lügner, vielleicht auch nicht; wir denken eher das erstere, aber da die Balonda ja gutmütige Menschen sind und Schinte nie jemand etwas zuleide getan hat, rate ich, den Mann gut aufzunehmen und weiterziehen zu lassen.«

Nach dieser Rede besprach Schinte sich mit seinen Frauen, besonders der Hauptfrau, die durch eine Art roter Mütze gekennzeichnet war. Während dieser Zeit machte die Hofkapelle einen Umzug. Livingstone bemerkte jetzt, daß sie nicht nur aus Trommlern, sondern auch aus einem merkwürdigen Pianisten bestand. Dies war ein Mann, der an einer Schnur

eine Art Holzklavier um den Hals hängen hatte, dessen Tasten er mit zwei Schlegeln bearbeitete. Die Tasten bestanden aus abgestimmten Hölzern, die auf zwei Schienen nebeneinander befestigt waren. Unter jeder Taste hing eine Kalebasse als Resonanzkasten. Dieses doch recht kompliziert gebaute und hochentwickelte Instrument stach in seiner Isolierung merkwürdig von der Masse der primitiven Trommeln ab. Als Schinte seine Beratung beendet hatte, brach die Musik sofort ab. Schinte hörte danach noch acht andere Reden mit ruhiger Würde an, gab dann aber ein Zeichen, worauf unvermittelt der Pitscho abgebrochen wurde und alles auseinanderging.

Livingstone wartete nun auf seinen Bescheid den ganzen Tag vergebens. Frühzeitig am Abend legte er sich mit Fieber nieder, das ihn schon auf dem Marsche mehrfach gepeinigt hatte, wurde aber mitten in der Nacht geweckt, um zu Schinte zu kommen. Er lehnte dies ab und fand Schinte am nächsten Morgen über die Absage keineswegs aufgebracht. Der Häuptling war im Gegenteil sehr guter Laune und erfüllte gnädig alles, was Livingstone begehrte. Besonders freute er sich, als Livingstone ihm einen Ochsen als Gegengabe vorführen ließ, denn Rindvieh besaßen diese Balonda damals noch nicht. Aber seine fürstliche Freude war nicht von langer Dauer. Kaum hatte Manenko, die männliche Häuptlingin, von diesem Geschenk gehört, als sie zornig angelaufen kam und eine sprudelnde Schimpfrede hielt, die mit den Worten schloß: »Der weiße Mann gehört mir, ich habe ihn hergebracht, folglich gehört auch der Ochse mir.« Sprach's, nahm den Ochsen am Strick, führte ihn weg und ließ ihn sofort schlachten. Großmütig schickte sie dann dem Häuptling ein Ochsenbein, womit der auch zufrieden war, wie er überhaupt gegen das

Benehmen seiner resoluten Schwester und Kollegin keinerlei Einwendungen erhob.

Dies alles wirkt deswegen noch umso merkwürdiger, als Livingstone berichtet, daß die Einwohner von Kabompo ihren Häuptling nicht nur respektierten, sondern geradezu verehrten. Wenn Schinte oder seine Großen über die Straße gingen, fiel alles auf die Kniee und rieb sich Brust und Stirn mit Staub. Ja, wenn nur Schintes Wasserschöpferin erschien, mußte jeder ehrfurchtsvoll und weit ausweichen, denn es galt als schweres Verbrechen, dem Wasser des Herrschers zu nahe zu kommen und es dadurch zu verunreinigen. Die Wasserschöpferin trug daher stets eine Klingel, mit der sie ihr Nahen schon von weitem ankündigte. Die Ehrfurcht vor dem Häuptling ging sogar so weit, daß selbst Sambanza, der Gatte einer Balondahäuptlingin, sich in den Staub warf, wenn er auf der Straße auch nur dem Sohne Schintes begegnete. Es genoß also sogar der Kronprinz diese fast göttliche Verehrung im weitesten Maße.

Die politischen Zustände in diesen Urwaldfürstentümern waren folglich recht eigenartig. Bald war es ein Mann, bald eine Frau, die fürstliche Ehren genoß. Der Mann richtete sich nach den Frauen, die Frau nach den Männern. Der Prinzgemahl der Frau warf sich vor dem Sohne des regierenden Mannes in den Staub, und der Mann wieder ließ sich von der regierenden Frau auszanken und um rechtmäßig erworbene Geschenke bringen. Und außerdem waren diese fürstlichen Herrschaften auch noch engstens miteinander verwandt. Was hat dieser merkwürdige Wirrwarr zu bedeuten?

Doch hören wir erst weiter. Es kommt noch besser.

Da die Regenzeit inzwischen voll eingesetzt hatte, ließ Li-

vingstone sich von Schinte zu längerem Verweilen bestimmen. Natürlich nutzte er die Ruhepause für Bekehrungsversuche aus und nahm hierzu auch wieder seine bewährte Zauberlaterne zu Hilfe. Aber er hatte kein Glück. Schinte, seine Würdenträger und die Männer des Stammes fanden zwar großes Vergnügen an diesen Abendvorstellungen und erklärten sogar, diese Bilder seien einem Gotte ähnlicher als ihre eigenen hölzernen und tönernen Darstellungen; weiter ging ihre Empfänglichkeit jedoch nicht. Die Frauen aber ließen es nicht einmal so weit kommen. Gleich das erste Bild machte allen Hoffnungen Livingstones ein jähes Ende. Es war eine Darstellung Abrahams, der das Messer gegen Isaak zückt. Die Frauen wurden unruhig. Als Livingstone aber die Platte aus der Laterne wieder herauszog, meinten sie, nun ginge das große Messer auf sie selbst los, und rannten »Mutter, Mutter!« schreiend sämtlich davon. Keinerlei Zureden vermochte, sie zur Rückkehr zu bewegen.

Nach zwei Wochen gab Livingstone diese Versuche auf, packte seine Laterne und alle sonstigen Habseligkeiten wieder ein und verabschiedete sich von Schinte. Gnädig, wie er empfangen wurde, wurde er auch entlassen. Schinte sagte: »Sekeletu ist jetzt weit hinter dir, brauchst du Hilfe, so rufe Schinte; er wird sie dir jederzeit gewähren.« Dann gab er ihm noch einen fünfzigjährigen Mann mit Namen Intemese und sieben andere Krieger als Führer und Bedeckung mit, die, wie er sagte, Livingstone bis ans Meer geleiten sollten. Er meinte aber: bis zum nächsten Häuptling.

Am 26. Januar brach Livingstone in nördlicher Richtung auf. Die Boote hatte er schon früher zurückgeschickt, da Kabompo etwas landeinwärts vom Ostufer des Sambesi liegt,

den Livingstone übrigens Leeba nennt, da er den weiter südlich überschrittenen linken Nebenfluß des Sambesi, den Luena, für die Fortsetzung des Sambesi gehalten hat.

Es war ein schönes, fruchtbares Tal, durch das Livingstone nun zog, dicht von Schintes Volk besiedelt und östlich von den eisenhaltigen Soilohobergen abgeschlossen. Livingstone traf hier auch auf eine gutentwickelte Eisentechnik. Auch fand er hier zum ersten Male auf seiner Reise ein richtiges Geldstück von merkwürdiger Form. Es glich einem Andreaskreuz, also etwa einem lateinischen X, und war aus Kupfer. Dieser Fund wird uns später noch beschäftigen. Überall wurde der Reisende freundlich aufgenommen und reichlich mit Lebensmitteln versehen, ohne daß eine Bezahlung oder auch nur das sonst übliche Gegengeschenk verlangt wurde. Die Gastfreiheit, Höflichkeit und Bescheidenheit des echten, das heißt noch nicht durch fremde Einflüsse verdorbenen Negers, die wir aus allen alten Negergebieten Afrikas kennen, kam hier zu voller und wohltuender Geltung. Auch Livingstones neue Führer machten hiervon keine Ausnahme, sie überließen die besten Stücke der von den Dörflern angebrachten Lebensmittel stets ihrem Schützling und seinen Leuten. Auffallend aber war, daß sie durch kein Zureden zu bewegen waren, an Livingstones und der Makololo Mahlzeiten teilzunehmen. Sie zogen sich im Gegenteil beim Essen immer tief in den Wald zurück, nahmen auch nie einen Brand aus dem Feuer der Makololo an, sondern entfachten sich ihre Feuer stets selbst und hungerten lieber, als von einer Speise ihrer Gäste zu genießen. Nicht nur der Europäer, sondern auch die Makololo waren für die Höflinge und Krieger Schintes Menschen einer fremden Welt, mit denen es keine vertrauliche Gemein-

samkeit geben durfte. Immer klarer wird so, daß mit der klimatischen und Vegetationsgrenze des Sambesigebietes, also mit dem Wechsel der Landschaft, auch ein jäher Wechsel der Kultur verbunden war, der sogar von den Eingeborenen selbst empfunden wurde.

Nach fünftägigem Marsch wurde auch der Leeba (Sambesi) gekreuzt und nun eine nordöstliche Richtung eingeschlagen, um zur Residenz des nächsten großen Häuptlings zu gelangen, der Katema hieß, und dessen Gebiet man hier betrat. Der Marsch wurde nun für die Fußgänger der Kolonne sehr beschwerlich, denn er führte über eine wohl zwanzig Meilen tiefe, sumpfige Ebene. Auch der Regen wurde immer heftiger. Er rann fast ohne Unterbrechung und machte meteorologische Ortsbestimmungen unmöglich. Auf die Ebene folgten überschwemmte Täler und mehrere tiefe Flüsse. Oft waren von der ganzen Karawane nur noch die Menschen- und Ochsenköpfe zu sehen. Livingstones Uhr mußte dann in der Achselhöhle in Sicherheit gebracht werden. In der Sommerzeit mußte dieses Land eine märchenhafte Fruchtbarkeit haben. In den höheren Lagen sah man den fettesten Weideboden, den man sich nur wünschen konnte. Hier müßte man Viehzucht treiben, meinten die Makololo. Aber die Bewohner kannten sie nicht, trotzdem der Boden sie geradezu herausforderte. Sie waren Acker-, eigentlich Gartenbauern und hatten ihr Land, auf dem sie vor allem Mais, Penniſetum und Hirse zogen, auch mit Dämmen, Kanälen und Stauwehren reguliert, die gleichzeitig dem Fischfang dienten. So war auch der Fischfang hoch entwickelt; Angeln, Netze, Reusen, Fischfallen aus Rohr mit einem Köder und die Harpune waren vorhanden.

Auch diese Neger waren freundlich, freigebig und höflich. In ihrer Lebensführung traten biedere, patriarchalische Züge noch stärker hervor als bei Schintes Untertanen. Ackerbau und Vaterrecht erscheinen auf der ganzen Erde fast immer gemeinsam. Einmal übernachtete Livingstone bei einem klugen, mit dem Häuptling des Landes befreundeten und vornehmen Manne, dessen Haushalt geradezu ein Muster solcher Lebensführung war. Außer dem Ackerland besaß er noch einen großen, liebevoll gepflegten Garten. Den Zaun bildete eine dichte Bananenhecke, dann kamen ringsum Baumwollstauden und auf dem Mittelfelde Kräuter, Rizinus (aber nur für äußerlichen Gebrauch!), Kartoffeln und sogar Wein. In der Mitte des Ganzen stand eine Gruppe hoher, dichtbelaubter Bäume und darin wieder, genau im Zentrum des ganzen Besitzes, die Hütte. In diesem traulichen Erdenfleckchen führte der alte Mozinkwa mit seiner Frau (er hatte nämlich trotz seines Wohlstandes und seiner vornehmen Abstammung nur eine!) und seinen Kindern ein friedliches und glückliches Arbeitsleben. Livingstone fühlte sich bei diesen wahrhaft gütigen, ihn und seine Leute mit Freigebigkeit geradezu überschüttenden Leuten wie zu Hause. Als er dann Monate später, auf dem Rückweg, Mozinkwa wieder aufsuchen wollte, fand er nur noch ein verfallenes Haus und einen verwucherten Garten. Die Hausfrau war gestorben, und der Witwer hatte die Stätte früheren Glücks verlassen. So wollte es die Landessitte. Denn solche Plätze wurden Eigentum der Toten. Man betrat sie nur, um für ihre Seelen zu beten und Opfergaben niederzulegen. Liegt nicht eine tiefe Andacht in dieser Sitte, aus Haus und Hof der Lebenden den Friedhof der Toten zu machen? Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, daß

der Neger, den wir so gern verachten, Charaktereigenschaften und ein Gemütsleben hat, das oft wahrhaft tief und dem unserer deutschen Bauern in manchen Zügen verwandt ist. Aber nur der wirkliche Neger, das heißt die Bantustämme des Westens und der Mitte, und auch die nur dort, wo Asien und Europa noch nicht zersetzend eingewirkt haben.

Doch soll auch ein (scheinbar unüberbrückbarer) Gegensatz zum freundlichen Bilde von Mozinkwas Häuslichkeit nicht verschwiegen werden. Wenige Tage, nachdem Livingstone die gastliche Stätte verlassen hatte, traf er Leute, die aus der Stadt eines großen, im Norden wohnenden Häuptlings kamen, um dessen kürzlich erfolgten Tod dem Lande zu melden. Dieser Häuptling hieß Muata Jamvo, war das Oberhaupt aller Balondastämme und nach den Erzählungen der Boten ein ebenso mächtiger wie despotischer Fürst. Er hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit wie toll in der Stadt umherzurennen und allen Leuten, die ihm begegneten, die Köpfe abzuschlagen, bis er einen ganzen Haufen davon beisammen hatte. Diese Untat erklärte er damit, daß sonst sein Volk sich zu rasch vermehre. Auch scheute er sich nicht, wenn er Teile von Menschenkörpern für die Herstellung von Zaubermitteln brauchte, einige seiner Untertanen schlachten zu lassen. Zum Glück für diese armen Leute, die in ihrer Gutmütigkeit und Häuptlingstreue dieses blutige Regiment ohne Auflehnung ertrugen, war er jetzt gestorben. Aber auch im Tode verlangte er — der Landessitte folgend — noch Menschenopfer. Mehrere seiner Diener hatten ihm ins Grab folgen müssen, damit er auch in der anderen Welt nicht ohne Bedienung zu erscheinen brauche.

An dieser Nachricht interessieren uns zwei Punkte besonders. Einmal die Tatsache, daß alle diese Häuptlinge, durch deren Gebiet Livingstone nun schon wochenlang reiste, gar nicht selbständig waren, sondern einem großen Oberhäuptling unterstanden. Livingstone befand sich folglich auf dem Gebiet eines offenbar sehr ausgedehnten mittelafrikanischen Reiches. Dann aber noch eine Erscheinung ganz anderer Art. Wahrscheinlich war dieser Muata Jamvo, von dem wir noch Genaueres hören werden, geisteskrank, so daß wenigstens das Köpfeabschlagen eine anormale Erscheinung war. Tatsächlich hofften auch die Boten von seinem Nachfolger, daß er seine Untertanen nur noch dann töten würde, wenn sie sich der Zauberei oder des Diebstahls schuldig gemacht hätten. Sicher nicht anormal aber waren die Anzeichen von Kannibalismus, denen wir hier zum ersten Male begegnen, ferner die Sitte des Menschenopfers beim Häuptlingstode und auch die klare Vorstellung eines Fortlebens nach dem Tode. Wir kommen folglich in ein Gebiet, in dem der Kannibalismus verbreitet ist. Bei den Balonda der Livingstoneroute war er verschwunden. Aber tiefer im Lande, bei Menschen mit gleicher Kultur, war er noch in Blüte.

Die guten, bescheidenen, höflichen, freigebigen und sinnigen Gartenbauern waren also Kannibalen oder standen wenigstens dieser Sitte nicht fern! Tatsächlich tritt der afrikanische Kannibalismus auch so häufig im Zusammenhang mit patriarchalischer Bauernkultur auf, daß er geradezu als ein normales Symptom dieser großen Kulturform angesehen werden muß. Was, wird der Leser jetzt entrüstet rufen, und solche Menschen sollen eine geistige Verwandtschaft mit dem guten deutschen Bauern haben? Aber hüten wir uns auch hier vor

voreiligen Schlüssen. Wo im Gemüts-, Sozial- und Wirtschaftsleben des Volkes so viele moralisch hochwertige Züge obwalten wie hier, kann auch eine Sitte von so befremdlicher Form wie die Menschenverzehrung (wir wollen das häßliche Wort Kannibalismus vermeiden) nicht plötzlich nur ein Ausfluß reiner Roheit sein. Irgend ein tieferes, womöglich sogar edles Motiv muß ihr zugrunde liegen. (Leider kann ich aus Raummangel nur kurz auf diese fesselnde und wichtige Frage eingehen.)

Tatsächlich finden wir auch die Menschenverzehrung, die über große Teile der Erde verbreitet ist oder war, mit zwei Erscheinungen verbunden, die alles andere, als unmoralisch sind: der Religion und der Selbsterhaltung. Verzehrt werden entweder die Körper von Angehörigen oder von erschlagenen Feinden. Wo Angehörige verzehrt werden, ist dies eine meist unter pietätvollen und durch die Tradition genau vorgeschriebenen Gebräuchen verlaufende naive Form der Bestattung, also kein Vorgang der Nahrungsbefriedigung, sondern eine religiöse Handlung. So wie wir Menschen von heute sagen, daß das »Andenken« an den Toten in uns weiterleben soll, so meinten jene kindlichen und primitiven Völker es auch von dem Körper und nahmen ihn daher auch leiblich in sich auf. Ist dieser Sprung von der Seele zum Leibe nun wirklich so sehr groß und diese Bestattungsform wirklich nur eine Roheit? In ihrem Motiv jedenfalls ist sie es nicht. Gibt es doch auch in unserer eigenen christlichen Religion einen Brauch, der zu geistiger Aufnahme die leibliche fügt. Es ist der Gedanke des christlichen Abendmahls, das uns gebietet, den Leib des Herrn auch leiblich in uns aufzunehmen. Es heißt im Abendmahlsritus nicht: »Dies soll ein Zeichen

meines Leibes sein«, sondern klar und deutlich: »Dies ist mein Leib.« Die Hostie ist Christus, nicht nur ein Symbol. Und damit sehen wir uns plötzlich gerade in einem der tiefsten und wohl auch schönsten Gedanken unserer eigenen Religion der Anschauungsweise primitivster Völker nahegerückt. Der Grundgedanke ist der gleiche; es ist lediglich die eine der beiden Äußerungsformen drastisch, die andere sublimiert. Die Erhabenheit des Abendmahlsgedankens kann niemals dadurch angetastet werden, daß wir einen ähnlichen Gedanken in ganz primitiver Form bei unzivilisierten Menschen finden und — anerkennen. Ganz allgemein aber sollte auch diese Abschweifung vom Thema nur wieder vor Augen führen, daß nicht alles roh, häßlich und »kulturlos« ist, was wir als Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts und als Europäer an Völkern anderer Zeiten und anderer Erdteile nicht sofort begreifen, oder was unseren eigenen Sitten zuwiderläuft.

Ganz anders ist das Motiv der Verzehrung erschlagener Feinde, das mit Vorstellungen der Selbsterhaltung zusammenhängt. Hier handelt es sich darum, mit dem Körper des Feindes auch dessen Dasein restlos zu beseitigen und zugleich seine Kraft, Tapferkeit, Klugheit oder irgend eine andere besonders schätzenswerte Eigenschaft zu erben. Daher werden bei solchen Mählern auch oft einzelne Körperteile besonders bevorzugt, wie der Arm als Sitz der Stärke, das Herz als Sitz der Tapferkeit, das Gehirn als der der Klugheit und so weiter. Gelegentlich kommt, wie bei den Tupivölkern in Südamerika oder den Maori Neu-Seelands, auch Rache als Motiv bei dieser Form der Menschenverzehrung vor. Doch wird dies wahrscheinlich schon eine Entartungsform

sein, wie überhaupt gerade die Menschenverzehrung wie kaum eine andere Sitte der Gefahr einer Entartung unterliegt und dann wirklich zur bloßen Roheit herabsinken kann. Was wir hier geschildert haben, ist daher auch der Zustand der Frühzeit, in der die dämonisch aus der Volksseele hervorbrechenden und Gestaltung fordernden Triebe noch stark und unverfälscht sich äußern. Später, im abstumpfenden Gleichmaß der Anwendung, erstarren sie zur Tradition oder entarten sie unter fremden, stärkeren Einflüssen, so daß oft nur noch ein Zerrbild der alten Form übrigbleibt. Schwer ist es dann, den früheren Inhalt und Ausgangspunkt wiederzufinden, und gelingt es, so erlebt man oft die seltsamsten Überraschungen, wie gerade bei der Sitte der verschrieenen Menschenfresserei. Übrigens werden wir auch die zweite Form dieser Sitte, die Verzehrung erschlagener Feinde, weit weniger abstoßend finden, nachdem wir wissen, daß sie mit dem Gedanken der Selbsterhaltung zusammenhängt, dem auch wir Europäer uns nicht entziehen können. Zwar sind die Formen unserer Selbsterhaltung zivilisierter — oder? Ja — oder ist die Art, wie wir in unseren modernen Kriegen mit Gas und Bombe dem Gegner, das heißt auch seinem nichtkämpfenden Teil, zu Leibe gehen oder die Art, wie im Konkurrenzkampf von heute der Gegner politisch oder wirtschaftlich niedergerungen wird, und manches andere nicht auch eine höchst radikale Form der Selbsterhaltung? Darüber aber möge der Leser selbst und ein anderes Mal nachdenken. Wir müssen jetzt zu unserem Reisenden in den afrikanischen Urwald zurück und finden ihn mitten in der Audienz bei Katema in Katema. Meist tragen nämlich in dieser Gegend die Hauptstädte des Landes auch den Namen des jeweiligen Häuptlings. —

Auch hier herrschte strenge Hofetikette. Livingstone mußte wieder einen Tag warten, erhielt aber als Zeichen wohlwollender Aufnahme Gastgeschenke an Lebensmitteln und eine Hütte zur Unterkunft. Am nächsten Tage wurde er dann zu einem Empfang geführt, der dem bei Schinte sehr ähnlich war. Wieder saß der Herrscher in der Kotla auf seinem Throne vor seinen Weibern und umgeben von seinen Kriegern, hinter denen sich die Zivilwelt neugierig drängte. Aber die ganze Veranstaltung war weniger abwechslungsreich und kürzer. Katema, wie Schinte mit Helm und Rock bekleidet, ließ sofort Mehl, Hühner und Eier vor die Fremden stellen und meinte, sie sollten sich erst satt essen, dann ließe sich besser reden. Dazu schwenkte er fortwährend vergnügt einen Wedel von Gnuschwänzen, der Szepter und Zauberstab zugleich war; er schien überhaupt trotz des kriegerischen Gebarens seiner Leute ein heiterer und jovialer alter Herr zu sein. Zwar zählte er erst etwa vierzig Jahre, aber dies ist im tropischen Afrika, wo die Menschen meist früh sterben, schon ein höheres Alter.

Als seine Gäste am folgenden Tage der Anweisung gemäß gesättigt wieder bei ihm antraten, empfing er sie mit gewaltigen Worten über seine eigene Herrlichkeit. »Ich bin der große Moene (das heißt Herr) Katema, der Genosse Matiamvos. Im ganzen Lande ist niemand, der Matiamvo und mir gleichkäme. Ich habe immer hier gelebt und meine Vorfahren auch. Hier ist das Haus, in dem mein Vater wohnte. Ihr findet keine Menschenschädel, wo ihr das Lager aufgeschlagen habt. Ich hinderte nie einen Händler, sie kommen alle zu mir. Ich bin der große Moene Katema, von dem ihr gehört habt.« Livingstone sagt, Katema wäre ihm bei dieser Rede wie ein Betrunkener vorgekommen. Das war wahrscheinlich nicht der

Fall. Der Neger macht gern solche großen Worte, bei denen er seiner üppig wuchernden Phantasie vollen Lauf lassen kann.

Katema gestattete Livingstone sofort die Weiterreise durch sein Gebiet und stellte wie Schinte Führer zur Verfügung. Sehr stolz war er, als Livingstone seine aus dreißig schönen Tieren bestehende Rinderherde lobte; außer ihm besaß nämlich keiner im Lande etwas derartiges, nur Muata Jamvo sollte noch im Besitz eines so seltenen Gutes sein. Katema, dem die Herde aus einem Rinderpaar zugewachsen war, das er in seiner Jugend von einem Balobale des Westens gekauft hatte, wußte mit seinen Tieren aber nicht viel anzufangen. Sie waren ihm weniger Nutz- als Ziergut und spielten ungefähr die Rolle eines Bärenzwingers oder Wildparks deutscher Ritterhöfe. Wenn er eines der Tiere schlachten wollte, so ließ er es wie einen Büffel jagen und niederschießen, und gar vom Melken verstand er überhaupt nichts. Dem muß abgeholfen werden, dachte Livingstone, und nahm seinen fürstlichen Gönner gleich in die Viehhürde mit. Dort erteilte er ihm höchsteigenhändig die entsprechende Lektion, bei der sich der große Moene auch als sehr gelehriger und dankbarer Melkschüler erwies. Bedeutend weniger empfänglich aber war er für die Bibel und selbst für die Zauberlaterne, die er nicht einmal sehen wollte, so daß Livingstone auf diese Abendveranstaltung verzichten mußte.

Am 20. Februar reiste Livingstone nach herzlichem Abschied von Katema mit dem Versprechen, auf der Rückreise wiederzukommen, weiter. Wir wollen diese freundliche und gastfreie Aufnahme, die Livingstone nicht nur bei dem Balondavolke, sondern auch bei seinen Häuptlingen überall fand, wohl beachten. Sie ist für den Charakter dieser Menschen be-

zeichnend, da es doch in der Abgeschiedenheit des Urwalds, zu einer Zeit, in der man von europäischen Militärstationen auch noch nicht einmal wußte, und bei der eigenen Übermacht für diese »Wilden« eine Kleinigkeit gewesen wäre, Livingstone entweder umzubringen oder doch seiner Habe zu berauben, umso mehr, als er gerade etwas besaß, was es im ganzen Lande nicht gab, und was sehr begehrt war, nämlich Vieh. Aber nichts derartiges geschah oder wurde auch nur angedeutet. Livingstone zog ruhig und sicher seines Weges; er berichtet von keinem einzigen Diebstahl. Eine moderne Großstadtstraße ist unsicherer, als es zu Livingstones Zeiten für den europäischen Reisenden die einsamen Pfade im Urwalddunkel der Balondabauern waren.

Kurz hinter Katema gelangte Livingstone an einen großen, drei Meilen breiten und acht Meilen langen See. Es war der Dilolosee. In ihm hat Livingstone die Wasserscheide zwischen dem Osten und Westen dieses Teiles von Südafrika entdeckt, eine Feststellung von ähnlicher hydrographischer Bedeutung wie die Entdeckung des Ngamisees. Doch wird uns hier eine andere, mit diesem See zusammenhängende Entdeckung Livingstones mehr interessieren, nämlich eine Sage über seine Entstehung, die deswegen besonders wichtig ist, weil sie in den großen Kreis der Flutsagen (Sintflut und so weiter) gehört. Wir geben sie in Livingstones Wortlaut wieder.

»Als wir fragten, was Dilolo heiße, gab uns Schakatwale folgenden Bericht von der Entstehung des Sees: Ein weiblicher Häuptling, Moene Monenga, kam eines Abends in das Dorf Mosogos, eines Mannes, der in der Nähe lebte, aber eben mit seinem Hunde auf die Jagd gegangen war. Sie bat um Nahrung, und Masogos Frau gab ihr genügend zu essen.

Nachdem sie zu einem andern Dorfe gekommen war und da stand, wo jetzt Wasser ist, tat sie dieselbe Bitte, doch wurde sie ihr nicht nur abgeschlagen, sondern als sie Drohungen wegen des Geizes der Dorfbewohner aussprach, wurde sie mit der Frage verspottet: ‚Was sie denn tun könnte, obgleich man sie so behandle?‘ Um zu zeigen, was sie zu tun imstande sei, begann sie in langsamem Takte zu singen und nannte dabei ihren Namen Monengawoo. Während sie die letzte Note lang dehnte, sanken Dorf, Leute, Vögel und Hunde in die Tiefe hinab, welche jetzt Dilolo heißt. Als Kasimakate, der Häuptling dieses Dorfes, nach Hause kam und sah, was geschehen war, stürzte er sich in den See, wo er noch sein soll. Der Name kommt von Ilolo, das heißt Verzweiflung, weil dieser Mann alle Hoffnung verloren gab, als er seine Familie nicht wiederfand. Monenga wurde getötet.«

Es ist dies die einzige Flutsage, die Livingstone auf dieser Reise angetroffen hat. Woher stammt sie? Wir wollen die Antwort wie so manche andere noch zurückhalten. Aber eine andere Stelle aus Livingstones Tagebuch soll hier erwähnt werden. Sie ist keine Antwort, aber doch etwas, das nachdenklich stimmen kann. Livingstone berichtet aus der gleichen Gegend von einer Begrüßungsformel, die »Ave rie!« lautet. Er hält das für das katholische Ave Maria und meint, daß Grußformeln weiter zu wandern vermögen als der Glaube. Livingstones Vermutung erscheint gewagt, aber nicht deswegen, weil noch nie ein Missionar in jene Gegend gekommen ist oder die räumliche Entfernung, die dieser Gruß durchwandert haben müßte, zu groß sei, sondern nur deshalb, weil nicht genügend Anhaltspunkte gerade für diese Übertragung vorliegen. Im übrigen aber spielen Entfernungen bei solchen

Übertragungen gar keine Rolle. Abessinien war viele Jahrhunderte lang ein christliches Königreich, das weit nach Westen gewirkt hat. Noch heute führt ein Sudanstamm, freilich ohne sich dessen bewußt zu sein, das christliche Kreuz als Abzeichen. Wir kennen Sagen, die über sämtliche Erdteile gewandert sind, und ebenso äußere Kulturerscheinungen, die erstaunliche Entfernungen bezwungen haben. Bei den Malereien der Buschmänner sind uns seltsame Übereinstimmungen mit spanischen und französischen Höhlenbildern aufgefallen. Der hethitische Zopf aus dem zweiten Jahrtausend vor Christus ist bis nach China gewandert und der zusammengesetzte Bogen der alten Ägypter gar quer durch Asien über die Inseln der Beringsee bis nach Nordwestamerika gelangt. Viele Kulturen haften wie Korallengebilde fest am Boden, andere aber sind wanderlustig und wanderfähig wie Zugvögel. Dies ist es, was wir uns hier einprägen wollen.

Auch im Dilologebiet wurde Livingstone überall freundlich aufgenommen. In den Hütten dieser Gegend sah er auch etwas, was ihn sehr überraschte und uns eigentlich nur gefehlt hat, um das Bild patriarchalisch-bäuerlicher Gemütlichkeit des häuslichen Lebens im Balondalande zu vervollständigen, nämlich den echten Kanarienvogel im ebenso echten Käfig. Als Livingstone die Leute fragte, warum sie diese Tiere in ihre Wohnungen nähmen, erhielt er zur Antwort: »Ei, weil sie so schön singen!« Dabei brauchten die biederen Vogelfreunde nur den Kopf durch die Hüttentüre zu stecken, um das herrlichste Kanarienkonzert von der Welt zu haben, denn diese munteren Sänger sind dort so häufig (und für den Gärtner auch genau so lästig) wie bei uns die Spatzen. Die Balonda hatten folglich entschieden einen sehr ausgeprägten Sinn für

häusliche Gemütlichkeit. Wer zieht mit an den Dilolosee? Doch halt — seit Livingstones Tagen ist über ein halbes Jahrhundert verstrichen, und in der Zeit hat sich leider auch am schönen Dilolosee manches verändert. In welcher Richtung, das werden wir nun gleich erfahren, wenn wir mit Livingstone zu den Kiokwe weiterziehen.

Am 29. Februar überschritt Livingstone die Grenze von Katemas Land und mit ihr wieder eine Kulturgrenze, die sich diesmal weniger erfreulich bemerkbar machte, denn die Aufnahme der Reisenden wurde mit jedem Tage schlechter, ja, es kam sogar so weit, daß der ganze Weitermarsch in Frage gestellt war. Statt der Häuptlingsboten, die zur Audienz luden und Gastgeschenke brachten, erschienen Boten, die für das Betreten des Landes einen Zoll erhoben; statt der heiter und gastlich herbeieilenden Bauern, die allen Bedarf, ohne nach Bezahlung zu fragen, heranschafften, kamen verschüchterte und später mürrische Gestalten heran, die entweder überhaupt nichts hergaben oder sich jede Ware und Dienstleistung mit erpresserischen Preisen bezahlen ließen. Ergaben sich bei solchen Gelegenheiten Meinungsverschiedenheiten, so wurde gleich mit der Waffe gedroht.

Beim ersten Häuptling ging es noch an, er war mehr unfreundlich als widersetzlich. Auch waren die Bauern hier noch verhältnismäßig gutmütig. Man spürte aber deutlich eine Angst vor dem Herrscher, die sie vor allzu großer Freundlichkeit gegen den weißen Mann zurückhielt. Sie wagten nicht, einem Manne Gutes zu tun, der augenscheinlich vor ihrem Häuptling keine Gnade gefunden hatte. Ebenso war das Volk des zweiten Häuptlings an sich wohlgesinnt, aber verschüchtert durch einen despotischen Herrscher. Dieser selbst aber zeigte sich

schon bedeutend unangenehmer als sein Vorgänger. Er verlangte als Durchgangszoll einen Mann, einen Elefantenzahn, Perlen, kupferne Ringe und Muscheln. Livingstone suchte den unfreundlichen Mann gar nicht erst auf, sondern verhandelte mit seinem Boten. Nach langen Zänkereien begnügte sich dieser Raubritter des Urwalds mit einem von Livingstones Hemden, und zwar dem schlechtesten, mit dem er im übrigen nichts anfangen konnte, weil er an Leibesfülle den mageren Livingstone um ein mehrfaches übertraf.

Selbst für die Benutzung von Brücken wurde zuweilen Zoll verlangt. War keine Brücke vorhanden, so mußte der Fluß durchschwommen werden. Diese kalten Bäder verschlimmerten Livingstones Fieber sehr. Einmal wäre er sogar fast ertrunken. Er wollte eine vom Wasser tief überspülte Brücke vermeiden und den anscheinend sehr seichten Fluß auf dem Rücken seines Ochsen durchqueren. Plötzlich geriet das Tier in tiefes Wasser, wurde von der Strömung fortgerissen und versank. Livingstone, der ein guter Schwimmer war, kam noch rechtzeitig von ihm los und erreichte auch glücklich das Ufer. Als er zu der Unfallstelle zurückblickte, sah er mehr als zwanzig seiner treuen Makololo im Wasser; sie waren ihm, ohne sich lange zu besinnen, von der Brücke nachgesprungen, kämpften nun mit der Strömung, kamen aber auch alle ohne Schaden am Ufer an. Einige fielen Livingstone in der Freude über seine Rettung um den Hals, die übrigen sprangen fröhlich herum und konnten nicht aufhören mit Rufen der Bewunderung über Livingstones Geschicklichkeit. »Wir können alle schwimmen,« sagten sie, »doch schwimmt der weiße Mann wie ein Frosch, wir nur wie Hunde; und wer anders brachte ihn über den Fluß, als er selbst?«

Beim dritten Häuptling wurde es am schlimmsten, denn hier änderte sich auch das Volk. Der vorherige Gegensatz zwischen dem Benehmen der Häuptlinge und des Volkes verschwand. Volk, Vornehme und Häuptlinge dieses Gebietes waren auch in der Rasse eine Einheit, die sich deutlich von den Menschen des Südens abhob. Und zwar in höchst unangenehmer Weise.

Kiokwe hießen diese Menschen (auch Kioko, Kioque, Tschiboque, Kibokoe und ähnlich). Sie waren verschlagen und hinterlistig, habgierig und zur Gewalttat rasch bereit, vor allem aber beherrscht von einem stark ausgeprägten Händlergeist. Livingstone hatte dem Häuptling Nyambi als Durchgangsgeschenk Fleisch von einem geschlachteten Ochsen geschickt. Zuerst schien es, als wäre Nyambi damit zufrieden. Dann aber schickte er eine unverschämte Gesandtschaft, die sich über das Geschenk mit Entrüstung aussprach und einen ganzen Ochsen, dazu eine Flinte, ein Kleid, Pulver und anderes verlangte. Livingstone verweigerte dies, worauf die Boten abzogen. Er hörte aber noch die Worte: »Der weiße Mann hat nur fünf Flinten, wir werden leicht mit ihm fertig werden.« Die Kiokwe waren nämlich zum Teil im Besitz europäischer Gewehre.

Gegen Mittag umzingelte Nyambi mit einer großen und schwer bewaffneten Schar seiner Krieger Livingstones Lager. Die Makololo blieben vollkommen ruhig, obwohl sie nicht nur an Zahl, sondern auch in der Bewaffnung weit unterlegen waren. Sie hatten nicht einmal Schilde bei sich, denn Sekeletu hatte ihnen deren Mitnahme untersagt, um zu verhüten, daß sie im fremden Lande zu übermütig aufträten. Auch Livingstone blieb vollkommen gefaßt. Kaltblütig setzte er sich

den schreienden und mit ihren Waffen fuchtelnden Kiokwe gegenüber auf seinen Feldstuhl, die doppelläufige Flinte auf den Knien, und lud den Häuptling zur Verhandlung ein. Nyambi folgte der Aufforderung und setzte sich mit seinem engeren Gefolge Livingstone gegenüber.

Livingstone fragte nun, aus welchem Grunde die Kiokwe bewaffnet zu ihm kämen. Nyambi antwortete: um Sühne für eine Beleidigung zu fordern; ein Kiokwekrieger sei von einem Makololo ans Bein gespuckt worden. Dies war richtig, denn sofort meldete sich ein Makololo als Täter. Er konnte aber die Tat als ein Versehen aufklären, das auch zwischen ihm und dem Kiokwe sofort gütlich beigelegt worden war. Er hatte dem Kiokwe nicht nur das Bein abgewischt, sondern mit ihm sogar Kameradschaft geschlossen. Nyambis Behauptung entsprang also bösem Willen. Trotzdem er überführt war, blieb er bei seiner Forderung. Um Blutvergießen zu vermeiden, gab Livingstone zwar nicht die verlangte Flinte, sondern wieder ein Hemd und Perlen. Aber Nyambi wurde immer aufdringlicher und unverschämter in seinen Forderungen. Einer seiner Leute legte sogar von hinten auf Livingstones Kopf an, aber Livingstone merkte es an den Blicken der ihm Gegenübersitzenden, wandte sich rasch um und konnte die feige Tat noch rechtzeitig dadurch verhindern, daß er dem Mann sein Gewehr vor den Mund hielt.

Inzwischen hatten die klugen Makololo etwas unternommen, was die ungemütliche Sitzung rasch beendigte. Sie hatten während des Gesprächs zwischen Livingstone und Nyambi ganz unauffällig die am Boden hockenden Kiokwe-führer umringt. Livingstone, der das Manöver wohl bemerkt hatte, erklärte nun ganz ruhig, die Kiokwe sollten doch den

ersten Streich in dem scheinbar unvermeidlichen Kampf tun, sie, die Makololo, würden es nicht tun. Da merkte Nyambi, daß er in eine Falle gegangen war und lenkte mit großer Schlauheit ein. Er sagte: »Ihr kommt auf eine ganz neue Art unter uns und behauptet, Freunde zu sein. Wie können wir das wissen, wenn ihr uns nicht von eurer Speise gebt und von der unseren nehmt. Gebt uns einen Ochsen, dann sollt ihr alles haben!« Livingstone ging darauf ein und gab einen Ochsen hin. Darauf entfernte sich Nyambi mit dem Versprechen, sofort Lebensmittel für Livingstones Leute zu schicken. Er schickte aber nur einen ganz kleinen Korb mit Eßwaren und einige Stückchen Fleisch von Livingstones eigenem Ochsen.

Livingstone brach nun sofort auf, um möglichst rasch aus dem Kiokwegebiet wieder herauszukommen. Aber da ergaben sich neue Schwierigkeiten. Ohne einheimische Führer war der Durchmarsch nach Westen in diesen Wäldern unmöglich. Sebituane hatte in solchen Lagen ein sehr radikales Mittel befolgt; er überfiel ein Dorf, ließ den größten Teil der männlichen Einwohner töten und sich von dem Rest den Weg zeigen. Davon wollte Livingstone natürlich nichts wissen. Dies verdroß die Makololo, die der Meinung waren, in Feindesland solle es keine Rücksicht geben. Immerhin gehorchten sie. Anders aber benahm sich eine Schar Batoka und Ambonda, die sich als Träger in Livingstones Kolonne befand. Diese begannen zu murren, als sie sahen, daß Livingstone einheimische Führer mit größeren Geschenken zu werben versuchte, als sie selbst von ihm zum Einkauf von Lebensmitteln und als Belohnungen erhielten. Als dann gar nach mehreren Tagen Livingstones Perlenvorrat zur Neige ging und die Rationen infolgedessen gekürzt werden mußten, kam es zu offener Meu-

terei. Livingstone, der gerade fieberkrank in seinem Zelt lag, erkannte sofort, daß mit seiner Autorität auch der ganze Erfolg der Reise auf dem Spiele stand. Er raffte sich auf, griff nach seiner doppelläufigen Pistole und trat mitten unter die Meuterer. Livingstone war schon der Mann, solcher Vorfälle Herr zu werden. Er hob die Waffe und rief mit schneidender Stimme: »Wenn ihr nicht sofort zum Gehorsam zurückkehrt, schieße ich euch alle nieder!« Diese Worte und Livingstones finstere Miene wirkten sofort. Beschämt und eingeschüchtert liefen die Meuterer auseinander und gingen wieder an ihre Arbeit.

Dies war auch sehr nötig. Denn als Livingstone spät in der Nacht aus schwerem Fieberschlaf erwachte, hörte er, daß sein ganzes Lager auf den Beinen war. Er trat vor sein Zelt und sah zu seiner Überraschung, daß die Makololo den Lagerplatz mit Palisaden verschanzt hatten und mit ihren Speeren Wache standen. Sie berichteten, daß sie wieder von einer Abteilung Kiokwe eingeschlossen seien. Livingstone wartete nun ruhig den Morgen ab und ging dann furchtlos zu den Kiokwe hinaus. Da ergab sich denn, daß auch diese Abteilung, genau wie die erste, weit weniger kriegerisch war, als sie sich gebärdete, sondern es nur auf Erpressung abgesehen hatte. Mit einem abgetriebenen Reitochsen kaufte sich Livingstone nach langem Feilschen auch diesmal los.

Wieder einige Tage später wurde die Kolonne auf dem Marsch, als sie gerade eine Furt durchwatete, zum dritten Male von diesen räuberischen Schwarzen umringt. Auch diesmal gelang es Livingstone, durch Kaltblütigkeit und Abgaben Blutvergießen zu vermeiden. Aber nun wurde auch seine treue Makolologarde irre. Die wiederholten frechen Erpres-

sungen der Kiokwe, denen immer wieder nachgegeben werden mußte, hatten schon lange den Stolz dieser alten Krieger schwer verletzt, die zum größten Teil noch unter Sebituane gefochten hatten. Am liebsten hätten sie immer gleich dreingeschlagen, wie sie es von ihrem großen Führer her gewohnt waren. Aber dies verbot nicht nur Livingstone, sondern ihre eigene bessere Einsicht. So fügten sie sich. Aber aus diesem wochenlangen Nachgeben quoll allmählich Unlust an dieser ganzen in Demütigungen auslaufenden Unternehmung empor. Als nun die Schwierigkeiten des Weitermarsches immer größer wurden, der Wald und die Kiokwe kein Ende nahmen, die Lebensmittel und das Vieh und gar noch Livingstones Tauschwaren zu Ende gingen, da glaubten sie, alle Selbstüberwindung sei umsonst gewesen und die Erreichung des Meeres unmöglich. Und so erklärten sie eines Tages, nach der Heimat zurückkehren zu wollen. Nicht frech und laut wie die Batoka, sondern durchaus mit dem alten Respekt, den sie ihrem Führer immer erwiesen hatten. An dem Ernst ihres Wunsches aber ließen sie ebensowenig zweifeln. Livingstone, der überzeugt war, bereits dicht an die portugiesische Kolonialgrenze herangekommen zu sein, und unter keinen Umständen die Durchführung der Expedition aufgeben wollte, erklärte ihnen in seiner ruhigen und festen Art, daß er sie nicht an der Heimkehr hindern wolle und sie ihrer Pflichten gegen ihn ledig erkläre; ebensowenig aber denke er daran, seinen Plan kurz vor dem Ziel aufzugeben, er werde daher am nächsten Morgen allein weiterziehen. Dann ging er in sein Zelt. Kurz darauf trat Mahorisi, einer der Führer, zu ihm herein und erklärte: »Wir werden dich nicht verlassen. Verliere den Mut nicht, wir werden dir folgen, wohin du uns

auch führst. Nur die Ungerechtigkeit dieser Leute ist an unseren Worten schuld.« Andere Makololo folgten und baten ihn mit treuherzigen und einfachen Worten, er möge ihnen doch wieder vertrauen, sie wären doch alle seine Kinder, sie kennten nur Sekeletu und ihn und wären bereit, für ihn in den Tod zu gehen; sie hätten nicht gekämpft, weil er es nicht wünschte; in der Bitterkeit ihres Herzens und aus dem Gefühl ihrer Ohnmacht hätten sie törichte Worte gesprochen; wenn aber die Feinde anfingen, dann werde der Vater schon sehen, was seine Kinder für ihn zu tun imstande wären. Gerührt von so viel echter und einfacher Gutherzigkeit, reichte Livingstone seinen treuen Gefährten die Hand, und der alte Geist zog wieder in die Kolonne ein.

Hart sticht dieses Verhalten der Makololo von dem der Kiokwe ab. Waren die Kiokwe nun nur entartete Neger, oder waren sie ein anderer Menschenschlag?

Seit der Expedition von Leo Frobenius in das Kiokwegebiet (1904) ist es endgültig geklärt, daß das letztere der Fall ist. Mitten unter den Negern des Lundagebietes sitzen die Kiokwe als fremdes, weit aus dem Nordosten Afrikas, der Gegend des Somalilandes, hierhin verschlagenes Volk. In vielem haben sie sich kulturell, sprachlich und sogar körperlich den Menschen ihrer neuen Heimat angepaßt. Ein reines, das heißt kulturell hochwertiges Ergebnis hat diese Mischung aber nicht erbracht. Die natürliche Begabung der hamitischen Völker für den Handel hat hier im Urwald keine gesunden Anknüpfungspunkte finden können und ist daher in Wegelagerei und Erpressertum ausgeartet. Dies wurde den Kiokwe, die wie alle Hamiten bewegliche, intelligente Menschen sind, anfangs sicher nicht schwer, da sie in der eingeborenen Bevölke-

rung auf das naive, gutmütige, vertrauensselige Negerbauerntum trafen, das wir bei den Balonda kennengelernt haben, und das so leicht zu übertölpeln ist. So gelang es ihnen, viele Hunderte von Meilen abseits ihrer einstigen Heimat sich festzusetzen — allerdings nur unter Preisgabe des guten Teiles ihrer früheren Eigenschaften und unter starker, unaufhaltsamer Umbildung innerer und äußerer Art. Der fremde Pflanzboden war für ihre hamitische Kultur schlecht gewählt. Sie gedieh nicht recht in diesen Wäldern und Einöden, denn ihr eigentlicher Nährboden war die freie Steppe mit Städten und Handelsplätzen oder die von Karawanenstraßen durchzogene Wüste. So kam nur ein Zerrbild gewaltsamer Existenzerhaltung zustande, nicht aber eine Steigerung der Kulturfähigkeit durch Befruchtung, wie es bei anderen Völkerverschiebungen so oft zu beobachten ist.

Wohl läßt sich die Kultur verpflanzen. Gedeihen aber kann sie hierbei nur dann, wenn der neue Boden diejenigen Nährstoffe enthält, die sie zu freiem Wachstum braucht. Enthält er sie nicht, so stirbt sie ab, enthält er sie in ungenügender Menge, so krankt oder entartet sie.

Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit: die künstliche Zufuhr von Lebenskräften von außen. Etwas derartiges war bei den Kiokwe der Fall. Sie kamen von Osten, aller Wahrscheinlichkeit nach den Sambesi hinauf, wurden aber durch unbekannte Völkerverschiebungen im Sambesi- und Lundagebiet immer tiefer in die Wälder des Westens abgedrängt. Hier hätten sie im Laufe der Zeit unfehlbar das Schicksal des ersten Falles gehabt, das allmähliche, völlige Hinsterben ihrer Kultur und wohl auch ihrer Rasse durch das Fehlen aller ihrer Eigenart entsprechenden Wachstumsmöglichkeiten. Da

aber kam ihnen von Westen her eine Hilfe. Von einem der Rasse nach zwar gar nicht verwandten, der Kultur nach aber doch in einigen Beziehungen nahestehenden Volk — von Portugiesen und deren Mischlingen.

Als die Portugiesen in Westafrika eine Kolonie errichteten (Portugiesisch-Westafrika), taten sie das nicht, um Land und Menschen zu kultivieren, sondern um sie auszubeuten. Rohstoffe und Sklaven waren die tieferen Anlässe dieser Gründung. So sammelte sich in dieser Kolonie auch eine bestimmte Art von Händlertum an, dem es nur um Gewinn zu tun war. Immer tiefer schoben sich die Einkaufskolonnen dieses neuen Handelszentrums in das Innere vor. So trafen sie eines Tages auch auf die Kiokwe. Da fühlten diese versprengten Hamiten sich plötzlich nicht mehr einsam. Ihr alter, im Urwald gehemmter Handelsgeist fand neue Betätigungsmöglichkeiten und damit auch ihr Kulturbewußtsein neue Stützen. Sie konnten durch Aufnahme von Handelsbeziehungen zur Küste wenigstens wieder ein Teil dessen sein, was sie ihrer Bestimmung nach waren — Händler. Diese unerwartete Kulturlebensrettung hat dann so stark gewirkt, daß später der Gerettete sogar zum Undank gegen den Retter fähig wurde, das heißt seine eigenen Wege ging und gewalttätig auch gegen seine Berufsgenossen auftrat. Immerhin, ein richtiges, gesundes Handelsvolk sind die Kiokwe trotzdem auch in der Gegenwart nicht geworden. Es hat sich vor allem eines bei ihnen nicht mehr eingestellt: die Handelsehrlichkeit. Sie sind mehr Räuber geblieben als wirkliche Händler geworden. Auch im Urwald behauptet der Geist der Landschaft sein Recht. So gleicht das Dasein der Kiokwe mitten im Urwald mehr einem künstlich, wie durch eine Art Kulturtreib-

haus am Leben erhaltenen, in der unnatürlichen Luft aber entarteten, seltsamen Gebilde unbodenständiger Art.

Dieser Einbruch europäischen Handels- und Ausbeutungsgeistes in altes Negerland hat sich aber nicht nur bei den Kiokwe bemerkbar gemacht. Wir fanden seine Spuren auch schon weiter südlich, bei den biederen Balonda. Allerdings nicht beim Volk, sondern bei den Häuptlingen und den Vornehmen, zu denen die Bastardhändler der Küste den Weg gefunden hatten. Wir sahen die traurigen Bilder gefesselter Sklaven, über die unsere Makololo sich entsetzten, wir hörten von Häuptlingen und Großen des Landes, die nachts ihre eigenen Untertanen rauben, um sie dann an die Händler zu verschachern, und wir erlebten die ganze Weite moralischer Verwilderung, die dieser Schacher zur Folge haben mußte, an den Schwierigkeiten, die Livingstone auch vor dem Betreten des Kiokwegebietes schon zu bestehen hatte.

Eine Frage muß sich hier aufdrängen: sind jene Häuptlinge, die ihre Landeskinder verkauften, wirklich Menschen vom gleichen Schlage wie ihre Untertanen gewesen, wie jene gutmütigen, fröhlichen, zutraulichen Bauern, die den Reisenden, ohne Bezahlung zu fordern, beherbergten und speisten, die fleißig ihre Äcker bestellten und Kanarienvögel hielten? Es könnte wohl der Fall sein, denn die Geschichte weist genug Fälle moralischer Entartung eines bodenständigen Adels auf, ja, wir brauchen gar nicht weit zu suchen. Gesinnungsgenossen jener afrikanischen Häuptlinge, die ihre Landeskinder gegen Geld hergaben, hat es auch auf deutschen Thronen gegeben. Und doch regt sich in bezug auf unsere Balonda ein leiser Zweifel.

Dieser Zweifel hat recht. Quer durch dieses Volk geht ein

Schnitt, der die untere, beherrschte, von einer oberen Herrenschicht trennt, in der fremdes Blut fließt.

Damit wird uns wieder jener große Fragenkomplex bewußt, den wir an Schintes Hof zunächst unbeantwortet zurückgelassen haben, und der sich aus der wunderlichen Verwirrung von bald männlichem, bald weiblichem Häuptlingstum ergab. Aus dem Geist des patriarchalischen Negerbauerngehöfts, in dem allein der Mann etwas zu sagen hat, kann unmöglich jene fremdartige Sitte weiblichen Fürstentums und weiblicher Häuptlingsberater stammen. Folglich muß sie mit dem fremden Bestandteil im Blut des herrschenden Adels ins Land gekommen sein. Wir stehen also vor einer historischen Erscheinung von großer Bedeutung und hohem Reiz. Woher stammt diese fremde Sitte, und was bedeutet ihr Vorhandensein inmitten eines gänzlich entgegengesetzt veranlagten Volkes?

Dies ist eine Frage, die wir unbedingt klären müssen. Denn nur dann werden wir die Kulturverhältnisse des Sambesi- und Lundagebietes verstehen und zugleich diejenigen Aufschlüsse erlangen, die wir zur Abrundung unseres Einblicks in die Kultur Südafrikas brauchen, und die zu finden wir den Sambesi hinaufzogen.

Allerdings — Livingstone vermag uns hierzu nichts Entscheidendes mehr mitzuteilen. Er ist mit seinen Makololo nach jener rührenden Versöhnungsszene noch wochenlang im Walde weiter nach Westen gezogen, hat noch manche Unbill bei anderen verdorbenen Grenzvölkern der portugiesischen Kolonie erfahren, aber dann sein Ziel, die Küste, bei San Paolo de Loanda doch erreicht und sich samt seinen Leuten von aller Mühsal erholt. Eine portugiesische Kolonie kennenzulernen, ist aber nicht das Ziel unseres Buches. Also lassen

wir unseren Livingstone ruhig seine Erholungszeit am Meeresstrand verbringen, die ohnehin wenig Interessantes enthält, und sehen wir zu, wo Näheres über die Kulturverhältnisse des Landinnern zu erfahren ist.

Das ist nicht schwer zu raten. Wenn Manenko, Schinte und Katema nicht souveräne Herrscher im Lundagebiet waren, sondern, wie wir erfuhren, einem obersten Lundahäuptling gehorchten, der, einem Kaiser gleich, das ganze Lundaland beherrschte, wenn ferner, wie wir gleichfalls bereits wissen, die Hofhaltung jenes Kaisers mit derjenigen seiner Könige und Herzoge Ähnlichkeit hatte, so ist damit zu rechnen, daß wir am Kaiserhofe das in Reinkultur antreffen werden, was an den kleinen Höfen der Grenzfürsten nur in abgeschwächter und daher rätselhafter Form uns entgegengetreten war.

Jener große Kaiser aller Lundavölker aber war kein anderer als der berüchtigte und tolle Muata Jamvo, dessen kaiserliche Laune sich von Zeit zu Zeit darin äußerte, daß er seinen Untertanen höchstderoeigenhändig die Köpfe abschlug. Allerdings war dieser Muata Jamvo, wie wir in Schintes Land vernahmen, kürzlich gestorben. Aber wer konnte wissen, ob nicht sein Nachfolger ähnlichen Passionen huldigte. Diese gefährliche Residenz also müssen wir jetzt noch schnell aufsuchen, bevor wir Livingstone zum Rückmarsch und Zug nach Osten wieder abholen.

Wir haben die Wahl unter mehreren englischen, belgischen und deutschen Forschern, die uns zu diesem interessanten Ort führen können. Wir wollen uns an die Deutschen halten und unter ihnen den jungen Pogge aussuchen, der im Jahre 1875 dem damals regierenden Muata und noch jemand anderem seine Aufwartung machen konnte.

Tipoya.

Der kaiserliche Hof

Paul Pogge, ein Landwirt aus Mecklenburg, hatte sich im Jahre 1874 einer von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrika in das Kongogebiet ausgesandten Expedition auf eigene Kosten als Jäger angeschlossen. Die Expedition bestand aus dem preußischen Major v. Homeyer als Führer, dem österreichischen Oberleutnant Lux als Begleiter und dem Botaniker Soyaux. Sie sollte von San Paolo de Loanda in das Innere vordringen, um alte Handelsstraßen wieder aufzufinden, den Mittel- und Oberlauf des Kongo zu erforschen und das sagenhafte Riesenreich des Muata Jamvo im Lundagebiet aufzusuchen. Die Aufgabe war groß und mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. In Punto Andongo, etwa dreihundert Kilometer von der Küste, erkrankten bereits der Expeditionsführer und der Botaniker derart, daß sie umkehren mußten; in Kimbundo hatte der Oberleutnant Lux das gleiche Schicksal, so daß von der ganzen Expedition jetzt nur noch der Gast übrig-

blieb. Der stämmige und energische Mecklenburger besann sich keinen Augenblick; er zog allein weiter und führte die Expedition, soweit dies unter den damaligen Verhältnissen nur möglich war, ebenso kühn wie erfolgreich durch.

Groß waren die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte. Da die Verpflegung der Expedition im Landinnern, wo man gemünztes Geld nicht kannte, auf Tauschware angewiesen war, außerdem zur Gewinnung der Häuptlinge, und besonders des gefürchteten Muata, viele Geschenke mitgeführt werden mußten, war die Kolonne sehr zahlreich; sie bestand aus vierundsiebzig Lastträgern, Dolmetschern, Dienern und acht Reitochsen. Diesen Troß ständig unter Disziplin zu erhalten, war gerade auf portugiesischem Gebiet keine leichte Aufgabe. Hier wie im Verkehr mit den einheimischen kleinen Häuptlingen machte sich der alte portugiesische Raubhandel höchst übel bemerkbar. Pogge hatte dauernd Schwierigkeiten mit Lohnforderungen seiner Träger, die zuweilen sogar in offene Meuterei umschlugen und nur durch sein rücksichtsloses ostelbisches Draufgängertum unterdrückt werden konnten. Ebenso stark hatte er mit den erpresserischen Zollforderungen der Häuptlinge zu kämpfen, die deswegen noch besonders unangenehm waren, weil das ganze Gebiet in viele kleine Häuptlingsschaften, die sogenannten Lundastaaten, zerfiel. Die mehrhundertjährige Wühl- und Bestechungsarbeit der Küstenhändler hatte auf der Poggeschen Reiseroute genau wie auf der Livingstones die Gemüter der eingeborenen Machthaber unheilbar verdorben.

Bis tief in das Lundareich hinein hat Pogge den Küstenhandel angetroffen, im Innern freilich nur von Mischlingen ausgeführt, in seiner korrumpierenden Wirkung dadurch aber

um nichts geschmälert. Den Import bildeten vor allem Stoffe und Waffen, den Export Gummi, Elfenbein, Honig und Sklaven. Das gleiche Bild wie überall. Mochte man Afrika im Norden, Süden, Osten oder Westen betreten, man traf auf den ausbeutenden Händler und die Züge gruppenweise mit Ketten gefesselter Sklaven, die im Innern geraubt und verkauft und an den Küsten verladen wurden. Diesen Teil seiner Aufgabe, die Auffindung alter, in das Innere führender Handelsstraßen zu lösen, ist Pogge damit nicht schwer gefallen.

Ebenso ergab sich der geographische Teil seiner Aufgabe von selbst. Das Land war im allgemeinen eben und stark bewässert. Unzählige Flüsse wurden überschritten, deren Ränder oft in Sümpfe oder Hochmoore ausliefen. Fette Wiesen, üppiger Wald mit ungeheuren Baumriesen, gutes Ackerland und stellenweise Sandebenen wechselten ab, im ganzen ein reicher, fruchtbarer, allerdings für den Europäer durch mancherlei Krankheiten auch gefährlicher Boden. Dysenterie, Skorbut und die üblichen Fieber zehrten schwer an der Marschkraft der Kolonne und auch an Pogges Gesundheit. Umso höher ist seine Leistung zu werten.

Zehn Monate ist Pogge unter solchen gewiß schweren Umständen westwärts gezogen. Am 15. Februar 1875 war die Expedition von Loanda aufgebrochen, am 9. Dezember hat Pogge sein Ziel, Mussumba, die Hauptstadt des großen Muata Jamvo, erreicht.

Der Weg führte zuerst durch die von den Portugiesen unterworfenen und stark europäisierten Stämme der Küstenzone in das Gebiet der Songo, von da in das der Kiokwe und endlich zu den Kalunda.

Die Songo waren ein patriarchalisches, in Dorfgemeinschaften unter einem Dorfhäuptling, dem Soba, zusammenlebendes Volk. Ihre Dörfer lagen mit ganz geringen Ausnahmen außerhalb des Waldes, dort, wo Ackerland zu haben war. Darin und in vielen anderen Merkmalen erwiesen die Songo sich als ursprünglich echtes Negervolk. Allerdings war die alte, patriarchalische Negerkultur nicht mehr rein erhalten; sie war nicht nur durch Einflüsse der Küste, sondern stärker noch durch fremde Kultureinwirkungen aus dem Innern selbst verwässert. Wir wissen nun schon, wo einer der Herde solcher Einwirkungen liegt, bei den Nachbarn der Songo, den Kiokwe.

Pogge berichtet vor allem drei auffallende Erscheinungen aus dem Kulturleben der Kiokwe, die unsere früheren Beobachtungen in wichtiger Weise ergänzen. Die Kiokwedörfer lagen mit ganz geringen Ausnahmen in den Wäldern, das Ackerland, und damit die ganze Ackerkultur, war also nicht die Hauptsache, sondern trat gegen den Handel und die Jagd zurück. Die zweite Beobachtung ergab sich aus dem Familienrecht. Während bei den Songo hier die üblichen patriarchalischen Verhältnisse herrschten, hatten die Kiokwe die Bestimmung, daß die Kinder einer Familie beileibe nicht etwa dem Vater, auch nicht der Mutter, sondern dem ältesten Bruder der Mutter gehörten. Infolgedessen wirbt der Mann auch nicht bei dem Vater der Braut um sie, sondern bei dem ältesten Bruder der Mutter. Der dritte Punkt endlich ist ein ästhetischer. Bei der Brautwahl geben für den Kiokwe nicht die Schönheit des Antlitzes, nicht weibliche Tugenden oder Talente den Ausschlag, sondern allein die Korpulenz seiner Dame. Je fetter, umso schöner und teurer. Eine stattlich gerundete

Dame im besten Alter wird mit hundert Pfund Gummi oder einem starken Elefantenzahn bezahlt. Schon mit diesen drei Merkmalen erweist die Kiokwekultur sich als eine der echten, alten patriarchalischen Bantunegerkultur vollständig entgegengesetzte.

Kaum aber hatte Pogge das Kiokwegebiet verlassen und das der Balonda betreten, so verflüchtigten sich diese fremdartigen Kulturerscheinungen im Leben des niederen Volkes wieder unter patriarchalischen Sitten und Anschauungen. Wir haben diesen Wechsel der bestimmenden Kultur damit für das Kiokwegebiet an drei Seiten, im Süden durch Livingstone, im Westen und Osten durch Pogge festgestellt, so daß es jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß die Kiokwe als fremder Volksstamm mit fremder Kultur mitten unter alten Bantunegern sitzen.

Ich sagte »im Leben des niederen Volkes«. Ein höchst eigenartiges Ergebnis des Weitermarsches durch das Kalundagebiet war nämlich, daß diese fremden Kulturerscheinungen sich zwar in den Sitten und Bräuchen des dörflich lebenden Volkes verflüchtigten, dafür aber in denen der Häuptlinge und der herrschenden Adelsschicht nicht nur fortsetzten, sondern noch ganz außerordentlich steigerten. Damit werden die politischen Verhältnisse des großen Lundareiches bereits klar. Dieses Riesenreich zerfiel in eine Unzahl kleiner Häuptlingschaften, die von einem der Masse des bäuerlichen Negervolkes als besondere Schicht schroff gegenüberstehenden Adel beherrscht wurden, der als solcher wieder von dem großen Kaiser in Mussumba abhing und ihm tributpflichtig war. Das Ganze war folglich eine Art Lehensstaat von großen Ausmaßen. Als äußerste Vasallen des Südens haben wir die

Häuptlinge Manenko, Schinte und Katema kennengelernt; Pfalzgrafen des Westens waren die Kiokwehäuptlinge, die auch rassemäßig und kulturell eine Einheit mit ihrem Volke bildeten. Alle diese örtlichen Vasallen führten den Titel Mona oder Moene und in ihrer Gesamtheit als Adel den Namen Kilolo; sie unterschieden sich vom gemeinen Volk auch durch ihre Tracht, deren auffallendste Bestandteile die Perücke und der Sonnenschirm waren, und dadurch, daß sie selbst kurze Strecken nie zu Fuß zurücklegten. Entweder ließen sie sich von einem Sklaven auf den Schultern tragen, oder sie bestiegen die Tipoya, eine Art Sänfte, die aus zwei Tragstangen mit einem flachen, waschkorbähnlichen Sitzkasten bestand und von vier Sklaven auf den Schultern getragen wurde.

Je weiter Pogge nun in dieses Reich eindrang, umso auffallender wurde der Gegensatz zwischen Adel und Volk. Da Pogge nicht den nordöstlichen und nächsten Weg zur Hauptstadt einschlug, sondern in vielfachen Windungen östlich marschierte und erst zuletzt nordnordöstlich abbog, kam er streckenweise auch aus dem Verkehrsgebiet der Händler heraus. Jedesmal, wenn dies der Fall war, stieß er wieder auf die guten Eigenschaften des alten Negers, die wir aus dem südlichen Kalundagebiet der Livingstoneroute schon kennen. Pogge neigt im allgemeinen zu einer recht wenig günstigen Beurteilung des Negers. Er stellt aber ausdrücklich fest, daß er dort, wo keine Händler hinkamen, stets bescheidene und freundliche Menschen getroffen habe, die weder stahlen noch bettelten. Was sich aber auf der Poggeschen Route auch in jenen entlegenen Bezirken nicht änderte, war das erpresserische Verhalten der Häuptlinge. Dies stimmt nun mit den Erscheinungen auf der Livingstoneroute nicht ganz überein, denn

unter den dortigen Häuptlingen waren drei, die sich genau wie ihr Volk sehr höflich und freundlich benahmen, Manenko, Schinte und Katema. Aber dies waren auch die südlichsten, Jamvos Machtbereich am weitesten entrückten Vasallen, eine Erscheinung, auf die wir noch zurückkommen werden.

Ende Oktober traf Pogge einen schwarzen Baptisten von der Küste, der von Mussumba kam und bedenkliche Dinge über den Herrscher erzählte. Er sei habgierig, mißtrauisch und grausam und führe ein Regiment des Schreckens. Sein Staat sei groß und voller Häuptlinge und Krieger, seine Macht unbegrenzt und selbst über die wilden Menschenfresser des Ostens reichend; der Weiße möge sich vorsehen. Ähnliche Gerüchte wurden verstohlen von den Eingeborenen erzählt. Oft sende der große Muata seine Kaquatas (Exekutivbeamte) und lasse Sklaven fangen. In den Vorstellungen dieser naiven und verschüchterten Menschen lebte der Muata als eine fast mythische Persönlichkeit, gegen deren Willen es keine menschliche Auflehnung gab. Auch der Häuptling des Dorfes war dem Herrscher völlig unterworfen. Wenn ein Häuptling in Ungnade fiel, dann schickte der Muata einen Kaquata, um ihn hinzurichten. Pogge stellte fest, daß diese Kaquata immer nur mit geringem Gefolge erschienen, in diesen Teilen des Landes aber nie irgendwelchem Widerstand gegen ihre richterliche Funktion begegneten. Die Gottähnlichkeit des Kaisers hielt die Gemüter in einem starren Bann.

Aber noch eine andere seltsame Kunde erhielt Pogge auf seinem Marsch. Neben dem Muata gebe es noch einen zweiten Herrscher, der gleichzeitig regiere und immer eine Frau sei. Diese Frau, die man die Lukokescha nannte, sei nicht etwa Muatas Gemahlin, sondern ein besonderer Herrscher, dem

in vielen Dingen sogar der Muata gehorchen müsse. Neben der Lukokescha gebe es dann noch zwei weitere mächtige Frauen in Mussumba, die Temena und die Amari, des Königs Hauptweiber, die auch große Macht besäßen. Genaueres wußten die in ihrer Waldeinsamkeit lebenden Neger über die regierenden Frauen von Mussumba aber nicht zu sagen. Das Bild des männlichen Muata war ihnen geläufiger.

Je näher Pogge nun an die sagenhafte Reichshauptstadt kam, umso deutlicher wurden die Schilderungen von Muatas und Lukokeschas Macht und Herrlichkeit, umso reger der Handels- und Botenverkehr. Große des Hofes überholten den Reisenden in ihren Tipoyas oder begegneten ihm auf einer Reise in das Innere, kleine Gruppen einheimischer Neger brachten Lasten, Abgesandte entlegener Häuptlingschaften und auch große Gesandtschaften mächtiger Nachbarstaaten erschienen mit den jährlichen Tributen, verlassene und verwüstete Dörfer redeten eine stumme Sprache von harter Gerichtsbarkeit. Am 9. Dezember wurde Mussumba erreicht.

Aber der Einzug in die Stadt wurde Pogge verwehrt. Sein Dolmetscher Germano, der vorausgeschickt worden war, erwartete ihn außerhalb des Ortes und führte ihn abseits der großen Zugangsstraße zu einem Feld, auf dem ein Fundo (Hütte) für den weißen Gast errichtet war und das Lager aufgeschlagen werden sollte. So hatte es der Muata befohlen.

Große Haufen neugieriger Mussumbaner waren der Kolonne entgegengelaufen und geleiteten sie jetzt mit Händeklatschen, Schreien und Pfeifen als Willkommgrüßen zu der Lagerstelle. Dort warteten bereits Boten des Muata mit wahrhaft königlichen Mengen von Lebensmitteln zur Ver-

pflegung der Reisenden. Kaum hatte Pogge es sich in seinem Fundo einigermaßen bequem gemacht, als Germano eintrat und den Besuch eines Prinzen und einer Prinzessin meldete. Der Prinz trug die übliche Perücke, die kunstvoll von besonderen Hoffriseuren hergestellt wurde, einen Schurz aus portugiesischem Tuch um Hüften und Schenkel, dazu Perlenschnüre und kleine Antilopenhörner um den Hals, ferner Kupfer- und Eisenspangen um Hand- und Fußgelenke. Die Prinzessin war nackt bis auf einen schmalen tuchenen Lendenschurz, ihr Haar war kurz geschoren und an der Stirn zu einem Dreieck ausrasiert, ihre unteren Schneidezähne waren ausgeschlagen. Beide ließen sich auf Kissen nieder und begannen die Unterhaltung damit, daß der Prinz in ein großes Gelächter über den weißhäutigen Fremdling ausbrach, während die Prinzessin ihn wie versteinert anstarrte. Da eine andere Art der Unterhaltung nicht in Gang kommen wollte, beschränkte sich Pogge darauf, bei jedem Heiterkeitsausbruch seines hohen Gastes herzhaft mitzulachen. Dieser anregende Besuch dauerte gleichwohl ziemlich lange. Und als er endlich beendet wurde, standen schon andere neugierige Fürstlichkeiten draußen, denen wieder Kilolo und Höflinge folgten. Bald war der Fundo gedrängt voll und wurde zu einer Art Jahrmarktsbude, in der man sich ein Wundertier betrachtet. Alle diese prinzlichen und adeligen Herrschaften erschienen mit Gefolge und entweder in der Tipoya oder auf Reitsklaven. Viele von ihnen brachten Geschenke mit, Ziegen, Bananen, Maniokmehl, Ananas, Palmwein und anderes und wurden daraufhin auch von Pogge beschenkt. Dies währte bis zum Abend, so daß Pogge schließlich todmüde, aber doch in freudig gehobener Stimmung über seinen Erfolg, Mussumba erreicht

zu haben, und über den großartigen Empfang auf sein Lager sank.

Am nächsten Morgen unternahm er mit einem Träger und seinen Negerdienern einen Gang in die Stadt, die sich hinter einer Bodenwelle von mäßiger Höhe ausbreitete. Von einer Stadt konnte freilich hier nicht recht gesprochen werden. Mussumba war vielmehr ein großes Feld mit unregelmäßig verteilten, bienenkorbartigen Hütten, die bald in losen Haufen beieinander lagen, bald zu Gehöften vereinigt und dann größer, besser gebaut und sauber eingezäunt waren. Ein solches Gehöft hieß Kipanga und war immer die Wohnung eines Adeligen. Die Zäune waren immer genau rechteckig, was sowohl zu der gänzlich ungeometrischen Hüttenarchitektur des Volkes wie auch zu den in ihrem Innern vorhandenen Rundhütten einen auffallenden Gegensatz bildete.

Besondere Sehenswürdigkeiten gab es in dieser Residenzstadt also nicht. Daher beschloß Pogge, den Palast des Muata zu besichtigen. Aber dies war nicht so einfach, denn schon nach kurzer Zeit war Pogge mit seinen Begleitern in einen wimmelnden Haufen neugierig gaffender Neger eingekeilt, aus dem nicht mehr herauszukommen war. Da erschien Hilfe. Eine gewaltig gestikulierende und schreiende Dame tauchte auf, vor der alles zur Seite wich. Es war wiederum eine Prinzessin, mit deren Hilfe Pogge seinen Weg nun fortsetzen konnte und Muatas Schloß erreichte. Aber auch hier gab es von außen nicht viel zu sehen. Das Königsschloß war auch nur eine Kipanga, allerdings mit großen Ausmaßen, von der man nur den hohen Zaun und dahinter einige Strohtürme aufragen sah. Diese Königskipanga lag an einem

großen, genau quadratischen Platz, zu dem genau von Süden nach Norden die Hauptstraße führte.

Während Pogge noch davorstand, kam ein Adjutant des Königs heraus mit der Mitteilung, daß Muata Jamvo sogleich sein Hoflager verlassen werde und Pogge zu sehen wünsche. Im gleichen Augenblick wurde auch schon das Tor geöffnet. Die Menge stob sofort auseinander. Ein Neger schritt heraus, dem eine große Menge von Weibern lärmend auf den freien Platz folgte. Dann erschien, von acht Sklaven in einer Tipoya getragen, rechts und links von zwei Reihen seiner Hofbeamten begleitet, Muata Jamvo selbst. Hinter ihm marschierte die Hofkapelle, genau wie bei Schinte aus Trommlern und Marimbaspielern bestehend. Auf der Mitte des großen Platzes hielt der Zug an. Ein Adjutant trat zu Pogge und führte ihn an die Sänfte.

Der Herrscher mochte vierzig bis fünfundvierzig Jahre zählen. Da er wie alle übrigen Männer des Landes nur das Hüfttuch trug, war sein Körperbau gut erkennbar. Er war stämmig, gedrungen, frei von Korpulenz und von hellbrauner Farbe, weit heller als die fast schwarzen Leiber seiner Untertanen. Geschmückt war er mit den üblichen Ketten und Spangen und der Perücke, die einem von hinten an den Kopf gestülpten Trichter glich und reich verziert war. Bis auf einen kurzen, seltsamerweise nicht gepflegten, wirren Kinnbart war das Gesicht glattrasiert; es drückte Entschlossenheit, Schlauheit und Sinnlichkeit aus und konnte in seinem Mienenspiel zwischen gutmütiger Heiterkeit und finsterer Grausamkeit jäh wechseln.

Dem weißen Gast begegnete der Herrscher mit gespannter Neugier, aber freundlich. Er reichte ihm die Hand und ließ ihn durch seinen Dolmetscher willkommen heißen. Dann for-

derte er ihn auf, seinen Hut abzunehmen. Als das geschehen war, lachte er und machte einige Witze über Pogges Haar, worauf sofort die ganze Versammlung in lauten Jubel ausbrach und dazu auf den Fingern pfiff. Nachdem der König dann noch veranlaßt hatte, daß Pogge seinen Regenschirm aufspannte, verabschiedete er sich kurz und ließ sich weitertragen. Der größte Teil der Volksmenge zog hinter ihm her, so daß Pogge jetzt auch ohne weibliche Hilfe sein Lager wieder erreichen konnte.

Einige Tage später lernte Pogge auch den zweiten Beherrscher des Lundareiches, die Lukokescha, kennen. Sie erschien bei ihm im Lager, von acht Negern in der Tipoya getragen und von vielen Hofdamen begleitet. Wie dem Muata war auch der Lukokescha eine gewisse königliche Würde nicht abzusprechen. Sie mochte zweiundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre zählen, hatte einen gutgebauten, großen und schlanken Körper und trug die übliche Frauentracht, die sich in Lendenschurz, Ketten und Spangen erschöpfte. Ihre Gesichtszüge waren nicht so fein wie die der anderen Prinzessinnen des Landes, die Pogge schon kennengelernt hatte, drückten aber Intelligenz, Lebhaftigkeit und Gutmütigkeit aus. Sie trat sofort ganz unbefangen in den Fundo und lachte zunächst wie alle anderen Mussumbaner über den komischen weißen Mann, aber so herzlich und anmutig, daß Pogge sich gleich mit ihr anfreundete. So kam mit Hilfe des Dolmetschers auch eine fröhliche Plauderstunde zustande, deren Annehmlichkeit sich für die Damen noch wesentlich steigerte, als ihnen der galante weiße König (denn als solcher wurde Pogge angesehen) einige kleine Geschenke überreichte. Scherzend und lachend zog der ganze Schwarm wieder davon.

Empfang bei Muata Jamvo.

Wieder zwei Tage später, am 21. Dezember, erschien ein Sohn des Muata im Lager und kündigte an, daß am Nachmittag der offizielle große Besuch des ganzen Hofes bei Pogge stattfinden solle. Nun geriet alles in Aufregung; man säuberte den Platz vor Pogges Fundo, legte die Geschenke zurecht und machte vor allem Staat. Dieser Staat bestand in der Hauptsache darin, daß man sich der Landessitte entsprechend den Leib so dick wie möglich mit weißem Pfeifenton bestrich. Gegen zwei Uhr zog ein dichtes Gewimmel neugierigen Volks heran, aber der Prinz vom Vormittag amtierte bereits in großer Toilette — einer mächtigen Perücke, an der Federn und hinten ein Luchsfell angebracht waren, vielem Schmuck und einem großen, zweischneidigen Schwert — als Zeremonienmeister und hielt den Platz frei.

Dann erschien der Hof. Es war ein imposanter Anblick, als sich dieser gewaltige Zug, er mochte aus zwei- bis dreitausend Menschen bestehen, den Hügel hinabbewegte, umbraust vom Jubel des Volkes, dem Wirbeln der Trommeln und den Salutschüssen von Pogges Flintengarde. Unzählige Tipoyas schwankten über den Köpfen der Menge, allen voran die des Muata, dann, jedesmal von einem besonderen Gefolge umgeben, die der Lukokescha, der Temena und der Amari und hinter diesen noch viele andere mit den Großen des Landes.

Pogge stand, von seinen Dolmetschern, Dienern und Trägern umgeben, vor dem Fundo. Als die Majestät den Platz betrat, ging er auf sie zu, zog den Hut und reichte ihr und den vier Damen die Hand. Der Gruß wurde gnädig entgegengenommen. Die fünf Tipoyas senkten sich und wurden im Halbkreis um Pogges Fundo aufgestellt, vor dem er selbst

auf einem Schemel sich niederließ. Die verschiedenen Gefolge traten an ihre Herren und Herrinnen heran. Die Kilolo gruppierten sich auf dem linken Flügel, die Sklavenweiber des Königs in der Mitte und die Leibgarde als Abschluß gegen das Volk.

Alles war in großer Toilette, die aber nicht etwa in einer Vermehrung der üblichen Gewandung, sondern nur in feineren Stoffarten und kostbarerem Schmuck bestand und sich am stärksten in den Perücken äußerte. Die Zunft der Hoffriseure verstand ihre Kunst in Mussumba ausgezeichnet. Muata trug regelrechte Kroninsignien, vor allem den Lucano, einen Armring aus Elefantensehnen und eine rote Papageienfeder. Wir erinnern uns der Herrscherabzeichen Schintes und Katemas, die gleichfalls aus Federn bestanden, allerdings nicht roten, sondern, dem Unterschied des Ranges entsprechend, weißen. Das Auffallendste an dem Schmuck der hohen Gäste waren Perlen. Die meisten bestanden aus Glas, doch bemerkte Pogge auch große, runde, sehr schöne Stücke von dunkelblauer Farbe, die echt sein mußten. Später erkundigte er sich, woher diese Perlen kämen. Man sagte ihm, die Glasperlen brächten Händler von der Küste, die anderen aber seien weit her, von Mosambik. Von Mosambik, fragen wir erstaunt, quer durch Afrika? Eine Verbindung mit dem Osten?

Nachdem sich alles geordnet hatte, trat Pogge vor und hielt eine wohlgesetzte Ansprache, in der er die Erlaubnis zur Jagd im Lande des Königs erbat. Unter atemloser Stille hörte die Versammlung zu. Dann ließ Pogge nacheinander vor den fünf Fürstlichkeiten Matten ausbreiten und darauf die Geschenke legen. Der König erhielt eine rote Husaren-

uniform, sechs Stücke Zeug, zwei kleine Klingeln, zwei Musketen, vier Fässer Pulver, zwei bunte Regenschirme und sechzehn Yards roten Flanells. Er war aber nicht ganz zufrieden, sondern verlangte noch zwei Tassen und einen Spiegel. Sämtliche Geschenke wurden sofort von Hofbeamten genau auf ihre Unversehrtheit und Brauchbarkeit untersucht.

Leider wurde diese großartige und interessante Zeremonie jäh unterbrochen. Ein Gewitter war heraufgezogen und entlud sich in einem so fürchterlichen Platzregen, daß die ganze Versammlung in eiliger Flucht davonstob.

Nach einer Schicklichkeitspause von einigen Tagen inszenierte Pogge nun seine Gegenbesuche. Zuerst ging er zur Lukokescha, die sich an jenem Tage auf einem ihrer kleinen Sommersitze außerhalb der Stadt befand. Pogge und seine beiden Dolmetscher bestiegen zur Erhöhung ihres Ansehens die Reitochsen und ließen eine kleine Eskorte von Trägern und Dienern hinterher marschieren. Der Weg führte durch die Stadt, in der gerade großer Markt abgehalten wurde, dann durch das nördliche Negerviertel und schließlich zwischen schönen und gutgepflegten Maniokpflanzungen hin, die, wie man Pogge erklärte, Eigentum des Königs seien, also Domänen waren. Nach einiger Zeit kam das Tuskulum der Majestät in Sicht. Es war ein niedliches, kleines Fundolager, sorgfältig eingezäunt und umgeben von sauberen Plätzen mit Bananen und Bäumen, unter denen Ziegen, Hunde und Hühner sich tummelten. Unter einem dieser Bäume saß ein Teil von Lukokeschas Gefolge, etwa acht Männer, von denen einer besonders geschmückt war, ferner ein halbes Dutzend herausgeputzte Frauen und zwölf bis fünfzehn kleine nackte Kinder. Viele dieser Höflinge, die zum Adel des Landes ge-

hörten, zeigten wie der Muata eine hellere Hautfarbe als das Volk und abweichende Gesichtszüge, so daß man sie für eine besondere Rasse halten konnte.

Ebo, der Dolmetscher, kündigte nun Pogges Absicht, die Majestät zu besuchen, an, worauf sofort ein Sklave des Hauses eine Matte für den Besucher auf den Boden breitete und eine der Hofdamen durch ein kleines, viereckiges Loch in die Umzäunung kroch. Gleich darauf erschien sie wieder und bat Pogge, einstweilen bei dem Gemahl der Lukokescha Platz zu nehmen. Dies war der durch seinen besonderen Schmuck auffallende Mann. Auf Brust und Stirne hatte er ein merkwürdiges, mit weißem Ton aufgemaltes Zeichen in Gestalt eines Kreuzes.

Hier müssen wir zum Verständnis des folgenden eine von Pogge erst später in Erfahrung gebrachte Tatsache einschieben. Dieser Gemahl der Lukokescha war völlig ungesetzlich. Nach dem alten Brauch des Reiches mußte die Lukokescha unverehelicht bleiben. Nur Freunde durfte sie haben, so viele sie wollte. Infolgedessen war die von den Hofdamen und der Lukokescha selbst gebrauchte Bezeichnung »Gemahl« ganz unvorschriftsmäßig; richtiger wäre es gewesen, wenn sie gesagt hätten »Lieblingssklave«. Dem Verehelichungsverbot der Lukokescha entsprach es, daß sie auch keine Kinder haben durfte. Kam dieser Fall trotzdem einmal vor, so wurden die Kinder sofort getötet. Da nun wahrscheinlich viele Lukokeschas ihrem weiblichen Verlangen nach einem richtigen Gatten nicht hatten entsagen können, war man allmählich auf die kunstvolle Fiktion gekommen, diese nach dem Gesetz verbotenen Ehemänner als Frauen anzusehen, in der wunderlichen Meinung, daß damit dem alten Brauch Genüge getan sei. Bei

dem Kinderverbot aber blieb es. Hier lag also eine starke Lockerung der Tradition vor, die auf ein hohes Alter der Lukokeschainstitution schließen läßt. Auch fällt uns hier wieder die seltsame Thronfolgebestimmung Sebituanes ein, zu der wir jetzt das Vorbild gefunden haben.

Unmittelbar nachdem sich Pogge neben diesem Pseudogatten niedergelassen hatte, kam auch die Lukokescha selbst mit einigen Damen ihres engeren Gefolges auf allen vieren aus dem Loch hervorgekrochen. Sofort erhob sich die ganze Gesellschaft mit Ausnahme des Gatten der Herrscherin, Pogges und seines Dolmetschers. Die Lukokescha schritt freundlich auf Pogge zu, gab ihm die Hand und setzte sich neben ihren Gatten. Nun trat eines der Kinder zu ihr hin und malte ihr mit einem Stückchen des kreideartigen Tones auf jeden Arm und auf die Brust gleichfalls ein Kreuz. Wie Pogge später erfuhr, war dieses Kreuz kein Abzeichen ihres Ranges, sondern ein im ganzen Lundareich gebräuchliches Amulettzeichen, das Pemba hieß und dem Träger bei besonderen Unternehmungen Glück bescheren sollte.

Der Besuch währte nur kurz, denn er beschränkte sich auf die seinem feierlichen Charakter entsprechenden Höflichkeitsbezeigungen. Als Pogge aber aufbrechen wollte, bat ihn die Lukokescha, noch etwas zu warten, da sie ihn persönlich in die Stadt zurückgeleiten und in ihrer offiziellen Stadtwohnung nochmals empfangen wolle. Dieser afrikanische Fürstenhof hatte eben seine streng vorgeschriebene Etikette.

Sofort sprang alles auf, verschwand für eine Weile hinter dem Zaun und kehrte dann neu geschmückt zurück, um sich zu einem feierlichen Zuge zu ordnen. Voran die Königin, mit reichem Schmuck beladen und in der Hand einen aufgespann-

ten Regenschirm schwingend, dann nacheinander die Hofdamen, die Kinder, der Gemahl, eine Musikkapelle, wie immer aus Trommlern, Marimbaspielern, heute aber noch aus einem Mann mit einer Holzpauke, der Gingura, bestehend, und zum Schluß Pogge mit seinen Leuten. Nachdem man in dieser Reihenfolge eine Strecke weit marschiert war, fiel die Musik mit einem Stück ein, aus dem sogar etwas wie eine bestimmte Melodie herauszuhören war.

Im gleichen Augenblick begann die Lukokescha zu tanzen, das heißt sie machte bald im Gehen, bald stehenbleibend graziöse Körper-, Hand- und Fußbewegungen. Ihre Begleitung jubelte, Pogge aber fand diese Produktion komisch und mußte lachen. Als man die ersten Häuser der Stadt erreicht hatte, stellte die Lukokescha ihren seltsamen Tanz ein. Auf dem Markt aber, der noch von Tausenden von Menschen wimmelte, begann sie ihn von neuem. Sofort bildete sich ein großer Kreis. »Die Lukokescha tanzt«, rief es von allen Seiten. Ein ungeheurer Lärm mit Schreien, Händeklatschen und Fingerpfeifen brach los. Alles rannte zusammen, ließ Waren und Tiere im Stich und jubelte begeistert der tanzenden Königin zu. Tanzend bewegte sie sich langsam ihrer an den Markt grenzenden Kipanga zu. Als sie das Tor erreicht hatte, wandte sie sich um, machte eine anmutige Bewegung mit der Hand und blieb dann hochaufgerichtet stehen. Sofort brach die Musik ab; der Tanz war vorbei.

Es ist klar, daß es sich hier um keine Spielerei oder Volksbelustigung handelte. Auch der Muata führte solche Tänze vor seinem Volke auf. Wir erinnern uns der schauerlichen Szene in Sebituanes Lager und denken an andere tanzende Zauberer, Priester und Herrscher. Dieser Tanz der Königin mußte

eine tiefere, wahrscheinlich kultische Bedeutung haben. Wir werden noch davon hören.

Die Lukokescha hatte Pogge ein Zeichen gegeben, ihr in die Kipanga zu folgen. Hier war das äußere Tor der Umzäunung von normaler Höhe, so daß nicht gekrochen zu werden brauchte. Absonderlich aber war der Schmuck dieses Zaunes; er bestand aus Menschenschädeln. Auch hier fällt uns wieder etwas ein, die Sitte der Batoka weit unten im Sambesital, die auch Menschenschädel auf ihre Palisaden steckten. Das Innere der Kipanga bestand aus der üblichen Ansammlung von Fundos, in deren einen Pogge nun geführt und dort von der Lukokescha mit Palmwein bewirtet wurde. Dies war einer der größeren Fundos; er war durch halbhohe Wände in verschiedene, zum Teil winzige Gemächer eingeteilt, die, entsprechend der Halbkugelform des Daches, nach der Mitte zu höher wurden. Im Zentrum des ganzen Baues befand sich ein völlig schmuckloser, kleiner Raum, dessen Wände durch Strohmatten gebildet waren, das Schlaf- und Speisezimmer der Lukokescha. Kein Sterblicher darf zugegen sein, wenn die Lukokescha speist. Dasselbe gilt für den Muata und die Großen des Landes. Hat ein Untertan das Unglück, den Muata bei dieser Beschäftigung anzutreffen, so gibt es nur ein Mittel, diese Entweihung der allerhöchsten Nahrungsaufnahme zu sühnen, die sofortige Hinrichtung des Entweihers. Werden Speisen des Herrschers im Freien zubereitet, so müssen sie stets sorgfältig mit einem Tuche bedeckt sein, damit niemand durch seine Blicke Schlechtes in sie bringen kann. In alledem kommt eine Absonderung des Herrschers vom gemeinen Volk zum Ausdruck, die an Heiligung grenzt.

Das Innere aller dieser Fundos in Mussumba ist fast immer

sauber und gepflegt, weist aber keinerlei Zierat, etwa Schnitzereien, auf.

Mit einer Sklavin und zwei Ziegen beschenkt, zog Pogge wieder in sein Lager zurück.

Endlich kam noch der letzte offizielle Besuch, der bei dem Herrscher selbst, an die Reihe. Zum ersten Male betrat Pogge die Königskipanga. Sie bildete das übliche, hier sehr große Rechteck, das genau auf der Nordsüdachse der Stadt lag, die, wie wir wissen, nur eine in dieser Richtung verlaufende Hauptstraße hatte und durch sie in zwei Hälften geteilt wurde. Die Königskipanga hatte nur zwei Tore, das eine im Süden, das andere im Norden. Pogge betrat sie durch das südliche. Es war fünf Fuß breit und acht Fuß hoch, über der Türe hing ein Reisigbündel; die anschließenden Teile des Zaunes waren wieder durch unzählige Menschenschädel verziert. Als Pogge das Tor durchschritten hatte, blieb er überrascht stehen. Vor ihm lag eine saubere, großzügig aufgebaute, fast monumental wirkende Folge von Plätzen und Hüttenreihen, alles nach einem streng geometrischen, auf Mittelachse gestellten Grundriß angeordnet und darin von der sonst üblichen Regellosigkeit der Negerarchitektur noch weit stärker abweichend als die Kipangas der Kilolo. Während die Dorf- und Gehöftanlagen der Neger etwas Zufälliges, dem Wuchern ihrer Pflanzenwelt Ähnliches hatten, zeigte sich hier ein bewußt nach einem bestimmten Plan gestaltender Wille.

Zuerst kamen zwei große, freie Plätze, an die sich seitlich zwei lange, korridorartige Gänge anschlossen. Hinter dem zweiten Platz, in der nördlichen Hälfte der Kipanga, lagen die sehr großen und mit Strohtürmen gezierten Hütten des Muata. Vor ihnen, an der Westseite, lagen rechtwinklig dazu

die Hütten der Amari, genau gegenüber, an der Ostseite, die der Temena. Amari war das erste, Temena das zweite Hauptweib des Königs. Außerdem hatte er noch viele Sklavenweiber, deren Hütten hinter denen der Amari lagen, während sich hinter den Hütten der Temena die der Kammerherrendienste verrichtenden Kilolo befanden. Die ganze, schon in ihrer strengen Gliederung auch eine strenge Hofetikette ausdrükkende Anlage hatte von innen gesehen durchaus etwas Großzügiges und Ehrfurchterweckendes.

Pogge wurde in eine der Königshütten geführt, die wiederum nur das übliche kleine Eingangsloch hatte. Sie war im Innern nicht durch Wände abgeteilt, sondern bildete einen großen, hallenartigen Raum. Vor ihr kauerten etwa dreißig Höflinge, die sich nur flüsternd unterhielten. Etwas weiter, vor den Sklavenhütten, saßen mehrere Weiber, die gemeinschaftlich aus der Mutopa rauchten. Dies war nichts anderes als eine mit afrikanischen Mitteln hergestellte türkische Wasserpfeife. Sie wurde im ganzen Lande leidenschaftlich gebraucht. Nach einer halben Stunde kroch der Muata mit zehn bis fünfzehn Kilolo hinein und begrüßte Pogge mit der nun schon gewohnten Vertrautheit. Ein Knabe brachte ein Löwenfell als Sitzunterlage, ein anderer wieder ein Stückchen weißen Tones, mit dem der Muata sich einen Strich auf den Bauch malte und sich damit wie die Lukokescha Pemba gab. Als der Knabe den Ton zurückerhalten hatte, reichte er dem Herrscher ein Blatt, wovon dieser ein Stück abriß. Den Rest berührte er mit der flachen Hand und klatschte dann. Dies war eine Zeremonie, die Kukala hieß und jedesmal ausgeführt werden mußte, wenn ein Untergebener den Muata bedient oder von ihm einen Befehl erhalten hatte.

Nachdem diese umständlichen Vorbereitungen getroffen waren, ließ Pogge durch seinen Dolmetscher erklären, daß er gekommen sei, den Muata zu besuchen und um Führer zur Jagd im Gebiete des Lubilaschflusses zu bitten. Muata sagte dies zu, worauf einige der Kilolo sich erhoben, um zu der Majestät zu sprechen. Bevor sie begannen, neigten sie sich tief mit dem Gesicht zur Erde und machten mit der Hand eine S-förmige Bewegung, als rieben sie sich Gesicht, Arme und Brust mit Staub. Wir blicken überrascht auf — das ist ja genau die Geste des türkischen Grußes!

Einige Male spuckte der König aus; sofort sprangen die Kilolo hinzu, um den Speichel des Herrschers mit ihren Händen wegzuwischen. Während dieser Reden wurde ein Knabe hereingeführt, der anscheinend eine Strafe verwirkt hatte. Er kniete sofort nieder und blieb mit dem Gesicht auf der Erde liegen. Gesicht und Brust waren völlig mit weißem Ton bestrichen. Dies war, wie wir wissen, Vorschrift für jeden Untertan, der vor dem König zu erscheinen hatte. Muata sprach einige Worte, worauf der Knabe abgeführt wurde. Alle Handlungen und Reden des Königs hatten etwas streng Konventionelles und riefen bei allen Anwesenden jedesmal Äußerungen tiefster Verehrung hervor. Was wir an Schintes Hof im kleinen erlebten, vollzog sich hier im großen. Beim Abschied geleitete der Monarch seinen Gast bis an das äußere Tor.

Damit waren die offiziellen Besuche erledigt. Sie ergeben das Bild eines nach alten Gesetzen groß und würdig aufgebauten mächtigen Staates von streng aristokratischer Observanz. Zwischen und nach diesen großen Empfängen fand aber eine Menge inoffizieller Besuche des Königs, der Lukokescha, der Haupt- und Nebenweiber, der Beamten und des hohen

Adels in Pogges Lager statt. Diese zweite Reihe von Besuchen verlief völlig anders — es waren Bettelbesuche in ganz großem Stil! Da man in Pogge einen König sah, wagte man nicht zu dem sonst bei Händlern angewandten Mittel direkter Erpressung zu greifen. So bettelte man. Es bettelte der Muata genau wie der Hofkapellmeister, die Lukokescha genau wie die letzte Hofschranze, bei jedem Besuch, zäh, gierig, würdelos, zuweilen auch mit versteckten Drohungen. Nichts war sicher vor dieser aufdringlichen Begehrlichkeit, die sich in immer neuen Besuchen wiederholte und mehrere Male zu höchst ungemütlichen Zwischenfällen führte. Pogge durchschaute die Gefahr dieser Besuche vollkommen. Stete Nachgiebigkeit wäre hier ebenso gefährlich gewesen wie konsequenter Widerstand. So paßte er sich jeder einzelnen Situation elastisch an und wußte tatsächlich auch bald durch schroffe Ablehnung, bald durch liebenswürdige Erfüllung das bedrohte Schifflein seiner Expedition und eigenen Existenz an allen Klippen meisterhaft vorüberzusteuern und das ganze fürstliche und nicht fürstliche Bettelvolk im Schach zu halten. Dabei kam es ihm ebensowenig darauf an, den sein Erscheinen verlangenden König viermal hintereinander einfach vergeblich warten zu lassen, wie dem aufdringlichen Hofkapellmeister auf gut deutsch eine gewaltige Ohrfeige zu verabfolgen. In diesem Gegensatz zwischen unverkennbarer Würde der offiziellen Tradition und ebenso unverkennbarer Würdelosigkeit des inoffiziellen menschlichen Verhaltens finden wir diejenigen Symptome wieder, die überall dort in der Geschichte auftreten, wo einst große Formen sich überlebt haben und auf menschlichen Trägern ruhen, die ihren Dimensionen und Anforderungen nicht mehr gewachsen sind. Das große

Lundareich mußte demnach zu Pogges Zeiten schon sehr alt sein und sich im Zustand der Alterserstarrung befinden.

Dem gegenüber wird nun aber doppelt auffällig der Gegensatz dieses herrschenden Adels zum Volk. Wenn Pogge auf seinen Spaziergängen, vom Regen überrascht, in eine Negerhütte trat, so rückten die Insassen sofort bereitwillig zusammen und versorgten seine Pfeife mit Kohle und Feuer. Auch in Mussumba selbst ist Pogge vom Volk nie belästigt worden. Er schildert uns auch eine abendliche Tanzbelustigung auf dem Marktplatz, bei der nicht nur gut musiziert, sondern sogar ausgezeichnet und in harmloser Fröhlichkeit getanzt wurde und nichts Aufdringliches oder Anstößiges geschah. Nur in einem verstanden auch diese Menschen keinen Spaß, und das war die Zauberei. Durch das ganze Lundagebiet zieht sich diese bebende Angst vor Fetischeuren. Es sind dies Menschen, denen die Fähigkeit zugeschrieben wird, ihren Mitmenschen auf übernatürlichem Wege Böses zuzufügen (Krankheit, Verluste, Unglück im Beruf, auf der Jagd, im Kriege, Tod und dergleichen), also nach unserem Sprachgebrauch Hexen. Tatsächlich deckt sich dieser Fetischglaube in vielen wesentlichen Äußerungen mit unserem Hexenglauben. Von den verbleibenden Gegensätzen ist nur einer besonders auffällig, daß nämlich bei uns vorwiegend Frauen als Inhaber dieser gefährlichen Fähigkeiten angesehen werden, während bei den Balonda und überhaupt im größten Teile Afrikas überwiegend Männer als Zauberer auftreten. Wo ein solcher Glaube tief im Volksempfinden wurzelt, schafft er sich auch starke Gegenmittel von oft grausamster Form, bei uns das Gottesurteil, bei den Negern etwas ganz Ähnliches, das Ordal. Vielfach und so auch in Lunda besteht es in einer

Giftprobe. Der Verdächtige wird verhaftet und muß öffentlich einen mehr oder weniger starken Gifttrank, meist ein Herzgift enthaltend, schlucken. Gelingt es ihm, den Trank wieder von sich zu geben, bevor die Vergiftungssymptome aufgetreten sind, so ist er unschuldig; gelingt ihm dies nicht, und stirbt er nicht schon an dem Gift, so wird er meist auf andere Weise umgebracht.

Schutz gegen solche Verhexung gewähren Amulette, über die der Afrikaner in riesiger Auswahl verfügt; bei den Vornehmen in Lunda waren besonders kleine Antilopenhörner beliebt. Hörner als Schutzmittel gegen Verhexung durch den sogenannten »Bösen Blick« kennen wir vor allem aus dem Norden und Osten Afrikas, dann aber aus dem Orient und seinem Ausstrahlungsgebiet im Mittelmeer. So haben zum Beispiel die Italiener das Korallenhörnchen als Mittel gegen »Bösen Blick«. Im Lundareich gab es aber noch einen anderen Schutz, den nur einer im ganzen Lande herzustellen imstande war, das vom Muata in geheimnisvoller Prozedur eigenhändig bereitete, allgemeine, das heißt das ganze Land schützende Fetischmittel. Wurde die Bereitung eines solchen Mittels notwendig, so zog sich der Muata tagelang in seine verborgensten Gemächer zurück. In größter Spannung warteten dann der Hof und das Volk auf das Ergebnis. Niemand durfte den Herrscher bei dieser wichtigen Handlung stören, kein Spiel gerührt werden. Ertönten aber dann plötzlich aus der Königskipanga wieder die Klänge der Hofkapelle, so wußte man, daß die Bereitung beendigt und geglückt war. Dann strömte alles am Schloß zusammen, frohlockte und brachte als Dankeszeichen Geschenke dar. Unschwer erkennen wir in dieser Fetischmittelbereitung durch den König selbst eine Hand-

lung, die nicht politischer, sondern priesterlicher Art ist. Fügt man zu ihr nun noch den öffentlichen Tanz der beiden Landesherrscher und die an Anbetung grenzenden Formen der Ehrenbezeigung hinzu, so wird es klar, daß dieses seltsame Doppelkönigtum im Lundareich in seinen letzten Grundlagen auf religiösen Anschauungen ruhte.

Von den vielen Erlebnissen Pogges am Königshofe von Mussumba sei nun zur Abrundung dieses seltsamen und fesselnden Kulturbildes aus Innerafrika noch eines erwähnt, die Hochzeit einer Prinzessin, bei der wieder die Lukokescha die Hauptrolle spielte.

Eine Tochter Muata Jamvos sollte einen Bruder der Lukokescha heiraten, dessen Kipanga nicht weit von Pogges Lager stand. Gegen vier Uhr nachmittags sah Pogge den Hochzeitszug von der Stadt herankommen; er bestand aus einem langen Zuge von Hofleuten und Zuschauern, über denen zwei Tipoyas schaukelten. In der ersten saß die Braut, in der zweiten ein kleines Mädchen, von dem gesagt wurde, daß es eine Schwester der Lukokescha sei. Am Tore der Kipanga wurde der Zug von der Hofkapelle empfangen, unter deren Klängen die beiden Prinzessinnen sich nun einer merkwürdigen Art von Hochzeitstanz unterziehen mußten. Sie wurden nämlich von ihren Trägern in der Tipoya regelrecht geprellt, das heißt durch rasches Hochreißen der auf Hüfthöhe gesenkten Tragkörbe in die Luft geschleudert und geschickt wieder aufgefangen. Nachdem diese kräftige Einleitung zur Hochzeitsfeier etwa sechs bis acht Minuten gedauert hatte (eine recht ansehnliche Zeit), durften die Prinzessinnen aussteigen, und nun zeigte sich, daß die Braut unter dem üblichen Lendentuch eine meterlange schwanzartige Schleppe aus Tuch hängen hatte, die von

einer Sklavin nachgetragen wurde. Unter Salutschüssen der im Gefolge mitmarschierenden Krieger trat jetzt die Lukokescha aus dem Tor, nahm die Braut an der Hand und führte sie in die Kipanga des Bräutigams hinein. Die kleine Prinzessin und verschiedene andere kleine Mädchen folgten wie in einer Art Brautjungfernzug. Die Tracht der Lukokescha war wie immer einfach; besondere Zugaben waren lediglich der Lucano, das allgemeine Herrscherabzeichen, und starke weiße Striche auf Brust, Armen und Lenden.

Pogge trat nun an den Zaun, der noch nicht sehr zugewachsen war und Einblick in das Innere ermöglichte. Da sah er vor seinem Fundo den Bräutigam reich geputzt und dick mit weißem Ton bestrichen auf einem Leopardenfell sitzen. Hinter ihm stand sein Gefolge, an zwanzig Mann. Ihm gegenüber waren zwei Strohmatten ausgebreitet, auf einer davon außerdem noch ein zweites Leopardenfell. Zu diesem Sitz führte die Lukokescha die Braut, während die kleine Brautjungfer sich auf der Strohmatte niederließ. Aus der Gruppe der Männer trat nun ein Kilolo auf die Lukokescha zu und sprach einige Worte, worauf ein allgemeines Händeklatschen stattfand. Jetzt kroch der Bräutigam allein in seinen Fundo. Gleich darauf nahm die Lukokescha die Braut wieder bei der Hand, und beide folgten ihm ohne Begleitung nach. Die Zeremonie war beendet. Schon wollte Pogge sich entfernen, als ihn sein Dolmetscher auf eine Schlange aufmerksam machte, die zwischen ihm und der Hochzeitsgruppe am Zaune lag und anscheinend von niemand beachtet wurde. Als aber das Tier sich plötzlich bewegte und langsam unter ein Büschel Stroh schlüpfte, trat einer der Kilolo heran und gab Pemba, das heißt er streute weißes Tonpulver auf das Stroh. Diese

Schlange war höchstwahrscheinlich absichtlich hergebracht, denn sie wird im Lundareich verehrt und gilt als gutes Vorzeichen, während sie an der Küste und noch bei den Songo gerade entgegengesetzt als unheilbringend angesehen wird.

Diese Zeremonie der Eheschließung zeigt uns die Lukokescha wieder in einer rituellen Rolle, als eine Art Hauspriesterin, der die Vollziehung der Eheschließung unter Mitgliedern des königlichen Hauses zufällt.

Vieles ist nun noch unklar an diesem merkwürdig reich entwickelten, in die primitive Bauernkultur der Kongoneger gar nicht recht hineinpassenden Staatswesen und wäre wohl auch Pogge unklar geblieben, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, in Mussumba die Bekanntschaft des »Senhor Deserra« zu machen. Dies war ein alter Küstenneger, stark portugiesiert und von Beruf Händler. Er hatte noch den früheren Muata Jamvo gekannt, war mit den Landesverhältnissen und Sitten genau vertraut und gab Pogge bereitwillig Auskunft. Wir wollen nunmehr alles, was Pogge durch ihn und durch eigene Wahrnehmungen erfahren hat, zu einem abschließenden Gesamtbild des Lundareichs zusammenfassen.

Das Reich des Muata Jamvo war zu Pogges Zeiten bei der Kurzlebigkeit afrikanischer Fürstentümer schon sehr alt und ist eine der wenigen stabilen Staatsgründungen dieses Erdteils. Sein Bestand ist bereits für das Ende des sechzehnten Jahrhunderts verbürgt. Feste Grenzen hat es wohl niemals gehabt; der Reichskern aber dürfte sich vom Kuango im Westen bis zum Lubilasch im Osten, dem Oberlauf des Kassai im Süden und im Norden bis zu einer Linie erstreckt haben, die vom Kuango zum Kassai zwischen dem sechsten und achten Grad südlicher Breite verläuft. Lockere Tributabmachungen

mit angrenzenden Stämmen haben die Herrschaftssphäre des Reiches aber noch bedeutend weiter ausgedehnt. Dieses ganze Territorium zerfiel, wie wir schon wissen, in viele Provinzen von stark wechselnder Größe, die von lehenspflichtigen Häuptlingen regiert wurden, denen wieder die dörflichen Unterhäuptlinge unterstellt waren. Die von den Dörflern verlangten Leistungen waren ausgesprochene Frondienste. Alle diese Häuptlinge führten den Titel Mona oder Moene, während die Könige stets Muata hießen, ursprünglich ein Vorname, der dann zu einem bleibenden Titel geworden ist, ähnlich wie das römische Cäsar. Solange diese Provinzialhäuptlinge lehenstreu waren, kümmerte sich der Muata fast gar nicht um sie, mischte sich auch weder in die Volkssitten ihres Bezirkes noch in die Besetzung dieser Regierungsstellen ein. So haben wir die wichtige Erscheinung, daß in einer Kiokweprovinz ein Sohn der ältesten Schwester des verstorbenen Häuptlings, in einer Kalundaprovinz aber stets der älteste Sohn seinem Vater in der Regierung folgt.

Dem Muata Jamvo stand ein klar abgestuftes Beamtentum zur Seite. Zunächst die Kannapumba, das heißt die königlichen Räte, die stets dem Adel (Kilolo) angehören mußten und vom Muata ernannt wurden. Aus ihren Reihen wählte sich der Monarch besondere Minister, die er auch absetzen konnte. Dasselbe war bei seinen Exekutivbeamten der Fall, den Kaquata, ferner den Kibinda, den Führern besonderer Jagdkommandos und den Provinzialhäuptlingen, den Monas. Auch hatte der Muata das Recht der Adelsverleihung, doch war dieser Adel nicht erblich, wenn auch gewohnheitsmäßig der Sohn eines Kilolo wohl immer wieder zum Kilolo ernannt wurde. So war der Muata von einer klar durch-

gebildeten Aristokratie umgeben, die sich scharf, teilweise sogar rassenmäßig von der Menge des Volkes abhob. Er hatte Gewalt über Leben und Tod nicht nur des Volkes, sondern auch des Adels. Bis dahin war er somit völlig souverän.

Aber auch nur bis dahin. Denn nun zeigen sich zwei Instanzen, die seine Machtfülle so stark einengen, daß von einer vollen Souveränität nicht mehr gesprochen werden kann; und damit fällt auch dieses Lundareich völlig aus den üblichen, das heißt den Urformen zentralafrikanischer Staatsbildungen heraus, wird es für uns erst richtig bedeutungsvoll. Die eine dieser beiden Instanzen kennen wir bereits, es ist die Lukokescha, die andere gehört dem Beamtentum an und ist eigenartig genug.

Aus der Gruppe der Kannapumba ragen nämlich vier merkwürdige oberste Beamte hervor, deren Amt erblich ist, und die der Muata folglich nur im Falle der Kinderlosigkeit durch Zuwahl ergänzen kann, die aber umgekehrt ihn selbst wählen. Das Lundakönigtum ist daher kein erbliches, sondern ein Wahlkönigtum. Noch merkwürdiger aber erscheinen diese vier Beamten durch ihre Titel. Sie heißen Mona Auta, der erste Sohn des Staates, Chana Mulopo, der zweite Sohn des Staates, Mona Kalala, der Sohn der Waffen, und Muari Vaueji, der Koch des Staates. Da haben wir also einen regelrechten Reichstruchseß und sinngemäß (da Pferde und Waffen zusammengehören) auch einen Reichsmarschall, also im ganzen vier Erzämter, genau wie im alten Fränkischen und Deutschen Reich. Aus welchem Grunde die beiden ersten Erzämter keine Dienstbezeichnungen führen, mag hier unerörtert bleiben, weil die Untersuchung zu weit führen würde und für unseren Zweck der Feststellung einer Analogie die Zahl vier,

ferner die Erblichkeit auch der europäischen Erzämter (Erbämter) und ihre Beziehung zur Königswahl vollauf genügen. Ein Stück Altdeutschland also mitten im schwärzesten Afrika — oder umgekehrt. Wir werden noch einiges hierüber zu sagen haben. Die schönsten Überraschungen kann man erleben, wenn man mit offenen Augen durch dieses Wunderland reist. Afrika ist längst nicht so »geschichtslos«, wie man lange geglaubt hat.

Diese vier Erzbeamten wählen nun aber nicht nur den Muata, sondern auch den zweiten Herrscher des Landes, die Lukokescha. Ihre Machtfülle ist folglich außerordentlich groß. Jedoch ist dieses Wahlrecht sofort wieder durch eine vorsichtige Verfassungsbestimmung begrenzt. Die Herrscherwahlen haben nämlich die weitere Eigentümlichkeit einer gegenseitigen Bestätigung in der Weise, daß die Wahl eines neuen Muata immer der Bestätigung durch die Lukokescha und die einer neuen Lukokescha immer der Bestätigung durch den Muata bedarf. Auch in der Aufstellung der Wahlkandidaten haben die vier Erzbeamten nicht völlig freie Hand. Sie dürfen sowohl zum Muata wie zur Lukokescha nur Söhne, beziehungsweise Töchter eines früheren Muata und eines seiner beiden Hauptweiber, der Amari oder der Temena, wählen. Damit kommt wieder ein Gesichtspunkt der Erblichkeit in dieses Wahlkönigtum hinein, der dem fränkischen und deutschen Wahlkönigtum fehlt. Immer verwickelter werden die Verfassungsverhältnisse dieses Reiches. Aber wir wollen sie ruhig noch mehr verwickeln, dann wird sich vielleicht alles noch am ehesten klären.

Wir hörten vorher, daß der Muata Herr über Leben und Tod aller seiner Untertanen mit Ausnahme der Lukokescha

sei und in diesem Recht auch durch niemand behindert werden könne. Kein Mussumbaner ist vor ihm sicher, wie wir von seinem Köpfe abschlagenden Vorgänger wissen. Aber auch ebensowenig ist es der Kilolo, ja auch der Prinz. Die Muata von Lunda haben also verfassungsrechtlich alle nur denkbaren Möglichkeiten zu einem Regiment der grausamsten und willkürlichsten Despotie und sind auch oft genug reine Despoten gewesen. Trotzdem aber gibt es in diesem merkwürdigen Lande eine Art Parlament. Diese Volksversammlung in Mussumba kann zwar keine Gesetze erlassen, hat dafür aber ein anderes, merkwürdiges Recht, das der denkbar offensten Kritik an allen Handlungen des Herrschers. Allerdings ist dieses Recht der Kritik auf die Kilolo beschränkt, aber in der Öffentlichkeit der Versammlung liegt doch auch wieder so etwas wie ein demokratischer Gedanke. Was könnte diese mächtigen Muata und ihren mächtigen Adel hindern, ihre Parlamentssitzungen hinter verschlossenen Türen im Stil der Ständeversammlungen abzuhalten, wenn nicht die Bindung an irgend ein geheimnisvoll wirkendes Landesgesetz?

Hart daneben nun noch eine andere Einschränkung der königlichen Willensfreiheit, diesmal nicht demokratischer, sondern oligarchischer Art. Der Muata ist stets von einer Anzahl Kilolo umgeben, die ihn nicht nur zu schützen, sondern auch darauf zu achten haben, daß er sich nicht berauscht und nicht raucht. Dabei kommt nun wieder ein ganz anderer, nämlich kultischer Gedanke zum Ausdruck. Die Persönlichkeit des Herrschers gilt in gewisser Beziehung als heilig. Deshalb wird sie, wie wir sahen, in einer bis zur Anbetung gehenden Form verehrt, darf sie anderseits aber ihre hohe Würde nicht durch häßliche, menschliche Exzesse verdunkeln und bedarf es einer

Kontrollinstanz gegen die Willensschwäche ihrer jeweiligen Träger.

Zum Schluß nun die wieder in einer anderen Richtung verwickelte Zeremonie des Muatabegräbnisses.

Bei den Betschuanen wird der Häuptling in der Viehhürde, der gewöhnliche Sterbliche irgendwo im Freien in hockender Stellung in einem schmalen Schacht begraben. Das Volk in Lunda begräbt, wie wir bei der schwarzen Baucis, der Frau des alten Mozinkwa, hörten und auch von Pogge bestätigt erhalten, den Toten in seiner Hütte, verläßt sie dann und macht aus der Wohnung des Lebenden sein Grab. Die Muata aber haben am Kalangifluß ein besonderes Erbgrab, in dem zu Pogges Zeiten zwölf Herrscher ruhten.

Liegt ein Muata in den letzten Zügen, so treten noch vor seinem Tode die vier Erzbeamten in der Königskipanga zusammen, wählen den Thronfolger und führen ihn zur Lukokescha, um deren Zustimmung zu erlangen. Ist der Tod eingetreten, so wird mit zwei eisernen, unseren Kuhglocken ähnlichen Instrumenten geläutet und die Königsleiche reich geschmückt. Sie wird jedoch nicht mehr mit den Kroninsignien versehen. Diese werden vielmehr am nächsten Morgen durch die Erzbeamten dem Nachfolger übergeben. Sie vererben sich in der Königsfamilie und bestehen außer dem bereits bekannten Lucano und dem Busch aus roten Papageienfedern aus einem Brustschmuck von Perlen und Metall, einem sichelartigen Szepter aus Eisen und einem besonderen Teppich. Gegen Schluß dieser »Krönung« des neuen Herrschers vollzieht sich ganz in der Stille und in einer uns merkwürdig bekannt vorkommenden Form die Entfernung des toten Vorgängers aus der Kipanga. Auf einer Tipoya, in sitzender Stellung, als

wäre noch Leben in ihm, hinten von einem Kannapumba gestützt, wird die Leiche durch eine geheime Seitentüre, die nur diesem einen Zwecke dient, auf den großen Marktplatz getragen. (Wir denken an das von den Betschuanen in die Hüttenwand gerissene Loch, durch das der Sterbende hinausgetragen wird.) Auf dem Markt harrt stumm die Menge des Volkes. Aus dem Tor aber wird, angetan mit den Insignien des Reiches, der neue Herrscher getragen. Seine Tipoya setzt sich an die Spitze des riesigen Leichenzuges und führt ihn an den Kalangifluß, wo der neue König, vielfache Zeremonien verrichtend, mit der Leiche und seinem Gefolge zunächst verbleibt. Nach einiger Zeit wird der tote Muata dann nach Enzai, dem Ort des Erbgrabes, verbracht und bei seinen Vorgängern in einem schmalen Schacht beigesetzt. Hockend, wie sie auf der Tipoya gehalten wurde, wird die Leiche hinabgelassen, durch einen Deckel aus den Zweigen der Burdaopalme geschützt und dann mit Erde bedeckt. Während der Beisetzung werden am Eingange des Heiligtumes zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, mit dem Schwert getötet.

Der neue Herrscher hat nach der Beisetzung mit seinem Gefolge neun Tage am Kalangifluß unter allerhand Zeremonien zu verbringen. Unter anderem hat er eigenhändig das neue Reichsfeuer zu entzünden, da das alte nicht mehr gebraucht werden darf. Am neunten Tage wird er von der Lukokescha und dem gesamten Kronrat in feierlichem Zuge eingeholt, aber nicht in die frühere Kipanga geleitet, denn von der ist nichts mehr zu sehen. Sie ist inzwischen durch Feuer vollständig beseitigt worden. Einige provisorische Hütten dienen dem Herrscher als Unterkunft und bilden die Anfänge des

neuen Schlosses, an dessen Fertigstellung unzählige Negerhände fieberhaft arbeiten.

Wieder stehen wir vor einem tiefen Gegensatz. Der verstorbene König wird in feierlichem Zuge, in einer Stellung, die entschwundenes Leben vortäuschen soll, unter Beachtung vielfacher Zeremonien in einem pietätvoll gepflegten Erbbegräbnis bestattet, also in jeder Weise geehrt, von seinem Feuer und von seinen Häusern aber will man nichts mehr wissen und sehen, und auch seine Herrscherzeichen weigert man ihm auf dem letzten Gang. Anerkennung und Ablehnung des Toten stehen sich hier schroff gegenüber. Lunda ist ein Reich der Gegensätze. Unmöglich muß es scheinen, daß alle diese verschiedenen Sitten und Bräuche einer einzigen Kultur entstammen, in wirrem Wirbel müssen sich hier mindestens zwei sehr verschiedenartige Kulturen begegnet sein, bekämpft und verschmolzen haben. Damit stehen wir vor der Schlußfrage dieses Abschnitts. Was für Kulturen sind es, die das hier besonders großartige Vernichtungs- und Ausgleichungswerk vollzogen haben?

Stufenweise nur können wir einiges Licht in dieses Dunkel bringen, denn noch vor gar nicht vielen Jahren ahnte man auch in der Wissenschaft nichts von solchen Vorgängen, von Liebe und Haß im Reich der Kultur, von ihrer Eigenschaft, geistige Organismen zu bilden, die sich je nach der Veranlagung anziehen oder abstoßen, genau wie die Rassen der Menschheit und die Arten der Tierwelt.

Machen wir uns zunächst eine Spaltung sozialer Art in diesem Lundareich klar, den Gegensatz zwischen Adel und Volk. Wir sahen das Volk dort, wo es nicht von europäischen und anderen Einflüssen aus seiner alten Kulturbahn geworfen

oder gar verdorben ist, ein friedliches, arbeitsames, auf dem Acker- und Gartenbau ruhendes Leben führen. Wir fanden in seinem Charakter zwar nicht den Schwung zu großen Taten, zur Gründung großer Reiche, großen Wirtschaftslebens oder großer Glaubensformen, auch nicht hohe Intelligenz, sondern eine Begrenzung des Daseins, des Denkens und des Wollens auf die eigene Scholle, das eigene Dorf und höchstens den eigenen Stamm (bei dem die Interessen aber schon lockerer und schwächer werden). Dafür fanden wir aber eine höchst erfreuliche Biederkeit und Innigkeit des Gemütes, erlebten wir rührende Beweise von Gastlichkeit, Treue, Familien- und Elternliebe, Sinn für häusliches Behagen, harmlosheitere Feste, Pietät gegen die Toten und treuherzigen Gehorsam gegen die größeren und kleineren Herrscher des Landes. Wir fanden ferner den Mann als Mittelpunkt des Hauses, der Familie, der Sippe, die Frau als gänzlich bedeutungsloses Wesen überall dort, wo es sich um öffentliche Angelegenheiten handelt, und ein Erbrecht, das unserem deutschen entspricht. Wir nennen diese Kulturform der alten, ureingesessenen Balonda nach dem am meisten hervortretenden Merkmal, dem im Hause und im öffentlichen Leben allein bestimmenden Familienvater, die vaterrechtliche.

Über dieses in politischer Zersplitterung naturhaft dahinlebende, leicht lenksame Volk sehen wir nun Häuptlinge, einen Adel und einen König herrschen und zusammen eine Schicht bilden, in der kein einziges jener vaterrechtlichen Elemente in wirklich reiner, das heißt kulturell unverfälschter Ausprägung zu finden ist. In Schinte, dem äußersten Grenzhäuptling, klingt die Kultur seiner Untertanen noch auf rein menschlichem Gebiete an; er ist freundlich und gastlich. Aber mehr als ein

Anklingen ist dies nicht, und politisch wie gesellschaftlich ist auch sein Hof schon von fremden Wesenszügen durchsetzt. Bei Katema wird auch dieses Anklingen schon schwächer, und bei den nächsten Häuptlingen hört es ganz auf. Die geistige Welt dieses Lundaadels wird immer fremder, bis sie im Hof von Mussumba das Höchstmaß an Fremdheit erreicht. Die Züge menschlicher, häuslicher, sozialer und politischer Biederkeit treten stark zurück, die politische Zersplitterung weicht einer großen, fast imperialistischen Staatsbildung, der Sinn für das Kleine einer Zielrichtung auf das Große, auf Organisation und Bureaukratie, die primitive Götzenanbetung einem weitverzweigten Fetischdienst mit dem König als Oberpriester, die zwanglose Zusammenkunft mit den Dorf- oder Stammesältesten auf der Kotla einer umständlichen, kaum übersehbaren, besondere Zeremonienmeister bedingenden höfischen Etikette und die Bedeutungslosigkeit der Frau dem genauen Gegenteil, ihrem Einfluß auf die Politik, vom weiblichen Kronrat Schintes bis zur Frau als Häuptling und als Reichsherrscherin. Es ist klar: in alledem liegen nicht mehr Gradunterschiede, Steigerungen eines Kleinen zum Großen, sondern tiefe innere Gegensätze.

Eigenartig ist nun, daß aber auch dieser ganze Kulturkomplex des Reichsadels und des Hofes von Mussumba uns wieder längst nicht als eine so geschlossene, gleichsam organisch gewachsene Einheit erscheinen will wie die Kultur des vaterrechtlichen Volkes. Irgendwo muß auch in dieser, die alte Lundakultur überdeckenden aristokratischen Schicht ein Bruch laufen, der zwar kein offener Spalt ist, aber doch eine neue Gegensätzlichkeit deutlich anzeigt.

Um auch noch hinter dieses Geheimnis zu kommen, wollen

wir wieder zunächst die am meisten hervortretende und eigenartigste Erscheinung dieses aristokratischen Kulturgebildes suchen und genauer beobachten und werden dabei sicher bei der merkwürdigen Persönlichkeit der Lukokescha halt machen.

Wer ist nun eigentlich diese Lukokescha, über deren Leben der Muata keine Gewalt hat, die das Herrscherzeichen, den Lucano, trägt, die ihren eigenen Hofstaat, eigene Domänen und Provinzen besitzt, die der König bei allen wichtigen Vorfällen oder Unternehmungen um Rat zu fragen hat, die seine Wahl bestätigt, die nicht heiraten und die keine Kinder haben darf?

Glücklicherweise hat Senhor Deserra auch auf diese Frage die Antwort gewußt. Diese Lukokescha ist ein Symbol. Sie ist nur dem Körper nach ein Mensch von Fleisch und Blut, ihrer Stellung nach aber ein ewiges Sinnbild: die Urmutter aller Muata Jamvo und deren Kinder.

Diese Kultur der Muata und Kilolo von Lunda hat also keinen Stammvater, sondern eine Stammutter. Genealogisch, politisch, sozial und auch kultisch steht hier die Frau an der Spitze, ist sie der Anfang und das Symbol des Geschlechts und damit auch im geistigen Sinne der entscheidende richtunggebende Teil. Dies ist nun genau das Gegenteil dessen, was die Kultur des Volkes von Lunda kennzeichnet, das nicht nur den leiblichen Vater verehrt, sondern auch den politischen Führer, den Häuptling, mit Vater bezeichnet und als Vater empfindet, und das folgerichtig auch den Mann überall in den Vordergrund stellt. Also zwei völlig verschiedene geistige Welten!

Nun verstehen wir auch, weshalb die Lukokescha es ist, die (als Urmutter aller Muataabkömmlinge) die Haustochter

dem Bräutigam zuführt, weshalb sie (als abstraktes und ewiges Sinnbild) von der menschlichen Einrichtung der Ehe ausgeschlossen ist und neben ihren geistigen keine leiblichen Kinder haben darf, beginnen wir aber auch ihren Einfluß auf die Staatsgeschäfte und ihre eigene Stellung als lucano-geschmückte Herrscherin zu verstehen und damit die Erscheinung einer Manenko und eines weiblichen Kronrates Schintes, kurz, den merkwürdigen politischen Einfluß der Frau in diesem Reich.

Tiefen springen vor uns auf, in denen geheimnisvolle, übermächtige Grundtriebe der Menschheit walten, Triebe von gegensätzlicher Art, die nach oben dringen, das vieltausendfach verschlungene Menschentreiben in Richtungen und Gruppen scheiden. Zusammenhänge werden klar, wo vorher nur ein wirres Ineinanderfließen war. Große, in ferner Vergangenheit verdämmernde, verbindende, umfassende, richtunggebende Linien treten aus dem bunten, in rauschender Farben- und Formenfülle uns umwuchernden Blütenteppich der Kultur hervor.

Sehr alt ist dieses Lundakönigtum. Das, was die Lukokescha zu Pogges Zeiten nur noch als Sinnbild ausdrückte, ist sie einmal und in anderem Lande wirklich gewesen. Es hat Völker gegeben, und es gibt sie noch heute, bei denen nach heiliger, gar nicht anders denkbarer Tradition nicht der Mann herrscht, sondern die Frau, bei denen die Frau König und Priester ist, sie das Volk führt und alle Geistigkeit der Kultur ihrer weiblichen Seele entquillt. Eine Queen Victoria ist eine der letzten und äußersten, dünn ausklingenden Erscheinungen jener Art von Kultur bei uns.

Auch in der Lukokescha klingt sie bereits aus. Noch hat sie

die Würde des Herrschers, eigenen Hof und eigene Ländereien. Aber nicht mehr uneingeschränkt. Ein anderer Herrscher ist neben sie getreten, ein Herrscher aus dem Anschauungskreis jener anderen Kulturwelt, ein Mann. Langsam ist er von unten herauf neben sie hingewachsen, ihr eines ihrer weltlichen Machtzeichen nach dem anderen entwindend, die Räumlichkeit ihrer Herrschaft mehr und mehr einengend und den Schwerpunkt politischer Willensbildung zu sich herüberziehend. Jahrhunderte, vielleicht mehr, mag er dazu gebraucht haben; aber unaufhaltsam war sein Aufstieg, sein Machtwille und Machtkönnen, bis dann jene Stufe erreicht war, auf der ein Europäer diese große Auseinandersetzung zweier geistigen Welten zwar noch nicht erkennend, aber wohl doch dunkel ahnend erlebte. Jene Stufe, auf der die Lukokescha nur noch einen Bruchteil der politischen Macht besaß, auf der sie die Fülle früherer Zustände nur noch als Symbol verkörperte, und auch dies unter Ausschluß des Volkes, ja sogar schon des Adels, nur noch für die Mitglieder des königlichen Hauses als Urmutter geltend. Ihr Stern war im Sinken. Die spitzfindige Fiktion, daß der ungesetzliche Ehemann eine Frau sei, offenbart nur zu deutlich, daß auch in die Vorstellung dieser Urmuttereigenschaft die Zersetzung seniler Klügelei eingebrochen ist, der alte mythische Zauber eines herrlichen Frauenkönigtums im Schatten des stärkeren Mannes verdunkelte.

Nur in einem mag die volle geistige Machtfülle ihrer heiligen Person noch dämonisch zusammenfließen und in sichtbarer Handlung ihr in einer schon halbdunklen Erinnerung wenigstens fühlbar werden — im Tanz, in ihrem Tanz vor dem Volk, den ein letzter Schleierrest uralt heiliger Symbolhandlung noch leuchtend umflattert.

Auch der Muata soll tanzen. Auch er gilt als heilig und wird von seinen Großen überwacht, damit kein menschlicher Verstoß die Heiligkeit seiner Würde verletze. Aber erscheint dies nicht als Nachahmung, als eine Art Rivalität oder Konkurrenz, da doch die Lukokescha als Urmutter des Stammes unbedingt auch die ältere ist? Ganz sicher liegt hier eine vielleicht unbewußte, aber dadurch nicht minder unselbständige Anpassung vor, die immer dann sich einstellt, wenn ein Jüngeres ein Älteres und Mächtigeres zu verdrängen sucht. Die römischen Priester, die einst in Germanien Wotaneichen fällten, haben auch unzählige Gleichnisse und Glaubensformen der alten deutschen Religion in ihre Lehre herübergenommen, um sie vor dem Volke zu rechtfertigen und zu stützen, so daß heute noch altgermanisches Heidentum durch Lehren und Bräuche der katholischen Kirche durchschimmert.

Wie aber werden wir diese Kultur, deren später Träger die Lukokescha war, nennen? Mutter war die Lukokescha des Stammes und Inhaberin einst der weltlichen Macht, damit alles dessen, was menschliches Gestalten durch die Bahnen des ordnenden, festigenden und erhaltenden Rechtes geleitet hat. So hat der geniale, verehrungswürdige Entdecker dieser neben das Vaterrecht tretenden zweiten großen Urform menschlicher Lebensgestaltung, Johann Jakob Bachofen, sie das Mutterrecht genannt. Bei diesem Namen wollen auch wir bleiben.

Völlig begreifen werden wir die Tragweite dieser Benennung, wenn wir noch einmal zu einer der Provinzen des Lundareiches blicken, die — wie zur Erleichterung unserer Pfadfindertätigkeit im Labyrinth der Kultur — ein seltsames, uns schon bekanntes Volk beherbergt, die Kiokwe. Hier fanden wir den sonst überall herrschenden Gegensatz zwischen Adel

und Volk nicht, sondern eine einheitliche Kultur und auch eine trotz aller Beimischung fremden Blutes noch als ursprünglich einheitlich erkennbare Rasse. Und wir fanden ferner bei dieser Kultur oben wie unten, im Adel wie im gewerbetreibenden Volk, wiederum die Frau zwar nicht allein bestimmend, aber doch mitbestimmend. Wir fanden aber noch eine andere entscheidende Erscheinung: das allgemeine Erbrecht nach der Mutterlinie. Nicht der Sohn ist Erbe des väterlichen Vermögens und Ranges, sondern der älteste Neffe der Frau, und so ist auch der Bruder der Frau Herr über die Witwe und deren Kinder. Damit haben wir das Mutterrecht auch in einer spezifisch rechtlichen, eben erb- und familienrechtlichen Erscheinungsform.

Freilich — rein ist auch dieses Mutterrecht der Kiokwe nicht mehr. Auch sie haben männliche Häuptlinge, auch bei ihnen ist die Machtstellung der Frau im Rückgang. Wenn man die Reiseberichte Pogges von 1875 mit denen von Leo Frobenius (1905) vergleicht, so ist sogar innerhalb dieser kurzen Zeit der Umschichtungsvorgang vom weiblichen auf das männliche Gebiet wahrnehmbar.

Sind nun diese mutterrechtlichen Kiokwe mit der mutterrechtlichen Muatadynastie und ihrem Adel identisch? Trotzdem wir hier die Kiokwe nur flüchtig schildern konnten, wird der Leser die Frage wohl doch gefühlsmäßig verneinen und damit recht haben. Es liegen zwischen beiden Menschengruppen so starke Gegensätze vor, daß sie zwar kulturell verwandt, aber nicht identisch sind, mit anderen Worten, daß die Muata und Kilolo von Lunda nicht gleichzeitig mit den Kiokwe ins Land gekommen sind und daß beide auch verschiedene frühere Heimaten gehabt haben müssen.

Wir können nach alledem jetzt als sicher annehmen, daß die ursprünglich mutterrechtlich eingestellten Kulturen der Muata und Kiokwe nicht auf dem rein vaterrechtlichen Boden des alten Lunda gewachsen sind. Die bäuerlichen Lundaneger müssen unter allen Umständen die älteren Einwohner, ihre Kultur muß die ältere sein. Denn es ist undenkbar, daß diese wenig kriegerischen, in losen Dorf- und Sippengemeinschaften lebenden Menschen sich nach den Kilolo und Kiokwe in das Land gedrängt und jene staatlich geeinigten Völker besiegt haben. Das Umgekehrte ist der Fall. Die alten Negerstämme wurden von den später eindringenden Kilolo und Kiokwe unterworfen und dann beherrscht, was auch aus der ganzen Art der Kulturschichtung unzweifelhaft zu erkennen ist. Folglich ist die mutterrechtliche Kilolo- und Kiokwekultur die jüngere, eingewanderte. Ein für uns wichtiges Symptom dieser Tatsache ist auch die allmähliche innere Umbildung des Mutterrechts zum Vaterrecht hin. Die älteren, vaterrechtlichen Lundaneger haben kaum etwas und wenn, dann nur Äußerlichkeiten dieser Mutterrechtskultur angenommen. Wohl aber haben die Träger des Mutterrechts vom einheimischen Vaterrecht ein Stück nach dem anderen entlehnt bis zur kulturellen Selbstvernichtung. Sieht das nicht aus, als habe dieser von Urzeiten her immer nur vaterrechtliche Kulturboden des Lundagebietes der importierten mutterrechtlichen Kulturpflanze nicht recht zugesagt, mit seinen ihr fremden Nährstoffen auch ihr Wachstum, die Bildung, das Aussehen und die Funktion ihrer Organe beeinflußt, kurz, sie vor die Wahl gestellt, entweder unterzugehen oder sich anzupassen?

Dies sind nun sehr tiefe und geheimnisvolle Fragen. Sehen wir zu, ob wir da weiterkommen. Zunächst aber wollen wir

das bisher an Erkenntnis Gewonnene noch einmal kurz zusammenfassen. Denn nun hat sich das anfänglich so verworrene Bild der Kulturverhältnisse Lundas so weit geklärt, wie es an dieser Stelle überhaupt nur zu klären war. Wir haben als Urkultur dieses Gebietes, das heißt als einheitliche Daseinsform der alteingesessenen Bantuneger, das Vaterrecht. Auf dieses bäuerliche Vaterrecht stößt nun, getragen von einem fremden, kriegerischen, nomadischen Eroberervolk, eine Kultur mit stark mutterrechtlichen Bestandteilen. Höchstwahrscheinlich war sie schon bei diesem Einbruch nicht mehr rein mutterrechtlich, hat sie an anderen Orten ihrer Wanderung bereits vaterrechtliche Elemente in sich aufgenommen. Es bildete sich nun der soziale Gegensatz einer herrschenden, aristokratischen, vorwiegend mutterrechtlichen und einer beherrschten, bäuerlichen, rein vaterrechtlichen Schicht heraus. So groß die Macht dieser despotischen Muata und Kilolo auch war, sie vermochte nicht ihre mutterrechtliche Kultur auf die Dauer vor dem vaterrechtlichen Geist des alten Landes zu schützen. So kommt jener Bruch in die Adelskultur hinein, den wir oben feststellten. Das alte, eingeführte Mutterrecht wird zersetzt von neuen, vaterrechtlichen Sitten. Die Macht der Lukokescha sinkt, die des Muata steigt. Aber noch ist dieser Umbildungsprozeß in voller Bewegung; wirr und unausgeglichen wogen mutter- und vaterrechtliche Erscheinungen im Lundaadel durcheinander. In der Lukokescha, dem Königsharem, dem weiblichen Unterhäuptling und weiblichen Kronrat, dem Wahlprinzip, dem Teil der Königsbestattung, der auf eine Ablehnung des Toten, auf Furcht vor ihm hinausläuft, und in vielem anderen äußert sich Mutterrechtsgeist; aus dem regierenden Muata, den

einen Erblichkeitsgedanken ausdrückenden Bestandteilen der Königswahl (Beschränkung der Wahlfähigkeit auf die Söhne), der Öffentlichkeit der Volksversammlung, der landesväterlichen Stellung des Herrschers und seinem pietätvollen Begräbnis auf besonders geweihter Stätte und vielem anderen spricht ein verwandter vaterrechtlicher Geist zu uns. Läßt man unter Führung durch diese beiden großen Gesichtspunkte die ganze bunte und bisher anscheinend unlösbar verwirrte Fülle gegensätzlicher Kulturerscheinungen von der Manenko bis zum Muata noch einmal an sich vorüberziehen, so wird man plötzlich eine Ordnung erkennen, Erklärungen finden und Kräfte am Werke sehen, die uns — vorahnend — sogar manche merkwürdigen Rätsel der eigenen Kultur plötzlich nicht mehr ganz so rätselhaft erscheinen lassen.

Nur eines ist an unserem Kulturbeispiel Lunda noch unklar geblieben, die Herkunft dieser mutterrechtlichen Fremdkultur. Woher stammt sie, und auf welchem Wege ist sie nach Lunda gelangt?

Es ist nun eine merkwürdige Eigenart des Stoffes gerade dieses Buches, daß er uns in den doch meist willkürlichen Etappen einer Forschungsreise und ihrer mehr oder weniger zufälligen Erlebnisfolgen doch alle Beispiele, die wir brauchen, so recht erschöpfend und sogar in schön geordneter Reihenfolge vorsetzt.

Wenn wir nämlich jetzt ermitteln wollen, auf welchem Wege das landfremde Mutterrecht in diesen Teil des Kontinents gelangt ist, und wohin wir uns folglich auf unserer Entdeckungsreise in das geistige Land der Kultur jetzt zu wenden haben, so fallen uns verschiedene seltsame Beobachtungen ein, die wohl Aufschluß geben könnten: das Götzen-

bild des Krokodils und die in Bäume geschnitzten Menschengesichter, die Livingstone an ägyptische Vorbilder erinnerten, die Architektur der Königskipanga, die in ihrer strengen Achsenanordnung auch etwas vom Grundriß ägyptischer oder gar indischer Tempel hat, die Schlangenverehrung der Kilolo, die gleichfalls nach Osten weist, die Perücke, die irgendwie an den früher erwähnten hethitischen Zopf gemahnt, die Mutopa, der Staubgruß der Kilolo, die Totenklage, die Angst vor dem »Bösen Blick«, die an den Orient erinnern, die Schädelsammlung des Muata, die an die schädelgeschmückten Palisaden der Batoka denken läßt, die schönen blauen Perlen, die von Mosambik, also aus dem Indischen Ozean, stammen sollen, und vieles andere, das deutlich nach Osten weist. Zwar fehlt, wie wir wissen, auch die Verbindung mit der Westküste von Angola nicht, äußert sie sich sogar in einem lebhaften und alten Karawanenverkehr, aber nach allem, was wir von Pogge und anderen über diese westliche Verbindung erfahren, ist sie wenigstens für das Lundareich weit mehr wirtschaftlicher als geistiger Art, während die vielen und wichtigen Anklänge an den Osten ganz entschieden das Gepräge seelischer und tief historischer Beziehungen haben.

Also, es ist klar: wir müssen zum Sambesi zurück und ihn bis zu seiner Mündung absuchen, denn nur auf diesem Wege kann das Mutterrecht nach Lunda gelangt sein. Und da haben wir es nun sehr einfach. Wir brauchen nur rasch mit unserem Pogge, der ohnehin seit der Abreise von Mussumba seine Aufgabe gelöst hatte, nach der Küste zurückzukehren, um dort Livingstone wiederzufinden, der, wie wir wissen, das gleiche Reiseziel hatte, wie wir jetzt, die Küste des indischen Meeres.

Doch wollen wir Paul Pogge nicht verlassen, ohne noch einmal seiner klugen und tapferen Forscherleistung rühmend zu gedenken, denn nur ihr haben wir es zu danken, wenn das Rätsel von Lunda für uns zu lösen war. Schon wenige Jahre nach Pogges Besuch setzte der Verfall dieses großen Reiches ein. Europa hat mit belgischen Vorposten den Geist seines Wirtschaftslebens in das Lundaland getragen und damit der alten, um neue Formen erst noch ringenden Kultur den Todesstoß gegeben. Bevor noch der Ausgleich zwischen altem und neuem Geist durchgeführt war, hat ein Stärkerer diesen großartigen Kampf zweier geistigen Welten um ihr Dasein jäh abgebrochen, ihn in Grenzverträgen, Handelszonen und wirtschaftlicher Nutznießung erstickt. Aufstände und kriegerische Einfälle erstarkender Grenzvölker kamen hinzu und schwächten das alternde Reich auch von der politischen Seite her. So ist es für die geistige Geschichte dieses Landes und für die Kulturgeschichte überhaupt doppelt bedeutsam, daß ein sicherer und zuverlässiger deutscher Beobachter noch vor dem unvermeidlichen Vernichtungswerk die Bilder der alten Zeit gesammelt und heimgetragen hat.

Simbabje.

Die erythräische Kultur

Am 20. September 1854 trat Livingstone mit seinen Makololo von San Paolo den Rückmarsch nach Linyanti an. Nur fünfzehnhundert Kilometer Luftlinie trennen die beiden Orte, und doch hat Livingstone genau ein Jahr für diesen Marsch gebraucht. Danach kann man sich eine ungefähre Vorstellung von den Schwierigkeiten solcher afrikanischen Reisen um jene Zeit machen.

Die Einzelheiten dieser Rückreise wollen wir übergehen, da sie in der Hauptsache durch bekanntes Gebiet führte und nicht viel Neues gebracht hat. Livingstone hatte wiederum bei verdorbenen Grenzvölkern und erpresserischen Häuptlingen allerhand Nöte zu überstehen, wurde aber von den alten Freunden in Katema und Kabompo freudig begrüßt und mit gleicher Gastlichkeit versorgt wie auf dem Hinmarsch. Seine fürstliche Freundin Manenko bekam er allerdings nicht zu sehen, da sie erkrankt im Innern des Landes weilte. Dafür schickte sie ihm aber ihren Mann mit Grüßen, Geschenken

und dem Befehl, Blutsbruderschaft mit dem weißen Freunde zu schließen. Dies geschah genau nach uralter Landessitte. In feierlicher Sitzung wurden leichte Einschnitte in Stirn, Wangen, Magengrube und Hände gemacht und die hervorquellenden Blutstropfen in Schalen mit Negerbier aufgefangen. Unter Beschwörungsformeln, die alle Zeugen des Vorgangs laut ausriefen und durch Klopfen mit kleinen Keulen auf den Boden bekräftigten, trank jeder der beiden Freunde des anderen Blut. Geschenke, sonst auch in Gestalt von Frauen, die Livingstone natürlich ablehnte, beschlossen den Bund, der nun jeden der Blutsfreunde streng verpflichtete, dem anderen unverbrüchliche Treue zu halten, ihn zu schützen und vor Gefahren zu bewahren. Die Strenge dieser schönen Sitte geht so weit, daß zwischen Stämmen, die solche Blutsfreundschaften verbinden, Raub und Überfall sehr erschwert sind, weil sogar gegen das eigene Stammesinteresse der eine Blutsfreund den anderen vorher warnen muß.

Am 27. Juli marschierte die Kolonne in Libonta, der ersten größeren Makololostadt, unter großem Jubel der ganzen Bevölkerung ein. Man spürte, daß diese Freude von Herzen kam, und daß auch die Tragweite der Reise von den schwarzen Stadtvätern begriffen wurde. Denn nach einer feierlichen Kotlasitzung, auf der einer von Livingstones Obmännern den Verlauf des Unternehmens eingehend geschildert hatte und von den Libontanern reiche Gaben angebracht wurden, die der gänzlich ausgeplünderte Livingstone nicht mehr vergüten konnte, sagten die glücklichen Wirte: »Das macht nichts, ihr habt uns einen Weg eröffnet, und wir werden jetzt Schlaf haben«, das heißt in Ruhe leben können.

Nun war die Reise nur noch ein großer, jubelnder Triumph-

zug. Keiner im Lande hatte nach so langer Zeit noch an die Rückkehr der Kolonne geglaubt; umso größer waren nun Freude und Dankbarkeit. Überreich wurden die Reisenden mit Gaben und Hilfeleistungen aller nur erdenklichen Art verwöhnt und für erlittene Mühsal entschädigt. Alles wäre eitel Freude und Eintracht gewesen, wenn nicht das böse Schicksal eine heikle Überraschung bereitgehalten hätte.

Man näherte sich auf der Sambesitalfahrt dem Heimatdorf der Makolologarde. Aufgeregt spähten die Braven voraus, um schon von weitem die langentbehrten Frauen und Sprößlinge zu erkennen. Da — man sah den Strand, sprang schon vorher in die Flut, rannte zum Ufer und — blieb verdutzt stehen. Die Frauen waren da, die Kinder auch. Aber die Kinder hatten sich um ganz kleine Säuglinge vermehrt!

Allzulange waren die Ehemänner fort gewesen. Man hatte sie im ganzen Lande für tot gehalten, und da hatten die vermeintlichen Witwen eben neue Ehen geschlossen.

Was war nun zu tun? Verlegen standen die Parteien einander gegenüber. Schließlich fand Livingstones biederer Oberobmann Maschuane das erlösende Wort. Er kratzte sich den Kopf und sagte: »Weiber gibt's so viel wie Gras, ich kann andere haben; mag sie laufen.« Da löste sich für das harmlose Negergemüt die ganze Verwirrung alsbald in Gelächter und Späße auf, obwohl der brave Maschuane und mit ihm mancher andere Enoch Arden zuweilen doch etwas sauersüße Blicke auf die früheren Geliebten warfen.

Mitte September war man wieder in Linyanti an Sekeletus Hof. Hier stieg die Freude über das unverhoffte Wiedersehen und den Erfolg der Reise am höchsten. Empfänge, Feste, Bewirtungen, Geschenke und unvermeidliche Schilderungen

der Reiseabenteuer durch die »Batlobani«, das heißt wörtlich »Livingstones Brave«, schufen ein Gewoge von Jubel und Bewunderung auf der einen, Stolz und Genugtuung auf der anderen Seite, das kein Ende nehmen wollte. Am meisten freute sich Sekeletu, dessen Traum, die Handelsverbindung mit der Küste und dem Volke der mächtigen Weißen, erfüllt schien. Für Livingstone aber gab es eine Freude ganz besonderer Art, nämlich Briefe aus der Heimat.

Die allgemeine Begeisterung für neue Handelsverbindungen sicherte Livingstones Vorschlag, nun auch die Verbindung mit der Ostküste herzustellen, sofort Unterstützung von allen Seiten. Freiwillige meldeten sich in Mengen, darunter ein Mann, der sich später als Dolmetscher und Kolonnenführer glänzend bewährt hat und Sekwebu hieß. Vorräte und Kähne wurden beschafft und Boten vorausgesandt. Die Mutter des Königs röstete eigenhändig Erdnüsse, eine Speise, die nur Häuptlingen zukam, andere Frauen mahlten Getreide, damit Livingstone sich immer Brot backen könne. Sekeletu aber ließ seinen kostbarsten Besitz, die Elefantenzähne, vor Livingstones Hütte niederlegen und sagte: »Nimm, soviel du zu deiner Reise brauchst; alles Elfenbein im Lande gehört dir.«

Am 3. November 1855 brach die Kolonne, hundertfünfzehn Mann stark, von Linyanti auf. Sekeletu gab ihr mit zweihundert Kriegern das Geleit. In Sescheke stand eine große Bootsflotte zur Sambesifahrt bereit. Man bestieg sie und fuhr bei herrlichstem Wetter stromab. Am zweiten Tag wurde die Insel Kalai erreicht, auf der einst Sebituane den mächtigsten Häuptling der Batoka, Sekote, geschlagen hatte. Livingstone besuchte das am Südufer gelegene Grab dieses

Fürsten. Es lag in der Nähe der mit unzähligen Menschenschädeln geschmückten einstigen Kotla. Siebzig riesige, in Kreisform, die Spitzen nach innen, aufgestellte Elefantenzähne umgaben die Stätte. Sie war völlig verlassen.

Auf der Weiterfahrt hob sich aus den wirren Tagesgeräuschen des Flusses ein eigentümliches, mit jeder Stunde anschwellendes, fernes Brausen ab. Nach einiger Zeit kamen fünf gewaltige Dunstsäulen in Sicht, die in der ruhigen Luft den Rauchwolken eines riesigen Präriebrandes glichen. Aber nicht Rauch, sondern Wasser war es, was hier aus einem Katarakt von schauriger Größe zum Himmel stob. Langsam glitten die Boote auf die gefahrvolle Stelle zu. Bald erstickte das Tosen der Fälle jedes Menschenwort. Eine halbe Meile vor der senkrechten Dunstwand, die jetzt, von unten gesehen, wie ein endloser Vorhang nach oben wallte und in der Höhe tiefschwarze Färbung annahm, wurde gelandet. Freiwillige erboten sich, Livingstone in einem leichten Kahn zu einer Insel zu rudern, die unmittelbar am Rande des Absturzes lag. Mit kaltblütiger Sicherheit lenkten sie das schwanke Fahrzeug durch die von der Insel geschaffene tote Rinne und landeten glücklich. Livingstone kroch an das äußerste Ende vor. Erschüttert blieb er dort liegen. Der ganze, hier fast zwei Kilometer breite, glatt und ruhig hinströmende majestätische Sambesi verschwand plötzlich in einem seinen Lauf quer abschneidenden, etwa hundert Meter breiten, über hundert Meter tiefen Erdspalt. Durch die Dunstwand schimmerte der gegenüberliegende Rand des Abgrundes durch, harter Basalt. In der Tiefe verengerte sich der Spalt auf wenige Meter. Aus diesem schmalen Spalt aber brach, durch die engen Steilwände millionenfach verstärkt, das Tosen der in unsichtbare

Tiefe abstürzenden Gewässer herauf, ein Schauspiel von betörender Wucht, unerträglich den Sinnesorganen des kleinen Menschen. Betäubt und geblendet tastete Livingstone sich zu seinen Leuten zurück und ließ sich zum Ufer rudern.

Ortskundige Schiffer erzählten ihm, daß der Spalt nach Osten hin noch größere Tiefe erreiche und der unten rinnende Strom wie ein weißes Seil aussehe. In diesem Spalt ströme der Fluß mehrere Tagemärsche lang fort, bis er wieder an der Oberfläche erscheine. Mosi oa tunga — »tosender Rauch« — hieß die Stelle bei den Eingeborenen. Livingstone aber, der sie als erster Europäer sah, machte von seinem Entdeckerrecht der Namensgebung Gebrauch und nannte sie nach seiner Königin die Viktoriafälle.

Ein wahrscheinlich noch gar nicht sehr alter tektonischer Bruch hat dieses großartige Naturbild geschaffen, das von vielen Reisenden heute noch über die Niagarafälle gestellt wird.

Die alten Batoka hatten am Ufer drei Opferplätze, wo sie zu den Geistern beteten. Riesige Regenbogen sahen sie von hier aus in der Dunstwand stehen, einer Götterbrücke gleich. Geehrt und gefürchtet zugleich war dieser Ort. »Sambesi, niemand weiß, wohin er geht und woher er kommt«, sangen die Schiffer.

Der Absturz des Flusses verhinderte weitere Bootsfahrt. Sekeletu, der Livingstone bis hierher begleitet hatte, kehrte mit der Flotte nach Sescheke zurück. Livingstone wandte sich nordöstlich durch altes Batokaland. Wohl waren diese Batoka von den Makololo unterworfen, aber ihre alten Sitten hatten sie gewahrt. Kein Dorf war ohne den Palisadenschmuck der Menschenschädel; kein Batoka besaß mehr die oberen Schneide-

Mosi oa tunga — der »tosende Rauch«. (Viktoriafälle des Sambesi.)

zähne, sie galten als unglückbringend und wurden schon den Kindern ausgeschlagen; alle kauten sie Cannabis sativa (Hanf) und verbrauchten es in großen Mengen — das gleiche Kraut, aus dem der Orient seinen Haschisch bereitet! Ruinen lagen am Wege, oft von großer Ausdehnung, von dichter Besiedlung und großen Städten Zeugnis gebend und noch angefüllt mit Resten eines starken Kulturlebens. Vergangen war dieses Leben. Was Sebituanes harte Kriegsfaust von der alten Bevölkerung verschont hatte, lebte hier, an der Grenze des Reiches, mürrisch und ungastlich in seinen Palisadenwänden, seit dem Tode des großen Eroberers finsteren Verschwörergedanken nachhängend.

Die Landschaft war herrlich. Sie ging in eine fruchtbare, wild- und wasserreiche, vor allem aber — in wichtigem Gegensatz zur Sambesiniederung — gesunde Hochebene über, die für Neger und Europäer gleich günstige Ansiedlungsbedingungen bot.

Am 18. Dezember wurde der Kafue erreicht, ein Nebenfluß des Sambesi, den wir von Sebituanes Kriegsfahrten her kennen. Livingstone folgte seinem Lauf und konnte einige Tage später zu seiner großen Freude die Augen wieder über die in ihre gewohnte majestätische Form zurückgekehrte Wasserfläche des Sambesi gleiten lassen.

Aber diese Freude sollte bald durch eine dem Europäer peinliche Entdeckung getrübt werden. Die Nähe der Küste war zu spüren. Und zwar in derselben Weise wie im Westen, durch beginnenden Menschenhandel. Hier außerdem noch durch heftiges Mißtrauen der Stämme, die Livingstone für einen Portugiesen hielten und ihm erst dann freundlicher begegneten, als er nachweisen konnte, daß er zu einem

anderen Stamme der Weißen gehöre. Sie mußten also schlechte Erfahrungen mit den Portugiesen der Ostküste gemacht haben. Bei Zumbo, am Einfluß des Loangwa in den Sambesi, fand Livingstone auch eine portugiesische Niederlassung mit einer Jesuitenkirche — aber nur als Ruine. Die Portugiesen hatten sich hier nicht halten können. Weit im Osten lag jetzt ihr äußerster Stützpunkt.

Verschiedene Völker bewohnten das Nordufer des Flusses, an dem Livingstone zunächst entlangzog, Batoka, Baschukolompo, Marengu, Basenge und Maravi. Im Gegensatz zu ihren unterworfenen Vettern waren diese freien Batoka bedeutend zugänglicher, gastlicher und anscheinend auch primitiver in ihren Sitten. Sie gingen fast nackt und erregten schon dadurch Livingstones Mißfallen. Noch weniger erfreut war er von der Art ihres Grußes, der darin bestand, daß sie sich auf den Rücken warfen und wie Besessene hin und her wälzten, dazu »Kissa bomba!« rufend.

Hingegen verzeichnete er mit Befriedigung, daß diese Wilden seinem Durchmarsch und der nicht immer leichten Verpflegung von hundertfünfzehn Menschen keine Schwierigkeiten machten. Ebenso war es bei den nächsten Stämmen. Wohl gab es allerhand Gefahren und Konflikte, aber sie ließen sich durch Livingstones Kaltblütigkeit und Sekwebus Geschick immer beseitigen.

Ende Januar 1856 überschritt Livingstone etwas unterhalb von Mpende den Sambesi und wandte sich nach Südosten, den Sambesi dabei wieder verlassend. Man sagte ihm, daß hier das zahlreiche Volk der Banyai lebe, und daß es ein großes, aus vielen Stämmen bestehendes Reich bilde. Am 20. Januar kam Livingstone in ein Dorf, das einem Häuptling

Monina gehörte. Man sagte Livingstone, daß fast alle Häuptlinge in diesem Lande Mona oder Moene genannt würden und früher einem großen Oberhäuptling untertan gewesen seien, der Monomotapa geheißen habe. Livingstone nennt dieses Verhältnis zwischen Häuptling und Oberhäuptling genau wie Pogge einen Lehensstaat. Monina hatte nicht nur viele Frauen, sondern auch ein Gefolge von jungen Männern, das nach alter Landessitte gemeinsam mit seinen Söhnen erzogen wurde. Livingstone erfuhr, daß es Söhne der freien Familien seien, die über die Sklaven herrschten. Es gab hier also einen Adel. Dieser Adel zeichnete sich durch hellere Hautfarbe aus als die der Sklaven. Er ließ sich das Haupthaar lang wachsen und flocht es in eine Art von fußlangen Haarseilen zusammen, die bei Reisen auf dem Wirbel zu einem steifen Büschel aufgebunden wurden und Livingstone an die alten Ägypter erinnerten. In einem anderen Dorfe wurde Livingstone Zeuge einer Gerichtsszene, der eine Verhexung zugrunde lag, und die damit endigte, daß die Beschuldigten einen Gifttrank schlucken mußten. Wer ihn wieder erbrach, war unschuldig. Über die Häuptlinge erfuhr Livingstone, daß sie von den Freien des Distriktes gewählt wurden, wobei man sich aber an die Familie des verstorbenen oder abgesetzten (auch dies kam vor) Häuptlings hielt. Die Wahl war folglich durch einen Erblichkeitsgedanken begrenzt. Dieser Erblichkeitsgedanke aber hatte wieder die Eigentümlichkeit, daß niemals der Sohn eines Häuptlings, sondern nur Neffen, und zwar nur Söhne der Schwester des früheren Herrschers wahlfähig waren, das Wahlrecht folglich über die weibliche Linie ging.

Die Beziehung zum Reiche Muata Jamvos ist klar! Wichtige Symptome wiederholen sich hier, unweit der Küste, zwar

nicht in mechanischer Deckung, aber doch in innerer Verwandtschaft.

Der Zusammenhang wird aber noch deutlicher. Als Livingstone in einem Dorfe einen Führer geworben hatte und aufbrechen wollte, kam der Mann verlegen zurück und sagte, seine Frau erlaube es nicht. Da fragte Livingstone seine Leute: »Habt ihr je einen solchen Narren gesehen?« Die aber antworteten: »O ja, das ist hier Landessitte. Die Weiber haben das Regiment.« Nun ging Sekwebu auf ethnographische Studien aus und brachte folgende Einzelheiten in Erfahrung. Wenn ein Mann heiratet, holt er nicht die Braut in sein Dorf, sondern muß in das der Braut ziehen, also in den Familienverband der Frau eintreten und den eigenen aufgeben. Wir würden dies standesamtlich so ausdrücken, daß er mit der Hochzeit seinen väterlichen Familiennamen mit dem der Frau vertauscht. Als Ehemann hat er dann nur geringe Rechte, aber schwere Pflichten. Nicht etwa nur gegen die Gattin, das ginge noch. Vor allem nämlich gegen die Schwiegermutter. Sie regiert im Hause. Von ihr empfängt er Befehle, ihr muß er mit vielfachen Verrichtungen dienen, stets Gehorsam und Ehre erweisen. Nur knieend darf er sich der hohen Dame nahen, denn es wäre ein schwerer Verstoß gegen ihre Würde, wollte er die Füße gegen sie ausstrecken. Das sind kümmerliche Familienväter im Lande der Banyai! Eigentlich gar keine, denn in diesen Häusern regiert kein pater familias, sondern unverkennbar eine mater familias.

Was wir in Mussumba und bei den Kiokwe in mehr rechtlicher Form auftreten sahen, steht hier auch sozial und damit in noch größerer Eindeutigkeit und ursprünglicherer Formung vor uns — das Mutterrecht.

In den Einzelheiten dieses Mutterrechts zeigen sich natürlich starke Abweichungen. In Lunda scheint der politische Einfluß der Frau stärker zu sein als hier. Anderseits fehlt hier die starke höfische Durchbildung. Das Banyaimutterrecht erscheint gröber und primitiver. Aber der Geist ist der gleiche: Übergewicht der Frau. Er hat sich in den verschiedenen Landschaften im Laufe der Jahrhunderte verschieden entwickelt. Aber durch alle diese Verschiedenheiten klingt auch wieder bis in Einzelheiten, wie das Ordal, die Haartracht, die Verfassung, die Häuptlingswahl und vieles andere, so viel Gemeinsames durch, daß eine innere Kulturbeziehung nicht zu verkennen ist.

Wir stehen auf dem Boden einer zweiten großen Konföderation dieses zentralafrikanischen Gebietes, des alten Reiches des Monomotapa, des Mona der alten Makalanga. Freilich war es schon zu Livingstones Zeiten verfallen. Es gab zwar noch einen Häuptling Monomotapa, aber seine Macht war gesunken. Er leistete einem seiner früheren Vasallen Gehorsam. Die Nähe der Küste mit ihren vielfachen äußeren Einwirkungen mochte dieses Reich zu einer Zeit schon zerstört haben, in der der kulturell verwandte Staat des Muata Jamvo, geborgen in der Unwegsamkeit des Binnenlandes, bewehrt durch einen Ring wilder Grenzvölker, noch bestand, von alter Macht und Kultur zwar nicht mehr die ganze Fülle, aber doch noch das äußere Dasein wahrend.

Livingstone zog weiter. Er kam an den Sambesi zurück nach Tete, wandte sich eine Strecke weit nach Norden und gelangte an das Flüßchen Mokorozi. Dort zeigten ihm die Eingeborenen Gold, das sie aus dem Flußsand herauswuschen. Seine Leute brachten in Erfahrung, daß es dieses Metall auch bei Zumbo und bei den westlich wohnenden Abutua gebe, vor

allem aber weiter südlich im Manikaland. Dort sollte es auch bei den Goldstellen viele ganz alte »behauene Steine« geben, die aber zerstört umherlägen, also Ruinen sein mußten.

Diese Ruinen machen uns neugierig. Sollte diese alte mutterrechtliche Fremdkultur noch in einer dritten Stufe festzustellen sein? Sollten ihre Zeugen von dem Stadium der Erhaltung in Lunda über das des Verfalls bei den Banyai zu dem einer Ruinenstarre herabführen? Und wenn dies zuträfe, was würde dann diese Niederlassung unmittelbar an der Küste für unsere historische Frage bedeuten?

Livingstone vermag uns hierzu nichts mehr zu sagen. Er befand sich schon in Tete auf portugiesischem Boden und ist dieser Frage nicht weiter nachgegangen. Aber auch andere Forscher würden uns hier keine entscheidenden Aufschlüsse geben, weil sie auf ihren Zügen immer nur örtliche Einzelbilder der großen Kulturabläufe sahen und den Zusammenhang mit den Bildern anderer Gegenden nicht ahnten. Wir stehen also an einem Punkt, an dem nur die Wissenschaft weiter hilft, und zwar eine Wissenschaft, die imstande ist, nicht nur alle die unzähligen Teilerscheinungen im Kulturwirbel eines ganzen Erdteils zu übersehen, sondern auch die in ihnen waltende innere Gliederung durch exakte Untersuchungen freizulegen. Was jetzt zu unserer Frage noch mitgeteilt wird, stützt sich auf die Ermittlungen des Münchner Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie, dem es gelungen ist, in genauen Kartogrammen Wesen und räumliche Ausbreitung dieser Fremdkultur zu bestimmen. Allerdings sind es nur ganz große, fast grobe Umrisse, die wir auf knappem Raum hier noch geben können.

Die »behauenen Steine« im Manikaland, von denen Livingstone erzählt wurde, gelten noch heute als das große Rätsel Südafrikas. Südöstlich vom Fort Viktoria liegt eine Simbabje genannte, uralte Ruinenstätte. Sie war schon alten portugiesischen Schriftstellern bekannt, wurde im Jahre 1871 von dem Deutschen Karl Mauch neu entdeckt und seitdem oft aufgesucht und beschrieben. Die Anlage gliedert sich in eine Fels- und eine Talburg. Die Felsburg liegt auf einem etwa fünfzig Meter hoch aus flachem Talgrund aufragenden Granitkegel und besteht in der Hauptsache aus schweren, bis zehn Meter hohen Mauern, die aus behauenen, ohne Mörtel zusammengefügten Granitquadern aufgebaut sind. Die Talburg ist ein Rundbau mit einer bis acht Meter hohen und siebzig Zentimeter breiten Außenmauer gleicher Art. Innerhalb dieser Rundmauer liegen drei Meter hohe Innenmauern, die sich labyrinthisch verschlingen und in der Mitte zu einem zehn Meter hohen Rundturm führen. Grabungen förderten zahlreiches Kulturgerät zutage: Bestandteile von Goldschmelzen, Glasperlen, Tonscherben, Holzschnitzereien und so weiter. Mauch und Beuster sahen in diesen Ruinen das alte Ophir der Bibel, aus dem Salomos Schiffe Gold, Sandelholz, Elfenbein und anderes für die Prachtbauten Jerusalems holten, jenes sagenhafte, vielumstrittene Wunderland, das andere Forscher bald in Vorderasien, bald in Indien, ja sogar in Amerika gesucht haben.

Lassen wir diese weitgreifenden Fragen hier beiseite. Uns interessiert etwas anderes weit mehr. Livingstone fand oben in Lunda jenes merkwürdige Geldstück von der Form des Andreaskreuzes, die Handa, die — wie hier ergänzt werden kann — sich in gleicher Form in dem großen Gebiet zwischen

Kuango, Tanganjika und Njassa findet. Die Gußformen zu dieser Handa sind aus dem Schutt von Simbabje ans Tageslicht gezogen worden! Ferner: die Ruinenfunde in diesem Teil von Südafrika beschränken sich nicht auf Simbabje. Die Engländer Hall und Neal haben eine Gesamtausdehnung solcher Funde festgestellt, die sich einerseits mit Livingstones und anderer Forscher Angaben über das Vorkommen von Gold, anderseits aber mit den ziemlich genau ermittelten Grenzen des Monomotapareiches decken. Der alte Makalangastaat muß folglich mit diesem großen Ruinenfeld in irgend einer Beziehung gestanden haben. Er steht aber, wie wir sahen, auch mit dem Reiche des Muata Jamvo in einer Kulturbeziehung, ja mehr noch, auch mit Staatsgruppen gleicher Grundart, die wir hier nicht kennengelernt haben, denen der Humba und Wemba im Nordwesten und der Niamwesi-Kitara im Norden. In allen diesen Lehensstaaten hießen die Häuptlinge Mona, gab es eine Adelsschicht, die sich als besondere Kaste vom Volk abhob, war der Herrscher eine in Mystik gehüllte Persönlichkeit, die möglichst unsichtbar bleiben sollte, oft sogar eingeschlossen gehalten wurde, immer aber einsam speisen mußte, ja, die so heilig war, daß sie in alter Zeit sogar nach einer Reihe von Regierungsjahren feierlich getötet wurde, und deren Seele nach dem Tode in einen Wurm oder eine Schlange überging, um sich später in einen Leoparden zu verwandeln oder auf andere Weise wieder ihre alte Macht darzutun und aus dem Jenseits für das Volk zu sorgen. In allen diesen Staaten, bald voll erhalten, bald im Verfall, bald aus Volksüberlieferungen feststellbar, haben wir die Beamtenhierarchie, die oft mächtiger ist als der König selbst, und aus ihr hervorragend jene merkwürdigen vier Erzbeamten, die

nach einer längeren oder kürzeren Periode der Anarchie den neuen König wählen, haben wir eine Menge gemeinsamer oder verwandter Kulturerscheinungen materieller Art aus der Weberei, Flechterei, Töpferei, Architektur und so weiter, und haben wir endlich jene mutterrechtlichen Anschauungen und Sitten von der »Urmutter aller Könige« bis zum Einfluß auf die Politik, bald stärker, bald abgeschwächter, bald in ganz extremen Formen auftretend, wie die Sitte, daß der gottähnliche König keine Ehe normaler Art schließen, sondern nur die eigene Schwester oder Tochter heiraten darf.

So ist es nun klar: keine zufälligen Ähnlichkeiten sind es, die uns auf unserem Wege vom alten Muatareich in Lunda in das ältere Makalangareich von Mosambik aufgefallen sind, vielmehr hat sich hier, den Sambesi hinauf, in uralter Zeit eine sehr starke, konzentrierte und reich durchgebildete, kurz, eine hohe Kultur über die Nordostecke Südafrikas und die anschließenden Zentralgebiete ergossen, reiches, prangendes Leben entfaltend, Jahrhunderte dauernd. So stark war die Lebenskraft dieser Kultur, daß nicht einmal die Schrecken und Stöße eines sechzigjährigen Krieges sie zu vernichten und ihre staatsbildende Kraft auszulöschen vermochten: die Völkerstürme der wilden Jaga, die 1540—1600 vom Tana im Osten bis zum Kunene im Westen und dem Oranje im Süden das Land erst von Ost nach West, dann von West nach Ost und abermals rücklaufend wieder von Ost nach West verheerten, die Hunnen Südafrikas.

Und doch ist das Bild dieser Kultur noch unvollständig. Wie den Südosten Afrikas am Sambesi, so traf den Nordosten dieses Erdteils in der Gegend des heutigen Massaua eine von fernher heranziehende Fremdkultur, deren Stoßkraft noch

größer war. Quer, in ostwestlicher Richtung, durchstieß sie den Kontinent in seiner vollen Breite, an der Senegalmündung den Atlantischen Ozean erreichend. Später wurde sie dann durch zwei andere Fremdkulturen hier im Westen abgeschnürt und auf die Gegend des Tsadsees als wirksamsten Westbezirk beschränkt.

Diese zweite, von ganz anderer Einbruchsstelle aus über Afrika hinfließende, nördliche Fremdkultur ist nun in vielen Stücken unserer südlichen verwandt. Nicht nur in Erscheinungen des materiellen Lebens, wie Geräten und Werkzeugen, bei denen an eine äußerliche Nachahmung gedacht werden könnte, sondern sogar in tiefseelischen und religiösen Vorstellungen, deren Annahme immer auch eine innere Fähigkeit zur Annahme voraussetzt, wie zum Beispiel gerade jene mystischen Anschauungen über die Gottähnlichkeit des Königs und ihre oben erwähnten Folgeerscheinungen, ritueller Königsmord und Anarchie beim Königstod, Einschließung und Geheimspeisung des Königs, seine Verheiratung mit der eigenen Schwester oder Tochter, die Persönlichkeit der Urmutter, die mystische Vier der Erzbeamten und so weiter.

Beide Kulturen sind also verwandt, auch wenn sie zu verschiedenen Zeiten Afrika erreicht haben. Wir nennen die eine die norderythräische, die andere die süderythräische Kultur.

Worauf beruht nun diese auffallende und bis in komplizierte Einzelheiten hineinreichende Kulturverwandtschaft zwischen den erythräischen Staatenbildungen des Sudans und denen des südlichen Zentrallandes? Auch hierüber gibt es genaue kartographische Feststellungen. Sie zeigen eine von Norden nach Süden verlaufende Brücke zwischen beiden Kulturströmungen, die an der Ostküste Afrikas entlang führt.

Mit anderen Worten: die nordernthräische Kultur hat von ihrem Einbruchsgebiet, dem oberen Nilland aus, nach Süden gedrückt, Ausläufer vorgetrieben, die den Sambesi erreichten, von dort in westlicher und nordwestlicher Richtung sich weiter ausgebreitet, aber — und das ist wichtig — hier die verwandte südernthräische Kultur damals schon vorgefunden. Denn einmal zeigt diese südernthräische Kultur eine große Reihe von Merkmalen, die bei der nordernthräischen Kultur nicht vorhanden sind und auch nicht aus ihr abgeleitet werden können. In dem derben Mutterrecht der Banyai treten uns solche Merkmale noch in der ursprünglichen Form entgegen. Auch wäre die intensive Ausbreitung nordernthräischer Kulturgedanken im mittelafrikanischen Waldgebiet nicht zu verstehen, wenn nicht eine andere verwandte Kultur die Bahn gebrochen und den Pflanzboden für die nachdrängenden Kulturkeime geschaffen hätte.

Dies läßt sich auch beweisen, wenn man der nun sich aufdrängenden Frage nachgeht, wie denn die Wege dieser beiden Kulturen weiterlaufen? Sie führen aus Afrika und damit aus unserem eigentlichen Thema hinaus. Auch sind sie heute noch nicht in sämtlichen Einzelheiten geklärt. Immerhin wollen wir diese Frage nicht einfach abschneiden, sondern ihr wenigstens mit einigen Andeutungen nachgehen.

Der Sambesimündung und dem alten Makalangareich gegenüber liegt die große Insel Madagaskar. Auf dieser Insel wohnt ein altes, sehr konservatives Volk, die Hova. Dieses Volk steht den Negern Afrikas völlig fremd gegenüber. Es hat schon seit langer Zeit die ungesunde Küstenniederung verlassen, vielleicht auch unter dem Druck einer stark negroiden Küstenbevölkerung und später dem der Franzosen, sich in die

hohen Bergländer des Innern zurückgezogen und zu einem Gebirgsvolk entwickelt. Trotzdem treten in seiner Kultur süderythräische Beziehungen, besonders zu den Banyai, in solcher Deutlichkeit auf, daß ein Kulturzusammenhang angenommen werden muß. Diese Hova haben aber noch andere, entscheidende Merkwürdigkeiten, nämlich eine sehr klare Überlieferung, daß sie auf der Insel eingewandert seien, ferner eine Symbolik, in der das Schiff eine große Rolle spielt, und sie haben einen Körperbau und eine Sprache von unbestreitbar malaiischem (austronesischem) Typus. Die Hova gehören der malaiisch-polynesischen Völkergruppe an. Nur auf dem Seewege können sie nach Madagaskar gelangt sein. Und dies erscheint gar nicht so unfaßbar, wenn man einerseits die hohe Seetüchtigkeit jener Südseevölker, anderseits den regelmäßigen Wechsel von Monsum und Passat im Indischen Ozean richtig wertet, der die Seefahrt, selbst über große Strecken, wesentlich begünstigt. Sind aber die alten Hova, wie wir annehmen dürfen, mit den alten Süderythräern identisch, so ergibt sich als Heimat dieser afrikanischen Fremdkultur die Südsee.

Auch die Herkunftsfrage der norderythräischen Kultur wird durch die kartographischen Ermittlungen des Münchner kulturmorphologischen Institutes heute aus dem Dunkel unerforschter Frühgeschichte immer mehr herausgehoben. Diese Ermittlungen führen gleichfalls in die Südsee. Diese nördliche pazifische Kulturwelle erreichte Indien, das Gebiet des Persischen Golfes und das des Roten Meeres. Ihre befruchtende Kraft ließ rings um den Raum des Arabischen Meeres jene alte Kultur erblühen, die unter dem Namen »kuschitische Kultur« bekannt geworden, aber bisher nur sehr dürftig erforscht worden ist und genauer kaschitische

Kultur heißen müßte. Sie hat dann jene norderythräischen Wellen weitergegeben, die östlich Senegambien, südlich Sambesien erreicht haben. Sie hat aber auch in nördlicher Richtung ausgestrahlt, unter anderem in das altjüdische Reich, wo wir ihre Spuren z. B. in den Büchern Mose (Salomos Tempelbau usw.) verfolgen können. Die Verwandtschaft zwischen nord- und süderythräischer Kultur und damit auch der hohe Grad von Aufnahmefähigkeit der süderythräischen Formen für Elemente der nördlichen Schwesterkultur erklärt sich nunmehr sehr einfach durch gemeinsame Abstammung beider Kulturen von einer pazifischen Mutter*).

Danach ergibt sich also das Bild zweier großen Kultureinströmungen östlicher Herkunft und verwandten inneren Wesens, von denen die südliche den afrikanischen Kontinent zuerst erreichte, später Bestandteile der nördlichen, die den Weg in ihr Wirkungsgebiet fanden, in sich aufnahm und mit den eigenen verschmolz — eine Erscheinung von ähnlicher geschichtlicher Wucht wie etwa Wikingerfahrten und Gotenzüge.

Weiter wollen wir in diese Fragen nicht dringen. Was wir bisher erfuhren, hat uns das »dunkle Afrika« als Schauplatz großer Völkerbewegungen und machtvoller geschichtlicher Ereignisse gezeigt. Damit beantworten sich auch jene beiden Fragen, die wir an den Anfang dieses Abschnittes stellten, jetzt von selbst, die Fragen: wie äußert sich der Wechsel der Landschaft von der südafrikanischen Steppe zum Fluß- und

*) Vgl. hierzu: Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas, herausgegeben von Leo Frobenius, Eugen Diederichs Verlag, Bd. IV, Einleitung, Atlas Africanus, Heft I—III; K. v. Boeckmann, Vom Kulturreich des Meeres, Wegweiserverlag, Berlin, 1924.

Waldgebiet des Sambesitales im Leben der Kulturen, und wie stellt sich im Bereich dieser anderen Landschaft die Auseinandersetzung zwischen Europa und Afrika dar?

Über die zweite Frage wollen wir in einem anderen Zusammenhang noch Näheres sagen und diesen Abschnitt mit einigen weiteren Betrachtungen zur ersten abschließen.

Mit dem Landschaftswechsel ergab sich auch ein Kulturwechsel von teilweise sehr schroffen Formen. Wohl fanden sich auch Übergänge und Ähnlichkeiten zwischen der betschuanischen und der Lundakultur. Immer aber zeigten sie einen Zustand innerer Gärung, Umbildung, Anpassung. Voll identisch waren keine dieser Erscheinungen. Die Unterschiede zwischen den kaum vierhundert Kilometer voneinander entfernten Kulturbezirken des Ngamisees (betschuanische Bamangwato) und der Barotse im Sambesital waren ungleich größer als die zwischen den Bamangwato und Basuto, die eine Wegstrecke von zwölfhundert Kilometer zwischen sich haben; und von den Makololo sahen wir, daß sie durch den Geist einer anderen Landschaft unwiderstehlich zu Umbildungen gezwungen wurden.

Aber noch etwas anderes muß auffallen. Kaum traten wir aus dem starren Druck der zentralsüdafrikanischen Landschaft heraus, in deren Region wir keine dauerhaften und vollblütigen Kulturschöpfungen erkennen konnten, und in die fruchtbaren, bald anmutig, bald großzügig belebten, verkehrsfördernden Flußgebiete und Ebenen des Nordens hinein, so fanden wir uns auch schon umfangen von einer wahrhaft vollblütigen Kulturschöpfung großen Stiles. Wir wissen nun, die Landschaft — als Basis des einfachen, naturhaften Daseins wie der bewußten Selbstentfaltung — ist ein mächtiger Faktor im Lebensablauf der Kulturen.

Mächtig dadurch, daß er nur Verwandtes duldet, Fremdes abstößt oder zu Umbildungen zwingt. Dies ist eine Tatsache, die gar nicht oft genug betont werden kann, da sie für unser historisches Verständnis ebenso grundlegend ist wie für die Gestaltung unseres gegenwärtigen Daseins und Wirkens.

Vollblütig war diese erythräische Kultur, wie nur eine Fremdkultur in Afrika sein kann, getragen von starken, klugen und tatkräftigen, durch Rasse und Disziplin geeinten Menschen, von kriegerischem Geist und innerer Einstellung auf die großen Formate menschlichen Gestaltungswillens. Leicht ward ihnen die Eroberung des Sambesi-, Lunda- und anderen Landes, die Unterwerfung der alten bäuerlichen Bewohner und deren Einspannung in Ohnmacht und Fron. Weit umher im ganzen Bereich schossen jene Lehensstaaten auf mit despotischen Tendenzen, jene Bauten und Lebensformen fremder Länder, traten Frauen an die Spitzen der Provinzen und Reiche. Eisern fast schien der Bestand.

Aber nur äußerlich, als Machtgerüst. Dieses allerdings war so stark, daß es auch den wilden Jaga standhielt. Aber im Innern des Gerüstes dieser scharf ineinandergefügten politischen, sozialen und geistigen Organisation begann es alsbald sich seltsam zu regen. Als wenn Ranken und Schößlinge eine Erddecke langsam und leise sprengten. Aus dem Boden stiegen die Gebilde der Vorzeit auf, wurden niedergetreten und wuchsen tausendfach nach, wuchsen nach in solcher Fülle, daß kein Niedertreten mehr half und nach einiger Zeit ihr Vorhandensein selbst von den Menschen der anderen Welt als eine Selbstverständlichkeit hingenommen wurde. Sie rankten auf und umwucherten die fremden Gerüste, bis diese im bodenständigen Blätter- und Blütenwerk fast unsichtbar wurden, ließen Raum

auch jungen Baumriesen, die frei dastanden und ihre Äste hoben. Wohl blieb das alte Gerüst, aber es ward immer unsichtbarer, und schließlich war nicht dieses Gerüst, sondern das neue, kraftoll verholzte Ranken- und Baumwerk der tragende Teil. So, daß — unmerklich menschlichen Augen — das Gerüst abfaulen konnte und doch kein Einsturz erfolgte. Denn es standen ja noch die alten Formen, wenn auch aus neuem Stoff. Bis dann, wieder Zeiten darauf, auch sie, von dem Richtungszwang des Gerüstes erlöst, sich wieder zu den frei aus ihren Wurzeln heraufließenden natürlichen Formen des Heimatbodens zurückfinden werden.

Dergestalt war das Kulturbild, das uns in besonderer Anschaulichkeit Lunda bot. Aus der einst auch politisch herrschenden Lukokescha war ein Symbol und eine Gutsbesitzerin geworden. Manneskultur und vaterrechtlicher Geist hatten sie umfaßt, verdeckt, erdrückt. Und wie in Mussumba ging es an den kleinen Höfen. Selbst die Prachtgestalt einer Manenko blieb machtlos gegen das von den persönlichen und vergänglichen Fähigkeiten ihres Bruders ganz unabhängige Aufwallen des alten männlichen Geistes der Gegend.

Waren es jene vaterrechtlichen, einfältigen Bauern, die solche übermächtigen Umbildungen zustande brachten? Das will unmöglich scheinen. Gefühlsmäßig richtiger erscheint, daß auch sie nur das Produkt eines Stärkeren sind, das mit den Formen der Pflanzen, Bäume und Tiere zugleich die Kulturformen der Menschen nach tiefinnerlichen Gesetzen beeinflußt — der Geist der Landschaft. Da die erythräische Kultur ihm fremd war, konnte sie sich wohl eine Zeitlang gewaltsam behaupten. Aber schon am ersten Tage ihres Eindringens sind Schatten dieses Geistes über sie hingelaufen.

Deshalb mußte sie in innerer Umbildung vergehen, auch ihr Gerüst äußerer Macht opfern, selbst wenn Europa nicht auf dem Plan erschienen wäre und aus unsichtbarer, allmählicher Wandlung sichtbaren und jähen Zerfall gemacht hätte. Wie aber — müssen wir fragen — wird es Europa selbst in Afrika ergehen, das doch auch nur eine solche Fremdkultur ist?

Wir stehen am Ende des zweiten Abschnittes unseres Buches. Unser Führer Livingstone erreichte die Ostküste bei Kilimane und fuhr von dort nach England. Zwar kehrte er im Jahre 1858 an den gleichen Ort zurück und hat dann mit einer einzigen Unterbrechung bis zu seinem Tode im Jahre 1871 das ostafrikanische Seengebiet bereist. Damit tritt er aber aus dem geographischen Bezirk unseres Buches heraus.

Das Leben dieses Forschers ist ein leuchtendes Beispiel von Hingabe an ein Ziel. Fast dreißig Jahre ist dieser Mann größtenteils in völlig unbekanntem Gebiet gereist, hat er mit einer wissenschaftlichen Inbrunst, die ihresgleichen sucht, Mühsal ertragen, der Wissenschaft gedient und diesen Dienst mit dem Tode besiegelt.

Krank und völlig entkräftet ist der Achtundfünfzigjährige in der Nacht zum 1. Mai 1873 in einem Dorf südlich vom Bangweolosee gestorben. Schon seit Wochen waren seine Körperkräfte durch Dysenterie so verringert, daß er kaum mehr gehen konnte und in einer Tragbahre reisen mußte. Seine Hoffnung, noch zur Küste zu gelangen, erfüllte sich nicht. Sterbend erreichte er des Häuptlings Chitambo Dorf, wo seine Diener ihm in einer Hütte ein Lager bereiteten. Nachts wurden sie von Livingstones kleinem Negerjungen ge-

weckt. Sie fanden ihren Führer in letztem Gebet erstarrt tot über das Lager gekniet. Rührend war die Treue dieser schwarzen Diener. Sie balsamierten den Körper sorgsam ein und trugen ihn unter Not und Gefahr mitten durch Völker, die eine Leiche nur mit Grausen betrachten, sie als unheilvoll fürchten und durch rasche Bestattung unschädlich machen zu müssen glauben, mehr als zweitausend Kilometer weit über Tabora zur Küste. Dort nahm den toten David Livingstone ein englisches Schiff auf und brachte ihn zur Heimat.

Ehren wir seinen Namen, wie England es tat, als es die sterbliche Hülle des rastlosen Wanderers in seiner Königsabtei bettete. Als dieses Buch geschrieben wurde, hat man der fünfzigsten Wiederkehr des Todestages in allen Erdteilen gedacht.

Von dem ergreifenden Treuedienst seiner schwarzen Gefährten aber wollen wir uns noch zu einer Überschau über das Ganze dieses zweiten Abschnittes unseres Buches führen lassen.

Dulden haben wir ihn überschrieben. Was bedeutet diese Überschrift im Zusammenhange des ganzen Buches?

Wir sahen den Buschmann im Anprall der weißen Welle sterben. Hier aber sahen wir eine zweite Form afrikanischer Antwort auf europäischen Einbruch.

Drei Jahrzehnte ist Livingstone in Afrika gereist. Fast alle seine Reisen waren Erstentdeckungen, führten zu Völkern, die nie einen Weißen gesehen hatten. Zu armen und reichen, schwachen und mächtigen Stämmen, zu Sklaven und Fürsten, denen es ein Leichtes gewesen wäre, den ohne Kriegsmacht hinziehenden Wanderer und Besitzer begehrter Güter zu überwältigen. Nichts derartiges ist geschehen. Nicht Menschen waren es, die Livingstones Leben endeten, sondern eine Krankheit.

Ebenso war es bei Pogge, ist es bei unzähligen anderen Erforschern dieses Erdteils gewesen. Wohl sind viele Reisen gescheitert, manche Expeditionen zugrunde gegangen. Aber die Todesziffer steht in keinem Verhältnis zu derjenigen der Erfolge. Und bei vielen der Unglücksfälle hat sich eigenes Verschulden der Reisenden als Ursache ergeben. Dieses Verhältnis zwischen den Zahlen schuldlos verunglückter und erfolgreich heimgekehrter Forscher ist so auffallend, so klar übersehbar und so bedeutsam, daß es betont werden muß.

Die afrikanischen Völker haben als Ganzes genommen auch in entlegensten Gebieten, bei primitivster Kultur und bei kriegerischstem Geist sich als zugänglich und friedsam erwiesen. Sie lassen den weißen Wanderer in ihre Gebiete herein und wieder hinaus, gewähren Gastrecht und Einblick in ihre Sitten und Anschauungen, halten sich von Raub und Bedrohung fern unter einer einzigen Bedingung — daß der Weiße selbst in friedlicher Absicht kommt und ihre Eigenarten achtet. Überall, wo dies der Fall war, haben wir als weit vorherrschende und für die Gesamtwertung daher entscheidende Gegenleistung der schwarzen Landesherren ein Gewährenlassen — ein Dulden.

Verschieden in seinen einzelnen Formen und Graden ist dieses Dulden. Bei den viehzüchtenden althamitischen Nomaden des Nordens und Ostens ist es geringer als bei den bäuerlichen, festsässigen Negern. Bei den von fremden Kultureinflüssen durchsetzten, oft genug im Widerstreit zwischen Altem und Neuem aus dem seelischen Gleichgewicht gedrängten, moralisch verdorbenen Grenzvölkern ist es nur schwach. Aber erst bei den Trägern solcher fremden Kultur selbst, mögen sie von weißer oder brauner Hautfarbe sein, erreicht es im Durch-

schnitt des Ganzen den schwächsten Erscheinungsgrad. Aber diese Menschen sind auch keine Afrikaner.

Bald geht das Dulden bis zu völliger Preisgabe eigenen Wesens und willenloser Annahme des Fremden vor sich, bald ist es nur ein mißtrauisches, lauerndes Beobachten. Die Betschuanen ließen sich taufen. Die Fürsten des Nordens wollten von einem fremden Gott nicht einmal hören. Gastlich aber waren sie beide.

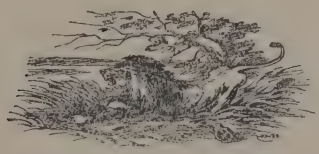
Groß ist der Gradbogen dieses Duldens. Er ermöglicht dem klugen und warmherzigen, von kleinlichem Weißendünkel freien Forscher reiche Arbeit.

Aber auch über die äußersten Striche des betschuanischen Poles zittert der Pendel nur mit verhaltener Neigung zum Umschlag. Man kann den Pendel gewaltsam festhalten. Aber eines Tages, wer weiß, wie es geschah, hat sich der Stift gelockert. Der Pendel schlägt zurück.

Vergessen wir es nicht: der weiche Setschele und der harte Sebituane sind Männer e i n e s Stammes!

Das Dulden kann auch anders als durch eine Gewalttat des Augenblicks erschöpft werden.

Durch allzu lange oder unweise Inanspruchnahme.



Livingstone unter dem Löwen.

Kampf

Südafrikanischer Kriegszug.

Wir stehen auf unserer Wanderung in Kilimane, wo wir Livingstone verlassen, also in der Provinz Mosambik, und damit in der Nordostecke des südafrikanischen Gebietes. Die Fläche des zentralen Hochlandes und des nordöstlichen Waldkeiles haben wir mit Buschmännern, Betschuanen, Sambesi- und Lundavölkern kennengelernt. Es bleibt uns also noch jenes mächtige, ringförmig das Binnenplateau umziehende Terrassenland, dem wir uns jetzt, von Kilimane südwärts ziehend, in seinem Verlauf bis in unsere frühere deutsche Kolonie zuwenden. Drei große Völkergruppen treffen wir hier: Kaffern, Hottentotten und Herero. Wenn wir nun das Leben und die Geschichte dieser Völker im ganzen überblicken, so sehen wir überall in diesem Bergland, bald hier, bald dort, bald schwächer, bald stärker, eine Erscheinung aufblitzen, die an Größe alle anderen überragt und sie ständig beeinflußt: den K a m p f.

Kampf zwischen schwarzen Völkern untereinander, Kampf aber vor allem zwischen Schwarzen und Weißen. Kampf um

Leben und Land, verbissen und heftig, voll großer und tragischer Taten. Nirgends sonst fanden wir dies in Südafrika. Aber es wundert uns nicht. Denn jedes Gebirge schließt ab nach außen, zusammen nach innen, und erzieht zu mannhaftem Wesen. So wurden die Völker der Terrassenberge zu Kriegern. Und sie waren als nächste Anwohner der Küste zugleich diejenigen, deren Land von der europäischen Welle am ehesten getroffen und am meisten begehrt wurde. Heimatliebe und Tapferkeit der Schwarzen, Eroberungswille und Landhunger der Weißen prallten zusammen. Bei der Entschlossenheit und Tatkraft auf beiden Seiten konnte nur offener Kampf den Konflikt entscheiden.

So steht für unser Buch, das nicht nur dem afrikanischen Heldentum, sondern damit zugleich dem Auseinandersetzungsvorgang zwischen europäischer und afrikanischer Kultur gilt, hier im Terrassengürtel des Südens die Erscheinung des Kampfes beherrschend obenan. Und damit wird die Aufgabe dieses dritten Teiles ebenso eindeutig wie einfach. Kampf ist gesteigertes Dasein in einer dem Wesen nach gleichbleibenden Form und mit raschen Ergebnissen. Wir haben hier folglich nicht die wirr verknoteten, schwer zu enträtselnden und vor allem langsamen Vorgänge friedlicher Kulturentwicklung vor uns, die uns im zweiten Teile zu längerem Verweilen zwangen, sondern den in der Kampfesweise zwar wechselnden, im Erfolg (Niederlage oder Sieg) aber gleichen und mit dem einen oder anderen auch die Kulturentwicklung jäh umsteuernden Vorgang der gewaltsamen Eingriffe.

Kaffenrvölker

Der Name Kaffer ist ein von Mohammedanern eingeführter und dann von europäischen Ansiedlern übernommener willkürlicher Sammelname, der von Kafir, das heißt Heide, stammt, von den Kaffern selbst, die in mehreren großen und selbständigen Völkergruppen leben (Pondo, Fingu, Xosa, Zulu und Swasi), aber nicht gebraucht wird. Schon diese Beziehung zu islamischen Völkern deutet auf eine Herkunft der Kaffern vom Norden, von der sie auch selbst noch eine Überlieferung haben. Historisch belegt ist jedoch nur ihre Ausbreitung vom Sambesi — also altem Negergebiet — nach Süden, eine Bewegung, die im sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert erfolgt sein muß. Mit dieser Feststellung stimmen auch manche Einzelheiten des körperlichen Typus, der Sprachgrundlage und der Sitten der Kaffern überein, die an die Neger des tropischen Afrika erinnern, während andere Merkmale nach Norden in das Nilgebiet, ja vielleicht darüber hinaus nach Kaukasien weisen. Es treten uns also von vornherein bei den Kaffern Blut- und Kulturmischungsmerkmale entgegen.

Die Kaffern haben großen und muskulösen Gliederbau, lange Schädel, hohe Stirnen, schwarzes, wolliges Haar und aufgeworfene Lippen. Ihre Hautfarbe geht vom tiefen Schwarz an der Delagoabai bis zum reinen Braun im Süden herunter. Die Gewandung ist in der Menge des benötigten Stoffes denkbar primitiv, den Formen nach aber von erstaunlicher Abwechslung unter den einzelnen Stämmen und bald aus Pflanzenstoffen (Rinde, Palmfaser oder Baumwolle), bald aus Tierstoffen (Felle, Leder, Wolle) gefertigt. Ihre ein-

zelnen Stücke bestehen bei Männern und Frauen im allgemeinen aus einem Lendenschurz, der oft nur ein Riemen, manchmal noch weniger ist, manchmal aber auch allen billigen Ansprüchen an eine Badehose gerecht wird, ferner einem Mantel (Karoß), der von den Männern über dem Rücken getragen, von den Frauen um den Leib gewickelt wird, so, daß die Brust frei bleibt. Im übrigen ersetzt die übliche Schminke aus Fett, vermischt mit Ocker, roten oder weißen Farbstoffen, das Fehlende. Große Sorgfalt hingegen gilt der Frisur, besonders bei den jungen Männern, auf deren Köpfen sich das Verschönerungsbedürfnis in den wunderlichsten Kompositionen auslebt. An Schmucksachen sind besonders Perlen, Spangen, Stirnreifen, Fellbehänge aus wechselndem Material und in stark wechselnden Formen gebräuchlich. Wenig einheitlich und auf mancherlei äußere Einwirkungen deutend sind alle diese Kulturmerkmale. Einheitlich dagegen ist der Hüttenbau, halbkugelige Bienenkorbhütten mit Grasdach, die wie bei den Betschuanen kreisförmig um Kotla und Viehhürde zum Kral vereinigt werden. Arme begnügen sich mit einer Hütte, die Wohlhabenden aber bauen sich ganze Gehöfte. Der Hausrat ist denkbar einfach, eine Matte oder ein Fell und eine kleine Nackenstütze zum Schlafen und Liegen, kleine dreibeinige Schemelchen zum Sitzen, Mahlsteine, einige Körbe, Schalen und Töpfe aus Ton, Holz oder Kürbissen, Holzlöffel und andere Kleinigkeiten bilden das ganze Inventar. Unterirdische Vorratsgruben dienen zur Aufbewahrung des Getreides, genau so wie im Nordosten bei den Somali. Dieses Getreide besteht in sogenanntem Kaffernkorn (Sorghum), außerdem werden Mais und vor allem der in unglaublichen Mengen geraucht und geschnupfte Tabak gebaut. Der Landbau ist nur Sache

der Frauen und wenig geachtet. Denn unter allen wirtschaftlichen Tätigkeiten der Kaffern steht die Viehzucht weit obenan. Früher auf Rindvieh beschränkt, in neuerer Zeit auch Ziegen, Schafe und Pferde umfassend, ist die Viehzucht das wirtschaftliche Rückgrat dieser Stämme, ja, sie beherrscht sogar ein großes Stück des geistigen Lebens. Vieh ist für den Kaffern Vermögen, ist wirtschaftliches Lebensziel des Mannes, dem allein seine Pflege obliegt. Um Vieh werden Kriege geführt, wird geraubt und gehandelt. Vieh ist Lösegeld, Tribut und Kriegsentschädigung. Vieh ist nicht Schlachtwert, sondern ein Sammlungsobjekt, eine Leidenschaft, Gegenstand oft inniger Zuneigung. Daher wird es nur in äußerster Not geschlachtet, bei Erkrankung gepflegt und nur, wenn es gefallen ist, verspeist, im übrigen aber lediglich zur Milchgewinnung benutzt. Diese Viehleidenschaft kennen wir schon von den Betschuanen, die in mancher Beziehung ja den Kaffern nahestehen; sie tritt aber ebenso bei Hottentotten, Ovambo, Herero, also im ganzen Terrassenbereich des Südens, auf und setzt sich nördlich des Kafferngebietes wiederum bis in das Nilland fort, wo sie bei den Dinka ihren Höhepunkt erreicht und bei den alten Ägyptern z. B. im heiligen Apisstier als verwandte Erscheinung anklingt. Eine Kulturbewegung vom Nordosten Afrikas, der Küste entlang auf dem gleichen Wege, den wir bei der norderythräischen Kulturwelle kennenlernten, führt also rund um das halbe Küstenland Afrikas herum bis zum Kunene im Westen.

Gegen diese Viehleidenschaft tritt bei den Kaffern die Freude an handwerklicher Leistung stark zurück. Nur auf die Lederbereitung und die Waffenherstellung und vielfach auf die (wiederum nördliche, diesmal arabische Beeinflussung

verratende) Schmiederei wird besondere Sorgfalt gelegt. Jagd und auch Fischerei dagegen stehen wieder als männliche Tätigkeiten in hoher Gunst. Die religiösen Vorstellungen beschränken sich auf die Verehrung von Geistern, vor allem der Ahnen, aus deren Reihen zuweilen der Geist eines Häuptlings zu einer abstrakten Stammesgottheit aufrückt. Priester und Götterbilder gibt es so wenig wie bei den Betschuanen, dagegen Zauberer in Mengen und mit großer Macht ausgestattet.

Mit dem Ahnendienst hängt wie bei den meisten Negervölkern eine Einteilung des Volkes in Altersklassen (Kinder, Jünglinge, Männer, Greise, bei den Frauen entsprechend) zusammen, die wieder die soziale Organisation beeinflußt hat. Obwohl auch hier, vielfach besonders im Erbrecht, mutterrechtliche Bestandteile nachweisbar sind, hat doch der Mann und unter den Männern wieder der ältere das Übergewicht. Politisch äußert sich dieses Vaterrecht in einer Begrenzung der Häuptlingsmacht durch einen meist sehr einflußreichen Beirat der Sippenältesten, genau wie bei den Betschuanen, auf deren Sitten hier verwiesen werden kann. Diesem bunten und doch eine gewisse innere Einheit zeigenden Kulturbild entspricht vollständig der Charakter des Volkes. Tapfer, ausdauernd, gastlich und schlau ist der Kaffer. Den »prächtigen Wilden« haben ihn die Engländer genannt. Aber er ist auch träge und kann rachsüchtig, verräterisch und grausam sein. Immerhin überwiegen im echten Kaffern die guten Seiten. Tapferkeit, Treue gegen Häuptling und Stamm und Gastlichkeit zählt Bryce, ein guter Kenner des Kaffern auch aus neuerer Zeit, als die vornehmsten Tugenden auf. Krieg und Vieh aber sind die herrschenden Leidenschaften.

Aus diesem Charakterbild werden wir nun auch die Art politischer Regsamkeit der Kaffernvölker verstehen. Während nämlich bei den Betschuanen auf den dürftigen und eintönigen Flächen des Mittellandes die Volksgliederung in Stämme und Sippen zu einem losen, nivellierten Partikularismus geführt hat, wird sie hier im fruchtbaren, gesünderen und landschaftlich bewegteren Bergland des Küstenringes zu verschiedenen und wechselnden Gefügen politisch-militärischer Art von oft großartigen Formen. Und damit kommen wir zum Kern unserer Frage.

Eigenartig ist es, zu sehen, wie dieses Volk Kulturelemente verschiedener und meist entgegengesetzter Art zwar nicht zu einer geistigen, wohl aber zu einer politisch-militärischen Hochform umgegossen hat, einer Form, die gesund, lebensfähig und stark vom Norden her in die neue Heimat trat und einen politisch weit ausgreifenden Eroberwillen mitbrachte. Was wird nun aus diesen Anlagen in den Bergen des Südens?

In kleinen Stammesverbänden, vielleicht auch nur Horden, ihr Vieh mittreibend, sind die Kaffern unter dem Kommando ihrer Häuptlinge von der Sambesiniederung ausgezogen, um neue Weideplätze zu suchen. Bis tief in das Kapland hinein verstreuten sich ihre Gruppen, Buschmänner und Hottentotten, die früheren und schwächeren Landesherren, rücksichtslos vertreibend und sich auf deren Wohnplätzen ansiedelnd. Aus diesen Gruppen hat sich dann in den isolierenden Tälern, Becken und Stufen des Gebirges eine große Zahl selbständiger Stammesverbände ohne gemeinsame Leitung und von wechselnder Größe, hat sich aber auch ein harter, schwerer Menschenschlag entwickelt. Fest wurzelte er geistig an in seiner neuen Heimat, rasch vermehrten

sich seine Reihen und die Herden, so daß schon bald der anfänglich gewählte Lebensraum den einzelnen Stämmen zu eng wurde. So gab es bald Grenzstreitigkeiten und in deren Gefolge Gebietskämpfe. Seitdem war kein Friede mehr im Kaffernland. So stark diese Stämme sich nach innen entwickelten, so wenig brachten sie es — eine allgemeine Erscheinung bei Gebirgsvölkern — zu einer äußeren Einheit des Ganzen. Die Kafferngeschichte ist bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine Geschichte der unaufhörlichen Fehden, meist im Kleinkrieg, zuweilen aber auch große Formen annehmend, wenn ein Mann von Sebituanes Schlag erwuchs, der die schwächeren Stämme unterwarf und sie zu einem Reiche zusammenschloß. Ein solcher Mann war Tschaka, der Zulukönig. Wie Sebituane war er zu Beginn des vorigen Jahrhunderts geboren.

Er war von seinem Vater, dem Zuluhäuptling Senzagakomo, in der Jugend verstoßen worden und zu Dingiswajo, dem Häuptling des Ahatetwa, geflohen. Dieser Häuptling hatte bei einem Besuch am Kap die militärische Organisation der britischen Truppen kennengelernt und unter seinen Kriegern einzuführen versucht. Tschaka wurde sein befähigster Offizier. Als Dingiswajo starb, wählte das Heer ihn zu seinem Anführer. Tschaka, der inzwischen, nach dem Tode seines Vaters sich auch die Herrschaft in der alten Heimat zurückerobert hatte, gewann dadurch große Macht. Der ebenso kluge und energische wie ehrgeizige Mann spannte seine Ziele aber noch weit höher. Er führte die Heeresreform Dingiswajos durch, indem er den langen Wurfassagai der Kaffern in eine kurze Stoßlanze veränderte und dadurch seine Leute zu der bisher ungewohnten Form des Nahkampfes und Sturmangriffs in

geschlossener Linie erzog. Ähnliche suggestive Eigenschaften wie bei Sebituane halfen ihm bei diesem nicht einfachen Werke, so daß in kurzer Zeit seine Streitmacht allen Nachbarstämmen überlegen war. Mit ihr führte er nun eine Reihe rücksichtsloser Eroberungskriege durch. Bis zum Sankt Johnsfluß vertrieb, unterwarf oder zersplitterte er die Kaffernstämme. Wo er durchgezogen war, blieben Einöden zurück, setzten mächtige Völkerverschiebungen der verjagten Stämme ein, die wieder andere Stämme in Kriege verwickelten und die Völkerkarte Südostafrikas von Grund auf veränderten. Die großen Wanderzüge der Fecane, Xezibe, Baca, Amahlubi, Matebele aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts waren Tschakas Werk. Aber zu einem ruhigen Ausbau seiner riesigen, von Natal bis zum Oranjefreistaat reichenden Herrschaft ist dieser Eroberer nicht gekommen. Es fehlte ihm die politische Klugheit und Milde Sebituanes. Tschaka war nur Feldherr. Blutig wie seine Kriege war auch seine Regierung und gewaltsam wie sein Leben sein Tod. Eine Verschwörung bildete sich unter Führung seiner eigenen Brüder Dingaan und Umlangana. Am hellen Mittag stieß Dingaan auf der Kotla von Utukusu, Tschakas Residenz, den Herrscher nieder. Am nächsten Tage kämpften die verschworenen Brüder einen Zweikampf um den Thron. Umlangana unterlag. Dingaan tötete nun auch die mächtigsten von Tschakas Häuptlingen, war damit Herr der Lage und bestieg den Thron. Dies alles geschah im Jahre 1828.

Da Tschakas Scharen auch nicht annähernd ausgereicht hatten, die großen eroberten Distrikte zu besiedeln, und ihr Führer in seiner Verblendung die eingesessenen Völker meist vernichtete oder vertrieb, statt sie politisch seinem Reiche ein-

zugliedern, ließen die Zulu im Norden und Süden menschenleeres Land zurück. In diese Gebiete nun rückten seit den dreißiger Jahren die Weißen nach, im Süden die Engländer vom Kap aus, im Norden mit dem an anderer Stelle dieses Buches erwähnten »Großen Trekk« die Buren. Zwei eiserne Riegel europäischer Strategie und Waffentechnik legten sich dem Ausbreitungsdrang der Zulu und der im Lande noch verbliebenen anderen Kaffernstämme quer vor. Seitdem hören ihre inneren Fehden fast ganz auf, oder sie werden bedeutungslos. An ihre Stelle tritt in ungleich größerer Heftigkeit als je zuvor der Kampf mit den Weißen.

Über hundert Jahre hat er im ganzen gedauert und in sieben großen, blutigen, auf beiden Seiten grausamen Kriegen sich abgespielt. Dann erst war das Volk der Kaffern militärisch überwunden, aber auch ethnisch und kulturell gebrochen.

Seit Tschaka fürchtete man die Zulu am Kap wie in Transvaal. Man versuchte, die neue Nachbarschaft durch Grenzverträge unschädlich zu machen. Dies war bei der Kriegslust und dem Mißtrauen der Kaffern gegen die langsam sich vorschiebende Farmsperre ein schlechter Schutz. Bald waren kleine örtliche Streitigkeiten in vollem Gange. Sie führten zu Überfällen auf Farmen und zu Vergeltungszügen der Überfallenen. Rasch wurden dann aus den kleineren Kämpfen größere Kriegshandlungen. Die Farmer stellten Milizformationen auf. Aber auch die Kaffern einten sich unter neuen Führern, die das unruhige Völkergewoge in den Gebirgen des Ostrandes immer wieder zu harten Kampfverbänden und zeitweiligen Staatsgründungen zusammenschweißten. Viele solcher Führer im Kampf, der bald Verteidigung wurde, hat jenes Bergland hervorgebracht. Seine größten waren Mosili-

katse, der Matabele, Seyolo, Magoma und Umhala, die Zulu. Doch auch bei den Weißen wuchsen kühne und geschickte Anführer heran, wie die Feldkommandanten Pieter Retief und Andries Prätorius bei den Buren, die Generale Smith und Somerset bei den Engländern. Furchtbar ward dieses fast zwei Menschenalter hindurch währende, bald im Buschkrieg zerfließende, bald in großen Feldschlachten zusammengeballte Ringen der Rassen und Kulturen, aus dessen vielen Wechselfällen wir hier nur einige bezeichnende Vorgänge herausgreifen können.

Solange die Kaffern nicht mit der Wirkung der Feuerwaffen vertraut waren, versuchten sie den offenen Angriff, wie sie ihn von Tschaka gelernt hatten. Das rätselhafte Fallen ihrer tapfersten Krieger aber führte sie sehr bald zu jener Taktik des Überfalls und Hinterhalts, die alle südafrikanischen Kriege kennzeichnet und für die Weißen so verlustreich gemacht hat. Dickicht, Engpässe, Schluchten und Furten wurden von den mit allen Schleichpfaden der Heimat genau vertrauten, schlauen, gewandten und zähen Kämpfern meisterhaft ausgenutzt und glichen vielfach die unterlegene Bewaffnung aus, die nur in Kriegsbeilen, der Tschakaschen Stoß-, der alten Wurflanze und riesigen Schilden aus Ochsenhaut bestanden. Auch in der Heeresorganisation paßten die Kaffern sich sehr geschickt an. Sie bildeten Regimenter mit besonderen Abzeichen auf den Schilden und legten richtige Garnisonen an. Später steigerten sie ihre Kampfkraft auch durch Gewehre. Aber dies war bei den Weißen längst durch Einstellung von Feldgeschützen und durch die Entwicklung einer aus der Praxis des Krieges gewonnenen Gegentaktik wettgemacht. Hierzu gehörte bei den Buren vor allem das »Lager«, die

aus ineinandergeschobenen Wagen gebildete Festung, und das Reitergefecht, bei dem man die Angreifer auf Schußweite herankommen ließ, Salve gab, davonsprengte, lud und dann das Manöver wiederholte. Auch wurden bald Farbigenregimenter aufgestellt, besonders aus den bastardisierten Griqua und den mit den Kaffern verfeindeten Fingoe.

Als Tschaka das Land östlich der Drakensberge verwüstet hatte, sammelten sich jenseits des Gebirges die Trümmer der geschlagenen oder vertriebenen Zulu unter einem jungen, schneidigen, aber grausamen Verwandten Tschakas, den wir schon kennen, Mosilikatse. Er führte den etwa fünfzehntausend Männer, Weiber und Kinder starken Haufen nach Nordwesten, besiegte die dort wohnenden Betschuanenstämme und gründete in dem fruchtbaren Mosegaland das Matabelereich. Dort trafen ihn die über den Vaal vordringenden Buren und schlugen mit Hilfe ihrer Gewehre und Pferde sein Heer in einer blutigen Schlacht. Mosilikatse wich an den Sambesi aus, wo ihm aber Sebituane weiteres Vordringen wehrte. Er wandte sich dann gegen das alternde Makalakareich, dessen Heer er besiegte, und siedelte seine Scharen im Maschonaland neu an. Hier erstarkten die Matabele so, daß sie ihr Reich in zähem Abwehrkampf bis zum Ende des Jahrhunderts behaupteten und erst in den letzten großen Kriegen von 1893 bis 1896 endgültig unterworfen werden konnten.

Grausam, räuberisch und oft hinterlistig waren diese Kämpfe. Dingaan, der Mörder und Nachfolger Tschakas, hatte 1838 Pieter Retief zu Friedensverhandlungen in sein Lager eingeladen. Retief erschien mit hundert Reitern. Die Aufnahme schien freundlich. Feste und Kriegstänze wurden zu Ehren der Gäste aufgeführt. Dingaan saß mit ihnen im

Kreise der tanzenden Regimenter. Plötzlich sprang er auf. Gellend schrillte seine Stimme über den Platz: »Bulalani abatakati!« (Schlagt die Hexenmeister nieder!) Wenige Minuten später lagen hundertundeine Burenleichen im Sand. Wieder einige Minuten später waren bereits zehn versteckt gehaltene Regimenter auf dem Marsch gegen die ihres Führers beraubte Hauptmacht der Feinde. Am Blaauwe Kranz-River und am Umgeni erfolgte der Zusammenstoß. Der Platz heißt noch heute unter den Buren »Weenen«. Nicht nur Männer, auch Frauen und Kinder fielen auf ihm dem Assagai zum Opfer.

Andries Prätorius rächte den Tod seines Freundes. Vergeblich rannten die Zulu gegen sein Lager an. Gewehr- und Kartätschfeuer aus geschickt aufgestellten Geschützen mähten ihre Reihen danieder. Ein rascher Ausfall gab den Rest. Den wütend Verfolgenden leuchteten in der Nacht die Flammen von Dingaans Hauptstadt auf den Weg, von den eigenen Bewohnern entfacht. Pieter Retiefs Ledertasche aber hielt dem Brande stand und wurde am nächsten Morgen von Burenhänden aus dem schwelenden Schutt geborgen.

Im Süden hatten 1846 die Engländer einen Zug gegen die tapferen Häuptlinge Seyolo, Pato und Umhala unternommen. Nach langem, zweijährigem, ergebnislosem Kleinkrieg in Schluchten und Engpässen versuchte Seyolo den Krieg durch offenen Sturm auf das Fort Peddie zu entscheiden. Aber er hatte nicht mit Geschützen gerechnet. Schwer geschwächt, wurden die Kaffern nach diesem tollkühnen Unternehmen am Gwanga von Somerset geschlagen. Bei dem Friedensschluß mußten ihre Häuptlinge als Zeichen der Unterwerfung dem englischen Oberbefehlshaber Smith den Stiefel küssen. Diese Schmach haben sie nicht vergessen.

Ein Zauberer Umlangeni trat auf, und die Kaffern hörten auf ihn. Die Geister hätten ihm die bevorstehende Vertreibung der Weißen angekündigt, sagte er. Es werde gelingen, wenn die Krieger sich im Augenblick der Gewehrsalve platt hinfallen ließen, dann aber, bevor die Feinde wieder laden könnten, sie mit den Assagai anfielen. Seyolo, Umhala und der listige Magoma waren die Führer. In hellen Haufen brachen ihre Scharen 1850 über die Farmen herein und rächten in blindwütigem Morden die Schmach von 1848. Smith wurde im Fort Cox eingeschlossen. Das Fort geriet trotz seiner Geschütze durch die Massenangriffe der Kaffern in Not. Smith aber rettete sich durch einen nächtlichen Verzweiflungsritt mitten durch die Belagerer hindurch und organisierte mit Somerset in rückwärtigen Teilen der Kolonie die Abwehr. Nun tat die Überlegenheit der Feuerwaffen und der Strategie wieder ihre Wirkung. Die Kaffernverbände wurden gesprengt, einzeln von Kloof zu Kloof gejagt, zum Teil aufgerieben und schließlich 1852 zum Frieden gezwungen.

Aber die Hauptführer, darunter Magoma, Seyolo und Umhala, waren entronnen. Sie sammelten in den Bergen die Trümmer ihrer Heere zu neuem Angriff. Wieder trat ein Zauberer auf, Umlakaza. Er ward das Verhängnis seines Stammes. Auch er predigte Krieg. Aber er stellte eine Forderung, eine Forderung als Preis für den Sieg von unerhörter Härte für das Kafferngemüt: nur wenn die Krieger sämtliches Vieh im ganzen Lande töteten, würden sie siegen. Wir wissen, was dem Kaffern sein Vieh bedeutet, daß es nächst dem Kampf seine einzige große Leidenschaft ist. Aber die durch jahrzehntelange Kriege, durch Niederlagen und Demütigungen, durch Verlust ihrer Weideplätze, Wohnstätten, An-

gehörigen und Freunde zur Verzweiflung getriebenen, jetzt in ihren Bergen zusammengedrängten Menschen glaubten dem Zauberer und vollbrachten die wahnsinnige Tat, durch die sie zugleich die eigene Verpflegung mit einem Schlage vernichteten. Vielleicht lag diesem Befehl auch ein Verzweiflungsgedanke der Führer zugrunde: das Volk durch die Not zum äußersten Widerstand zu treiben. Wie dem auch sei, das Vieh fiel, kein Stück blieb verschont, die Luft verpestete, denn selbst die Schwärme der Geier vermochten die Fülle unerwarteter Nahrung nicht zu bewältigen.

Es war umsonst. Ein Unglück ließ nicht einmal den Sinn dieser Tat zur Erfüllung reifen. Die zur Beratung versammelten Häuptlinge wurden von einem kühn und geschickt vorgehenden Streifkommando der Engländer weggefangen. Damit war das Volk und das Heer doppelt wehrlos. Zu einem Krieg ist es nicht mehr gekommen. Denn nun wütete der Hunger. Zu den Kadavern der Tiere gesellten sich die Leichen ihrer Herren. Zwanzigtausend Kaffern gingen innerhalb weniger Monate elend zugrunde. Von den Überlebenden fand nur ein Teil bei nördlichen Nachbarn Schutz. Der Rest zog, gebrochen an Leib und Seele, als Bettler in das Land der Feinde hinaus. So ward die alte Heimat entvölkert. Unbehelligt ergriff der Farmer von ihr Besitz. 1865 wurde sie der Kapkolonie einverleibt und erhielt den Namen Kaffraria.

Eisenbahnen führen heute hinein, Städte wachsen herauf, Farmen, Kirchen und Schulen sind entstanden und haben die Reste des alten Kriegsvolkes wirtschaftlich und geistig an sich herangezogen. Der gepriesene »Wohlstand« scheint endgültig die Zeit der Unruhen und Kämpfe beendigt zu haben.

Er hat auch der Lebenszähigkeit der Kaffern wieder Raum gegeben. Ihre Bevölkerungsziffer steigt. Und schon berichten klug beobachtende englische Forscher von deutlichen Anzeichen, daß aus diesem Volk an Stelle der einstigen militärischen politische Führernaturen erwachsen. Wie in Amerika.

Dingaans Hauptstadt. (Nach Gardiner.)

Hottentotten

Wie die Kaffern verdanken auch die Hottentotten ihren unschönen Namen fremden, diesmal holländischen Kolonisatoren. Er sollte wohl das in Eigentümlichkeiten der Lautbildung beruhende vermeintliche Stottern ausdrücken. Die Hottentotten nennen sich selbst Koi-Koin, Menschen der Menschen, das heißt Urmenschen. Wie wir wissen, bewohnten sie das ganze Kapland bis in das östliche Bergland hinein, wurden dann aber durch die Kaffern nach Westen abgedrängt und schoben nun ihrerseits wieder Buschmänner und im Nordosten die Herero und sogar die Ovambo vor sich her, bis dann im Branden der weißen Welle auch ihre Schicksalsstunde schlug. Ihre Reste gliedern sich heute in viele große Völkergruppen, die (heute ausgerotteten) Kaphottentotten, die Gonaqua, die Namaqua in Großnamaland, die Koranna am mittleren und die Griqua am oberen Oranjefluß, die aber sehr bald schon durch Weiße bastardiert wurden.

Auffallend groß sind die Übereinstimmungen ihrer äußeren und auch vieler Teile der inneren Kultur mit den Kaffern. In der Tracht unterscheiden sie sich, wenn man von Einzelheiten absieht, nur durch eine Fellmütze, die an die Stelle der kunstvollen Kaffernfrisuren tritt. Schmuck ist bei den Frauen gebräuchlicher als bei Männern. Zur Körperschminke wird hauptsächlich Ocker verwendet; auch ist bei jungen Mädchen ein Parfüm aus Buchupulver beliebt. Der Hütten- und Kralbau gleicht völlig dem der Kaffern, ebenso der wesentliche Teil des Inventars bis auf die Schlafmatte, die häufig durch eine neben dem Herde in den Sand gegrabene Vertiefung ersetzt wird. Ähnliche Übereinstimmungen finden sich

in der Bewaffnung, der sozialen Gliederung, die vorwiegend auf dem Sippenwesen und den Altersklassen beruht und in einen patriarchalisch organisierten Häuptlingstum ausläuft, und schließlich in den religiösen Vorstellungen, die gleichfalls mit dem Ahnendienst verknüpft sind. Die wichtigste Übereinstimmung aber liegt auf wirtschaftlichem Gebiet. Genau wie die Kaffern sind auch die Hottentotten vor allem Viehzüchter und Hirten, ist ihnen das Vieh Gegenstand stärksten Begehrens und liebevoller Fürsorge, Vermögen und nicht Verbrauchsgut.

Nach alledem könnte man die Hottentotten für ein abgesprengtes Kaffernvolk halten. Dem widersprechen aber andere Merkmale. Zunächst solche körperlicher Art. Im Vergleich zum Kaffern ist der Hottentotte klein und hager. Seine Körperlänge übersteigt selten hundertsechzig Zentimeter. Die Haut ist von graugelbbräunlicher Farbe wie abgefallenes Laub, runzelig und erinnert an die der Buschmänner. Der Schädel gleicht einem auf die Spitze gestellten Ei oder einem Dreieck. Darin sitzen ein breiter Mund, eine flache und kurze Nase, stark hervorstehende Backenknochen, weit auseinanderliegende Augen und eine schmale Stirn. Darüber ein krauser, filziger Haarpelz. Hände und Füße sind meist klein, überhaupt ist der ganze Gliederbau schwächlich und mager. Bis auf das Gesäß. Dorthin scheint der Hottentottenkörper seine ganze Fettbildung abzulagern. So entstehen vor allem bei den Weibern Polster von fabelhaftem Umfang, die sogenannte Steatopygie. Eine Harmonie der äußeren Körperteile ist also nicht vorhanden; äußerlich kann man die Hottentotten nicht als »prächtige Wilde« bezeichnen wie die Kaffern.

Auch die Sprache ist verschieden. Sie enthält viele Schnalz-

und Grunzlaute, die nach neueren Forschungen auf Entlehnungen aus der Buschmannsprache beruhen dürften, im übrigen aber besonders in der Grammatik auffallend starke Bestandteile, die an die hamitischen Sprachen des Nordens erinnern.

Schließlich weicht auch der Charakter der Hottentotten von dem mehr ernsten und harten der Kaffern ab. Wie bei den Betschuanen treten Weichheit und Hinneigung zu Fremdem auf. Der Hottentotte ist im allgemeinen heiter und gesellig. Feste, bei denen viel getanzt und musiziert wird, am liebsten in Vollmondnächten, spielen eine große Rolle. Auch weiß er zu fabulieren, Sagen, Märchen und Geschichten zu erzählen und im Volksgedächtnis zu erhalten. Aber Wankelmut, Großmannssucht, auch Unehrlichkeit verdunkeln dieses afrikanische Lebemannsbild ebenso oft und stark wie anderswo.

Wenn man nun untersucht, wie die Übereinstimmungen und Gegensätze zwischen Hottentotten und Kaffern zu erklären sind, dürfte man zu folgenden Vermutungen gelangen. Körperlich und sprachlich gehören die Hottentotten zweifellos zu den hamitischen Nordostvölkern, während die Kaffern zu bantisierten Nilnegern zu rechnen sind. Es scheint also, daß die Hottentotten als Rasse vom Nordosthorn heruntergezogen und in Gebiete mit patriarchalischer Kultur gelangt sind. Ihre starke Anpassungsfähigkeit hat dann sehr bald zu einer Durchdringung der ursprünglich matriarchalischen Kultur mit patriarchalischen Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen geführt. Umgekehrt werden die Kaffern ein ursprünglich patriarchalisches Volk gewesen sein, das aber mit matriarchalischen Kulturen (man denke zum Beispiel an die alte, süderythräische Kultur) in Berührung gekommen ist

und beeinflußt wurde. Das Endergebnis hat beide Völker dann bei dieser Kulturentwicklung äußerlich einander genähert. Die letzte Angleichung dürfte dann durch die innere und äußere Anpassung an die neue Heimat erfolgt sein, die südafrikanische Landschaft, deren nivellierender Einfluß auch bei diesen Völkern nicht zu verkennen ist.

Für den Einfluß der Landschaft auf Kultur und Charakter der Menschen sind aber die Hottentotten noch in einer anderen Richtung bezeichnend. Sie teilen mit den Betschuanen die Anlage zur Weichlichkeit und Fremdtümelei. Nun sahen wir bei den Betschuanen, daß auch dieser Schleier geistiger Erschlaffung durch das elementare Ereignis eines Sebituane zerrissen werden kann und dann verdeckte Reste einstiger Mannhaftigkeit wieder vorübergehend frei werden. Genau das gleiche finden wir bei den Hottentotten, nur mit dem einzigen bezeichnenden Unterschied weit größerer Heftigkeit. Hier macht sich eben der geistige Druckunterschied zwischen der öden Fläche des Binnenlandes und dem zwar auch einförmigen, aber doch durch Gebirgszüge gegliederten und gesteigerten, zudem wirtschaftlich ergiebigeren Terrassenland der Küstenregion fühlbar, das die Hottentotten bewohnen. Im Verhältnis der Hottentotten zu den Kaffern wieder dürfte die weitere Steigerung von den Hügeln und Bergen des Hottentottenlandes zu den Gebirgen des Kaffernlandes bei einem ethnographischen und kulturmorphologischen Vergleich der beiden Völkergruppen nicht außer acht gelassen werden.

Für die psychische Explosionsfähigkeit der Hottentotten finden wir in ihrer Geschichte reiche Belege. Nicht so draufgängerhaft, aber ebenso zäh wie die Kaffern haben sie ihre Kriege geführt, ihr Land gegen die weißen Ansiedler und

Soldaten verteidigt. Große Führerpersönlichkeiten mit ausgesprochener Feldherrnbegabung haben auch sie in jenen Zeiten hervorgebracht; Jonker Afrikaner und Hendrik Witboi waren die größten.

Im Jahre 1652 gründeten holländische Ansiedler unter van Riebeck die Anfänge der späteren Kapkolonie. Die Ansiedler breiteten sich rasch über das Land aus und stießen dabei mit den Kaphottentotten zusammen, deren Weidegründe sie für ihre Farmzwecke zuerst wohl meistens kauften, später aber einfach requirierten. Nach der herrschenden Anschauung jener Zeiten traten diese Holländer den Hottentotten nur mit größter Mißachtung entgegen (bekanntlich hat es eines besonderen päpstlichen Dekretes bedurft, um die Schwarzen überhaupt erst zu Menschen zu erklären). Immerhin haben die Holländer im Anfang versucht, friedliche Beziehungen zu den Eingeborenen herzustellen, auf deren Lebensmittel und Vieh sie angewiesen waren. Als aber die Hottentotten sich der Preisgabe ihres Landes widersetzten, die Ansiedler hingegen erstarkten und vor allem die nur auf materielle Interessen bedachte Ostindische Kompanie die Leitung der Kolonie fester in die Hand nahm, kam es zu offenen Konflikten, die bald grausame Formen annahmen. Die Kampfinstinkte der Hottentotten wurden rege und führten zu energischen Vergeltungsakten. Dies löste wiederum unter den Kolonisten Gegenmaßnahmen aus, vor allem die Aufstellung der sogenannten »Kommandos«, einer Art Miliz, deren Zweck die Ausrottung der Eingeborenen war. Durch genau abgestufte Schußprämien, je nachdem, ob es sich um einen Häuptling, Unterführer oder Krieger handelte, sorgte die Regierung bei diesen Unternehmungen für den gewünschten Nachdruck. So ent-

brannte auf der ganzen Vorpostenlinie des Farmgebietes alsbald ein blutiger Kleinkrieg, in dem sich die Leidenschaften auf beiden Seiten immer mehr steigerten und Dinge geschahen, die keine Ruhmestaten Europas darstellen. Selbst vor Verrat und Hinterlist sind die Farmer des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nicht zurückgeschreckt. Wie gründlich sie ihr Vernichtungswerk verrichteten, zeigt die Tatsache, daß schon hundert Jahre nach der ersten Ansiedlung der Holländer am Kap von den großen Hottentottenstämmen der Heusaqua, Auteniqua und Gonaqua nichts mehr übrig war als eine Anzahl Burensklaven. Es war das gleiche Bild wie überall, wo Europa kolonisierte. Man glaubte, ein Recht zu haben auf Wegnahme des Landes und, wenn die rechtmäßigen Besitzer sich dem widersetzten, sie als Räuber zu behandeln. Erbittert wehrten sich die Hottentotten, und schon damals traten energische Führer und Feldherrn unter ihnen auf; zu Kriegshandlungen größeren Maßstabes ist es aber erst im neunzehnten Jahrhundert gekommen.

Im Jahre 1796 tötete ein hottentottischer Diener mit Namen Jager, durch fortwährende Mißhandlungen gereizt, seinen Herrn und floh in unwegsames Uferland am Oranje. Der Mord wirkte unter den vielen zum Sklavendienst gepreßten Hottentotten der Kolonie wie ein Signal. Innerhalb weniger Tage sahen sich die weißen Sklavenhalter ohne Diener. Die Entflohenen aber fanden den Weg zu Jager und wählten ihn zum Anführer. Sie wußten sich Waffen zu verschaffen, bildeten eine Art Räuberbande und wurden der Schrecken der Gegend. Bald schwoll Jagers Streitmacht so an, daß er auch größere Kampfhandlungen wagen konnte. So schlug er einen Hottentottenstamm, die Koranna, der in sein Gebiet ein-

gefallen war, und zwang ihn zur Umkehr. Dreißig Jahre hat Jager dieses Leben geführt und dabei aus den zusammengelaufenen Scharen ein schlagfertiges Heer und einen fest zusammengefügten neuen Stamm geschaffen, den er die »Afrikaner« nannte. Als er starb, hinterließ er einen Sohn, der den Vater noch übertraf. Der kluge, entschlossene, von Anfang an auf Gründung eines großen Hottentottenreiches ausgehende Jonker Afrikaner gab Ende der zwanziger Jahre dem immer heftiger werdenden Druck der Weißen und der schon vorher durch die Kaffern ausgelösten Westschwenkung der Hottentottenstämme geschickt nach. Er überschritt den Oranje und wußte, sich verschiedene der in langsamer Westbewegung begriffenen Stämme, vor allem Namaqua und Orlam, anzugliedern. Dieser Zug Jonkers hatte die Räumung des Territoriums der Kapkolonie zur Folge und ist die letzte große Hottentotteneinwanderung nach Südwest.

Bis zum Kunene stieß Jonker mit seinen geschulten und tapferen Kriegern vor, sämtliche Stämme des Gebietes sich unterwerfend und zuletzt in einen langen Krieg mit den Herero sich verwickelnd. Hier fand er einen Weißen als Gegner, den Forschungsreisenden Anderssson. Dieser Mann hatte den romantischen Plan, aus den von ihm erforschten und geliebten Herero einen mächtigen Stamm zu bilden. Er führte sie gegen ihren Feind Jonker in die Schlacht, erlag aber dem überlegenen Angriff des Afrikaners und mußte zu seinem Schmerz erleben, daß der unwiderstehliche Feldherr auch die Herero unterwarf. Nach weiteren abenteuerlichen Zügen in das Land der kriegerischen Ovambo ließ Jonker sich schließlich mit seinem Stamm im Norden von Groß-Namaland bei Windhoek, am Fuße des Auasgebirges, nieder und erklärte sich zum unum-

schränkten König von Südwestafrika. Er war es tatsächlich auch, denn er hatte alles Land bis zum Omaruru im Norden, dem Ngamisee und der Kalahari im Osten, dem Chamob im Süden und dem Atlantischen Ozean im Westen unterworfen (siehe Karte). Weiße gab es hier damals noch nicht. Schwarze aber konnten dem gewaltigen Manne nichts anhaben. So hielt er seine Herrschaft bis zum Tode fest in der Hand. Dann aber ereilte sein Reich das bekannte Schicksal aller dieser Staatsgründungen auf südafrikanischem Boden — es verfiel unter den Nachfolgern. 1889 wurde der Rest des alten »Afrikanerstammes« vernichtet.

Aber aus der geistigen Saat des großen Jonker wuchsen neue »Afrikaner« hervor, die zwar das alte Reich nicht wieder zusammenzufügen vermochten, aber in anderer Weise Großes verrichteten und furchtbar wurden, die mit ihren Hottentotten wilde Kriege führten, nicht mehr gegen Kolonisten mit Hinterladern, sondern gegen moderne und tapfere Truppen, Männer wie Simon Copper, Jakob Morenga und vor allem Hendrik Witboi. Deutsche Truppen waren es, mit denen diese Hottentottenkapitäne gefochten haben. Und damit rücken uns diese Vorgänge besonders nahe. Deutschland wird ein Glied in der europäischen Kette, die Südafrika umklammert hat. Wir werden selbst Partei in jenem heißen Ringen der Kulturen. Viele von uns sind durch persönliche oder sachliche Beziehungen auch unmittelbar verknüpft mit den Geschehnissen jener Jahre. Schwieriger als je vorher auf der Wanderung durch Südafrika wird unsere Aufgabe.

Am 24. April 1884 wurde ein Gebiet von zwanzig geographischen Meilen Küstenlänge, das sogenannte Lüderitzland, in der Gegend der Bucht von Angra Pequena, unter

deutschen Reichsschutz gestellt. Die Bremer Firma F. A. C. Lüderitz hatte es durch Kauf von dem Namahäuptling Frederik erworben. Es bildete den Grundstock des späteren Deutsch-Südwest. Schutzverträge der Reichsregierung mit einheimischen Häuptlingen dehnten den Landbesitz bald weiter aus und versuchten, die koloniale Durchdringung des großen Gebietes auf friedlichem Wege zu sichern. Da das sandige, stellenweise wüstenartige Land nur für Viehzucht geeignet und oft auf lange Strecken wasserlos war, wurden für die einzelnen Farmen weiträumige Bezirke benötigt, so daß im Verlauf der Besiedlung eine langsam vorschreitende starke Einengung der Eingeborenen sich ergab. Zwar waren die Stämme der Eingeborenen nicht so zahlreich, daß eine unmittelbare Existenzbedrohung aus diesem doch nur sehr langsam erfolgenden Aufteilen des Farmlandes für sie zu befürchten gewesen wäre, auch haben sowohl die Regierung wie die Farmer es an Versuchen nicht fehlen lassen, den Werftbetrieb (Farmsiedlung) der Eingeborenen in das deutsche Wirtschaftssystem miteinzubeziehen, psychisch konnte es aber trotz alledem nicht ausbleiben, daß die ehedem unabhängig unter eigenen Häuptlingen über das Land verfügenden Eingeborenen in dem Vordringen der Deutschen eine Bedrohung der eigenen Existenz sahen.

Hierzu kam die politische Erschließung der Kolonie durch Einrichtung eines Gouvernements in Windhoek, von Bezirksämtern, Gerichten und Poststationen und das Aufblühen von Handelsplätzen, denen bald Eisenbahnlinien folgten. Dadurch kamen die Eingeborenen überall in unmittelbare Berührung mit europäischer Zivilisation, deren materielle Überlegenheit besonders den intelligenten Hottentotten nicht

entgehen konnte, und die zu dem Bewußtsein einer wirtschaftlichen und politischen Bedrohung auch das dunkle Gefühl eines ungeheuren geistigen Abstandes fügte. Die lähmende und ängstigende Vorstellung, die sich für primitive Menschen immer dann ergibt, wenn sie einem vollkommen Fremdartigen gegenüberstehen, stellte sich ein und setzte die Seelen der Eingeborenen unter einen inneren, ständig zunehmenden Druck. Keine noch so friedliche und weise Politik vermag dieses unsichtbare, aber vielleicht gerade deshalb nur umso stärkere Wirken des Kulturinstinktes zu beseitigen.

Umso weniger, als es sich im Leben und Treiben des Tages gar nicht vermeiden läßt, daß ein solches instinktives Fremdheitsbewußtsein auch äußerlich und damit sinnfällig in kleinen Vorfällen immer wieder Bestätigung findet und so langsam auch in das Bewußtsein heraufgehoben wird. In zwei Richtungen ergaben sich solche Vorfälle in Deutsch-Südwest besonders häufig. Alle primitiven Völker haben in ihrem Wesen etwas Kindliches. Sie sind begehrlich, meist leichtsinnig und launisch, stark von Eingebungen des Augenblicks beherrscht und deshalb meist unzuverlässig. Ganz ungeläufig sind ihnen die gesteigerten moralischen und rechtlichen Begriffe der zivilisierten Nationen. Alle diese Merkmale waren im Hottentotten trotz seiner langen geschichtlichen Vergangenheit deutlich erhalten. Nun sah er plötzlich in den Verkaufsstellen deutscher Händler und auf Hausierwagen tausend Dinge, die seine Begehrlichkeit reizten. Da er Sparsamkeitshemmungen nicht kannte, begann er sinnlos zu kaufen, das heißt seine heimischen Besitztümer für das lockende Gut hinzugeben, und kaufte sich arm, wurde auch oft genug übervorteilt. Zu spät erkannte er die Folgen seines raschen Tuns: Verarmung oder

Verschuldung, wenn der schlaue Händler ihm Kredit gegeben hatte. Diese Kreditoperationen mit Eingeborenen sind eine der schlimmsten Erscheinungen kolonialer Handelspraxis gewesen. Verarmung hatte nun Minderung des Ansehens unter den Werftgenossen, Verschuldung die Zitierung vor unverständliche deutsche Gerichte zur Folge, beides aber wirtschaftliche Nachteile und damit Erbitterung. Oder ein anderer Fall. Wohl hatten die Häuptlinge in den Schutzverträgen Abtretung von Farmland zugesagt; was dies wirklich bedeutete, hatte sich wohl kaum einer von ihnen klargemacht. Kam es dann bei neuem Landbedarf der Farmer zur Einlösung der Zusage, so war nicht der Häuptling, sondern der an den Verträgen ganz unbeteiligte Werftbesitzer der leidtragende Teil, der natürlich von staatsrechtlichen Pflichten und Bindungen keine Ahnung hatte. Energisches, vielfach auch herrisches Auftreten mancher Farmer und Offiziere, auch unvermeidliche Fälle von Rücksichtslosigkeit mögen solchen und anderen Vorfällen noch besondere Härte gegeben haben. Kurz, aus der einfachen Tatsache, daß hier ein Volk sich in das Gebiet eines andern hineinschob und diesem anderen geistig, wirtschaftlich und militärisch weit überlegen war, konnte bei allem Bemühen zu rechtlichem Handeln nichts anderes hervorgehen, als daß der schwächere Farbige im überlegenen Weißen einen Feind und Störer alter, bequemer Lebensgewohnheiten sah. So mußte auch sein Abwehrinstinkt von Jahr zu Jahr heftiger werden. Bis es dann schließlich zur Explosion kam.

Man sieht aus alledem: zwischen Völkern verschiedener Kulturstufen versagt das Recht. Denn jedes Volk hat seine ihm eigentümlichen Rechtsvorstellungen. Die Meinung,

koloniale Gebietserwerbungen durch Rechtsverträge mit den Eingeborenen nach europäischem Muster auch wirklich rechtfertigen und sichern zu können, war vielleicht gut gemeint, aber praktisch, das heißt kulturmäßig, falsch. Wenn man überhaupt kolonisierte, so mußte man sich damit abfinden, daß man durch die Praxis immer wieder vom Rechtsboden abgedrängt wurde und das Verhältnis zu den Eingeborenen sich doch in das der Gewalt umkehrte. Kamen dann die unvermeidlichen Reaktionen, so mußte, wenn man nicht die ganze Kolonie aufgeben wollte, die Gewalt noch verstärkt werden. Es geriet dann ein moralisches mit einem juristischen Recht in Konflikt, nämlich das ältere Besitzrecht und vor allem das Kulturrecht der Eingeborenen auf eigene Lebensgestaltung und das auf papierene Schutz- und Kaufverträge gegründete Recht der Kolonisatoren, das in Wahrheit aber kein Recht war, sondern Politik. Ein tragischer Zug haftet allen Kolonialkriegen an, auch den deutschen. Mit rechtlichen und moralischen Maßstäben sind sie nicht zu messen, sie gehören in die Region des Daseinskampfes. Auf beiden Seiten. Denn auch der Drang zur Erwerbung von Kolonien war in vielen Fällen für Europa eine Lebensnotwendigkeit. Allerdings hat es auch genug anderer Fälle gegeben, die keine Lebensnotwendigkeiten waren, sondern übertriebener Machthunger.

Deutschland hatte bei seinem Bevölkerungsüberschuß, der in Hunderttausenden nach Amerika abwanderte, ein Recht zur Kolonisation. Und Verkennung augenfälligster Tatsachen oder böswillige Verleumdung ist es, wenn behauptet wird, daß Deutschland bei diesem Unternehmen nicht dasjenige Maß von Menschlichkeit angewendet habe, das einer Regierung als solcher überhaupt nur erreichbar ist. Dies zeigt

sich auch in Deutsch-Südwest, sowohl in der Friedens- wie in der Kriegspraxis, die sich schon sehr bald nach der Erwerbung der Kolonie aus den oben dargelegten Ursachen unvermeidlich ergab.

Der übermäßig anschwellende Abwehrinstinkt der Eingeborenen zeitigte zunächst eine Tat höchst seltsamer Art. Seit dem Siege der Nama unter Jonker über die Herero war Feindschaft, ja Haß zwischen den beiden Völkern, die auch als Rassen Gegensätze sind. Ruhig hingenommen haben die kriegerischen und freiheitliebenden Herero das Namajoch nicht. Aber erst in den sechziger Jahren, nach Jonkers Tode, gelang es ihnen, die Last abzuwerfen. Nun setzten lange und erbitterte Kriege ein, in denen die inzwischen stark der Zersplitterung anheimgefallenen Hottentottenstämme keinen entscheidenden Erfolg zu erzielen vermochten, die aber eine andere Folge hatten: beide Völker an Kampf zu gewöhnen, ihre Kriegslust und ihren Freiheitstrieb zu steigern. Als Hendrik Witboi wenigstens die Namastämme wieder zusammengeschlossen hatte, erhielten diese Eroberungs- und Vergeltungskriege noch schärfere Züge. Nur dem Entschluß Jonkers, sich im südlichen Namaland anzusiedeln, wodurch zwischen den streitenden Völkern das neutrale Puffergebiet der Damara verblieb, ist es zuzuschreiben, daß dieser generationenlange Haß nicht zu letzten Existenzkämpfen geführt hat. Gefährlich für beide Völker, ebenso auch für die deutsche Kolonie, war dieses wütende Ringen und Gegenringen aber doch. Bis dann 1892 gänzlich unerwartet das erstaunliche und von uns schwer mißverstandene Ereignis eintrat, daß Hottentotten und Herero plötzlich Frieden schlossen. Man hat sich damals in Deutschland und vielfach auch in der Kolonie dem gefährlichen Wahn hin-

gegeben, daß nun jene ewigen Unruhen beendet seien und die friedliche Erschließung des Landes beginnen könne. Wohl waren die Unruhen beendet, aber nur für die beiden farbigen Völker untereinander. Denn jener überraschende Friedensschluß war gegen Deutschland gerichtet. Nur das Bewußtsein, einen gemeinsamen und hochgefährlichen Gegner zu haben, hat die feindlichen Völker und Rassen geeinigt. Hinter der Maske des Friedens lauerte neuer und weit ernsterer Kampf.

In der Kolonie hat man diese Lage allmählich erkannt, aber die Gefahr mit friedlichen Mitteln zu beseitigen versucht. Bei den schwerfälligeren Herero schien dies auch zu gelingen. Die unruhigen und beweglichen Hottentotten aber schlugen schon Anfang der neunziger Jahre los, allerdings nicht in großen, planmäßig angelegten Aufständen, sondern in örtlichen Teilunternehmungen, die mehr Raubzüge und Überfälle auf einzelne Farmen als Kriegszüge waren und deshalb die Niederwerfung selbst mit geringen Streitkräften noch ermöglichten.

Die ersten dieser Gewalttaten gingen von den Namahottentotten aus, deren einzelne Stämme, wie gesagt, Hendrik Witboi in langer Regierung wieder einigermaßen geeinigt hatte und deren Oberhäuptling er war. Dieser Hottentottenkapitän war ein Mann von hoher Entschlossenheit, Tatkraft und Intelligenz. Erst nach mehrjährigen Kämpfen im Jahre 1894 gelang es einem deutschen Kommando unter Major Leutwein, die Streitkräfte Witbois in der Naukluft entscheidend zu schlagen. Witboi unterwarf sich und wurde ein anscheinend vollkommen zuverlässiger Verbündeter der Deutschen, ja ein persönlicher Freund Leutweins. Drei Jahre später rebellierten die Zwartbooihottentotten. Sie wurden am Grootberg ge-

schlagen. Danach war, von kleineren Auflehnungen abgesehen, sieben Jahre lang Ruhe. Dann aber ging der lange verhaltene, bis zum Taumel gesteigerte Abwehrwille der Schwarzen an drei Stellen, im Norden, im Süden und in der Mitte in offenen Kampf über. Im Januar 1904 erhoben sich im Norden die Herero, von denen wir noch hören werden. Im August folgte ihnen im entgegengesetzten südlichen Winkel eine anfangs kleine Bande von Hottentotten unter Jakob Morenga. Dies war gefährlich, da alle verfügbaren Truppen gegen die Herero konzentriert waren. Entscheidend war nun die Haltung des mächtigen, in der Mitte sitzenden Hendrik Witboi. Gouverneur Leutwein war fest von der Zuverlässigkeit seines damals achtzig Jahre alten schwarzen Freundes überzeugt. Ebenso der Bezirksamtmann von Burgsdorff, der mit Witboi persönlich verhandelte. Hatte doch Witboi bei mehreren Gelegenheiten, ja noch jetzt, Mitte 1904, gegen die Herero den Deutschen Heeresfolge geleistet. Da kam am 4. Oktober die Nachricht, daß Burgsdorff in Witbois Werft bei einer Verhandlung ermordet worden sei. Kurz danach fielen die Witboi und, von diesen mitgezogen, noch andere Stämme ab.

Man hat sich lange gefragt, was diesen viele Jahre lang zuverlässigen und die Überlegenheit der Deutschen gut kennenden Verbündeten in so hohem Alter noch zu dem Wagnis eines Aufstandes hat bewegen können und allerhand Gründe rein äußerlicher Art hiefür angeführt, Gerüchte über Mißerfolge der Deutschen im Hererokrieg, über bevorstehende Entwaffnung der Südvölker und dergleichen. Die tiefere, eben psychische Ursache der Kulturdistanz hat man nicht erkannt, obwohl sie sich gerade damals in verschiedenen Symp-

tomen deutlich äußerte, die auch im Bericht des deutschen Generalstabes erwähnt sind. Es trat kurz nach Beginn des Hererokrieges unter den Hottentotten (wie fast immer bei größeren Kampfhandlungen der Farbigen) ein Zauberer auf, der den holländischen Namen Stürmann Skipper trug, aber betschuanischer Abstammung war und das klare Gegenstück zu jenem Umlangeni der Kaffern bildete. Dieser Mann rief in feurigen Wanderreden die Hottentottenvölker zur Vertreibung der Weißen auf und gab hiebei die bezeichnende nationale Parole aus: »Afrika den Farbigen!«

Damit war das erlösende Wort gefunden, das den unheimlichen Druck und den dunklen Abwehrinstinkt aller Hottentotten blitzartig verdeutlichte und der Funke wurde, der die alte Kriegslust, die Freude am »Orlog«, zur Explosion brachte. Mit diesem Stürmann soll auch Hendrik Witboi viel auf einem einsamen Berge gebetet haben. Wahrscheinlich gegen seine eigene politische Einsicht ist Witboi, der greise Träger alten Hottentottenruhmes und Erbe eines Jonker Afrikaner, überwältigt von den Rasse- und Kulturinstinkten seines Volkes, in leidenschaftlicher Aufwallung des Blutes Symbol und Führer eines letzten Willens zur Selbstbehauptung geworden.

Über drei Jahre hat der Krieg gewährt. Unmöglich ist es, ihm in seine Einzelheiten zu folgen. Neben Witboi und Morenga trat noch ein dritter selbständig operierender Führer, Simon Copper, auf. Da die Hottentotten nur im Anfang, solange sie ihre Werften zu verteidigen hatten, in geschlossenen Stammesverbänden kämpften, dann aber, ihre besonderen Fähigkeiten und auch die Bodenverhältnisse geschickt ausnutzend, zum Kleinkrieg in aufgelösten, oft kleinsten Verbänden übergingen, ergab sich eine Zersplitterung des Kriegs-

verlaufes in eine Unzahl einzelner Unternehmungen. Hiebei kam der Jäger und Schütze im Hottentotten zu voller Geltung. Mit dem Gelände genau vertraut, ausdauernd und schlau, verstand er es meisterhaft, den Gegner durch plötzlichen Überfall und ebenso plötzliches Verschwinden, durch Anlage von Hinterhalten und gelegentliche rasche Kräftevereinigung auf einen schwachen Punkt dauernd in Atem zu halten. Ja, noch in der Niederlage wußte er ihn empfindlich zu schwächen, indem er rasch und geschickt auswich und den Verfolger zu endlosen, oft genug ergebnislosen Verfolgungszügen zwang. Schwer war es oft, den Gegner, auch wenn er offen herannahte, zu erkennen, da er die Uniformen und Waffen gefallener deutscher Reiter trug; manche Patrouille ist an solchem Irrtum zugrunde gegangen. Keine Kolonne, kein Lager, kein Posten war sicher vor diesen schlangengleich herankriechenden und plötzlich auftauchenden Gestalten, in denen alle Leidenschaft der Vernichtung erwacht war, die europäische Begriffe von Kampfesehre nicht kannten und darum auch die Flucht nicht scheuten. Zuweilen sprang der Vernichtungswille der Gegner in Grausamkeit über, die bis zur Verstümmelung gefangener oder gefallener Reiter ging; aber auch Handlungen der Großmut und Ritterlichkeit meldet der Kriegsbericht. Als Cornelius nach einem geglückten Angriff bei Besondermaid im April 1905 die Leiche des heldenhaft gefallenen Leutnants Bandermann fand, sagte er zu seinen Leuten: »Er war ein sehr tapferer Mann. Ich erlaube nicht, daß ihr ihm die Kleider auszieht.«

Hart ging es zu in diesen Kämpfen. »Feind überall« war das Kennzeichen der Lage für die deutschen Truppen und Freiwilligen, die einen bitterschweren Stand hatten, obwohl

ihnen viele modernen Kampfmittel zu Gebote standen, Feld- und Gebirgsgeschütze, Maschinengewehre, Pontons, Eisenbahnen, Heliographen und Funkapparate. Nur in offener Schlacht voll ausnutzbar, im Überfall und Hinterhalt aber oft geradezu ein Hemmnis gegenüber dem leichtbeweglichen Feind, hat diese Überlegenheit der Bewaffnung zwar zum endgültigen Siege beigetragen, eine rasche Niederwerfung des Aufstandes aber nicht ermöglichen können. Ja, sie hat mit ihrem größeren Bedienungsapparat zugleich die Wirkung furchtbarer natürlicher Bundesgenossen der Farbigen noch gesteigert, des Hungers und vor allem des Durstes. »Tausend — zehntausend Mark für einen Schluck Wasser!« rief der sterbende Major von Nauendorff in dem Gefecht bei Groß-Nabas. Als ihm aber der selbst verwundete Sergeant Wehinger seine Feldflasche mit dem letzten Rest Rotwein bot, wachte er aus dem Durstdelirium noch einmal auf und sagte: »Trinken Sie das selbst, lieber Kamerad; Sie müssen wohl noch zu Ihrem Geschütz zurück. Mit mir ist's doch aus.«

Tapfer, oft heldenhaft hat der deutsche Reiter in Südwest gefochten. Tapfer und oft auch ritterlich aber auch der Hottentott. Wo liegt hier Recht, wo Unrecht? Eine falsche Frage! Denn ein menschliches Drama war es, das sich auf den heißen Sandflächen und in den zerklüfteten Felsbergen Südwests hart und keuchend abgespielt hat.

Am 29. Oktober 1905 wurde der alte Witboi nach mehreren verlorenen Gefechten von einem Kommando unter Oberleutnant Stage bei Fahlgras, nordöstlich Keetmanshoop, ereilt und tödlich verwundet. Seine letzten Worte waren: »Es ist jetzt genug. Mit mir ist es vorbei. Die Kinder sollen jetzt Ruhe haben.« Das Grab des greisen Kapitäns wird von den

Hottentotten geheim gehalten. Hendrik Witboi wird zum Nationalheros.

Am 22. November ergab sich sein ältester Sohn Samuel Isaak, am 3. März 1906 Cornelius. Im Dezember streckten die Bondelzwarts die Waffen. Im April 1907 folgte der Kapitän Fielding und im August Klein Hendrik Witboi. Am 20. September wurde Morenga auf britischem Boden von einer englischen Polizeitruppe gestellt und fand kämpfend den Tod. Am 16. März 1908 wurde Simon Copper, der geflohen war und auf eigene Faust eine Bande gebildet hatte, in der Kalahari von Hauptmann von Erckert nach aufreibender Verfolgung auf Kamelen überrascht. Die Bande wurde vernichtet, Copper aber entkam. Der tapfere deutsche Truppenführer und mit ihm viele seiner Reiter blieben auf dem Platz.

Die Kampfkraft der Hottentotten war gebrochen. Die eingeborenen Krieger zerstreuten sich. Soweit sie keines Verbrechens schuldig waren oder führende Stellen bekleidet hatten und sich fried- und arbeitswillig zeigten, hat die deutsche Regierung ihre Wiederansiedlung gestattet. Eine Durchführung des Friedenswerkes ist ihr durch den Weltkrieg versagt geblieben.

Aber auch in den wenigen Jahren bis 1914 konnte festgestellt werden, daß mit der Verzweiflungstat dieses Aufstandes die Abwehrkraft der Hottentotten wenigstens auf lange Zeit erloschen war. Die großen Führer und die freie Bewegung fehlten. So sank das Feuer der Unternehmungslust in sich zusammen und machte stärker als je vorher jenen anderen Eigenschaften der Hottentottenseele Platz, der Trägheit, Schläfrigkeit und Weichheit des normalen Lebens. Und

aus diesem Versinken in geistige Unselbständigkeit ergab sich ganz von selbst auch die geistige und körperliche Widerstandslosigkeit gegen den stärkeren Fremden. Kein Volk Südafrikas ist so rasch der Bastardierung erlegen wie gerade die Hottentotten, jenes Volk mit einer Kultur zwischen Mannes- und Greisenalter, das stumpf hinleben und betteln, aber auch in der Begeisterung tapfer kämpfen und sterben konnte.

Herero

Wir kommen zum letzten großen Völkergebiet Südafrikas, dem Herero- und Amboland im Norden unserer früheren Kolonie. Hier treten uns vor allem die Herero entgegen. Wie bei den meisten Völkern Südafrikas sind auch bei ihnen Anzeichen einer Kulturmischung zu bemerken, jedoch nicht in der anorganischen Überlagerung wie bei den Betschuanen, sondern mit der deutlich wahrnehmbaren Tendenz zu innerer Verschmelzung. Einheitlich dagegen ist ihr körperlicher Typus. Sie sind Bantuneger und stehen in ihrem großen, knochigen, starken Wuchs besonders den Kaffern nahe. Eine ähnliche Übereinstimmung mit den Kaffern ergibt sich auch auf kulturellem Gebiet, so im Hüttenbau, Hausrat, Schmuck, der Bewaffnung, vielen einzelnen Sitten und Lebensgewohnheiten materieller, sozialer und religiöser Art, vor allem aber in der beherrschenden Rolle, die auch hier das Vieh als Besitz und Gegenstand einer Leidenschaft spielt. Nie läßt der Herero sein Vieh im Stich, auch auf seinen Kriegszügen treibt er es mit. Im gewöhnlichen Leben macht sich auch bei ihm der lähmende Geist südafrikanischer Landschaft in einer Neigung zu stumpfem und phlegmatischem Hinleben geltend. Wenn aber sein Vieh oder seine Weidegründe bedroht sind, so ist dies für ihn gleichbedeutend mit einer Bedrohung seiner persönlichen Freiheit. Dann wehrt er sich bis zum äußersten mit einer Wildheit, Zähigkeit und Todesverachtung, die ihresgleichen sucht und ihn zu einem der gefährlichsten afrikanischen Gegner gemacht hat, wie seinen Verwandten, den Kaffern. Die vielfachen Übereinstimmungen zwischen Herero und Kaffern gehen so weit, daß einzelne Forscher die Herero von den Kaffern ableiten.

Die Herkunft der Herero ist jedoch dunkel, obwohl dieses Volk erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach Südwest gelangt ist. Dort hat es die schwächeren, kulturarm hinlebenden, aber fleißigen Bergdamara nach Süden und Westen abgedrängt, wo sie später von der deutschen Regierung durch Zuweisung des Gaureservates geschützt und als brauchbare Arbeiter geschätzt wurden. Im Nordosten kamen die Herero mit den Ovambo, gleichfalls einem kriegerischen Bantuvolk von unklarer Herkunft, in Konflikte, wußten ihre neuen Wohnsitze aber zu behaupten. Ihre Zusammenstöße mit den Hottentotten und deren Rückwirkung auf Kriegslust und Kriegskunst der Herero kennen wir schon. Die Gesamtzahl der Herero wurde 1903 auf etwa achtzigtausend Seelen geschätzt. Sie waren also für afrikanische Verhältnisse ein großes und bei seinen starken männlichen Eigenschaften bedeutendes Volk. Infolgedessen mußten auch kriegerische Zusammenstöße der Kolonialtruppen mit diesem Volke besonders ernste Züge erhalten, an die Kampfart der Kaffern erinnern und die Leistungen der körperlich schwächeren Hottentotten noch übertreffen.

So ist es auch gewesen. Für dieses harte Bantuvolk gab es kein Biegen wie für die geschlagenen Hottentotten, gab es auch keine Zersplitterung in Fehden und auch keine Teilunternehmungen. Für die Herero gab es bei einer ernsten Gefahr für das Dasein der Nation nur eines: den großen, entscheidenden, das ganze Volk mit Weibern, Kindern und Greisen als Einheit hinreißenden Kampf um Leben oder Sterben.

Diese Gefahr trat ein, als die Deutschen ins Land kamen. Sie stieg aus den gleichen seelischen Ursachen herauf wie bei den Hottentotten und äußerte sich auch in den gleichen For-

men. Aber während die kleinen, beweglichen Hottentotten schon sehr bald ihrem Abwehrinstinkt in örtlichen Aufständen Luft schafften, verhielt sich der schwerere und ernstere Schlag der Herero fast zwanzig Jahre lang verhältnismäßig ruhig, bis dann der zum Bersten aufgestaute Haß wie ein Blitz am Sonnentag im ganzen Hererolande gleichzeitig und mit furchtbarer Wucht in offenem Widerstand sich entlud.

Gegenüber solchem wahrhaft elementaren Wutausbruch eines ganzen Volkes hatte es die Regierung der deutschen Kolonie schwer. Wieder kehrte sich das Werk des Friedens in das der Gewalt um, diesem stolzen, hochmütig alle Weißen verachtenden, ihrer Zivilisation unzugänglichen, wilden Volk gegenüber, aber weit mehr noch als bei den zwar tapferen, im Gemütsleben aber doch weicheren und fremden Einflüssen keineswegs unzugänglichen Hottentotten. Hinzu kam die nationale Einigkeit aller Herero, die bei den Hottentotten unter der zersetzenden Wirkung innerer Stammesfehden ungleich geringer war. Schon die ersten Feindseligkeiten zeigten nur zu deutlich, auf welchen Grad von Erbitterung und Kampffähigkeit man bei den Herero gefaßt sein mußte. So ward der Daseinskampf dieses Volkes zugleich ein Kampf der deutschen Kolonie um das eigene Dasein. Alle verfügbaren Kräfte mußten angespannt werden, um die Kolonie zu retten. Damit erhielt dieser Kampf aus tiefgelegenen, inneren Ursachen auf beiden Seiten Züge äußerster, ja grausamer Härte. Nur eine Katastrophe konnte ihn beenden.

Eine wesentliche Verschärfung des Kampfes lag auch in den Eigenarten der Landschaft. Wir kennen sie schon aus den anderen Abschnitten unseres Buches, diese öde und starr in eigentümlicher Gleichförmigkeit sich hinziehenden Terrassen, Tafel-

berge und Sandflächen. Sie sind hier im Nordwesten genau so bedrückend wie in den übrigen Teilen Südafrikas. Für den europäischen Soldaten aber haben sie noch eine besonders unangenehme Eigenschaft: die tote Einförmigkeit des Landschaftsbildes, die meilenweit sich hinziehende Bedeckung mit undurchdringlichem Dornbusch erschwert die Orientierung im Gelände. Das Fehlen von Karten und gebahnten Straßen kommt hinzu. Meist ist es nur die »Pad«, der durch Gebrauch entstehende Weg, die Ortschaften und Wasserstellen verbindet. Wahrlich, ein schlechtes Terrain für moderne Truppen mit Geschützen und Fahrzeugen, günstig dagegen für den Eingeborenen, der diese Kriegsmittel nicht besitzt und seine Berge und Pade aus alter Vertrautheit genau kennt. Auch die wenigen, oft versteckten Wasserstellen kennt er, nach denen die europäische Truppe oft mühsam zu suchen hat. Am schwersten aber hatte es der deutsche Soldat, als der Krieg sich aus dem nur im Norden flachen Gelände in die stark zerklüfteten Berge des Damaralandes hinaufzog. Ihm und seinen Fahrzeugen schwere Hemmnisse, dem Herero hingegen erwünschte und geschickt ausgenutzte Bastionen und Hinterhalte, haben diese Berge, vor allem der mächtige Waterberg, das Erongogebirge und das unzugängliche Komas-Hochland, die deutsche Truppe vor denkbar schwere Aufgaben gestellt.

Glänzend haben die Herero es verstanden, ihre Angriffspläne zu verschleiern. Wohl waren in den ersten Januartagen 1904 von den nördlichsten Stationen einige beunruhigende Gerüchte eingetroffen, aber man hatte ihnen im Vertrauen auf die viele Jahre hindurch bewährte Zuverlässigkeit der Hererokapitäne keine Bedeutung beigelegt. Auch befand sich der Oberhäuptling aller Herero, Samuel Maherero, wie

Gebirgskampf in Deutsch-Südwest. (Nach O. Becker.)

immer in der deutschen Station Okahandja, die zugleich seine Residenz war. Da aber traf in der Nacht zum 11. Januar in Windhoek eine Nachricht aus Okahandja ein: Samuel Maherero sei plötzlich verschwunden, und starke berittene Hererobanden befänden sich im Anmarsch auf die Station. Es war kein Zweifel, die Herero griffen an. Schon am nächsten Tage war die Verbindung mit Okahandja und bis zum 16. Januar auch die mit anderen Stationen und Orten unterbrochen. Der Angriff erfolgte also im großen Stil und war vorbereitet. Die verfügbare Truppenstärke war völlig unzureichend, betrug doch der Friedensbestand für ganz Südwest nur vierundachtzig Offiziere und siebenhundertfünfundachtzig Mann, die sich auf die ganze Kolonie verteilten. Die Herero aber zählten nach vielen Tausenden. So war der Norden der Kolonie seinem Schicksal überlassen. Außer Okahandja waren binnen vier Tagen Omaruru, Gobabis, Hohewarte, Seeeis, Okombahe eingeschlossen, Karibib, Outjo, Grootfontein und Windhoek ringsum bedroht. Die größeren Stationen konnten sich halten. Auf dem freien Land, in den kleineren Posten und auf den Farmen aber wütete, von keiner Gegenwehr bedroht, schrankenlos und furchtbar der jahrzehntelang angestaute Haß des zum Kriegs- und Rachetaumel erwachten Volkes. Bis Ende Januar war fast das ganze Gebiet verwüstet, lagen die Farmen in Asche, war das Vieh weggetrieben, hatten hundertfünfzig deutsche Ansiedler und Soldaten unter Hererokeulen ihr Leben gelassen. Nur kleine Abteilungen von insgesamt hundertvierzig Mann und vierhundert bewaffneten Ansiedlern konnten dem Gegner entgegengestellt werden. Sie nahmen mit vorbildlicher Tapferkeit sofort die Abwehr auf. In neununddreißig Gefechten hat diese kleine Heldenschar,

vor allem die berühmte Kompanie Franke, siebenundzwanzigmal angegriffen und mehrere schwer bedrohte Stationen, darunter Okahandja, entsetzen können. Monatelang hat dieser unter schwersten Verhältnissen ungeheure Anforderungen an die Truppe stellende Abwehrkampf und das Warten auf Verstärkungen gedauert. Im Mai hatte man die Truppe auf hundertsiebenundfünfzig Offiziere und dreitausendzweihundert Mann gebracht. Aber immer noch war an keinen Angriff zu denken. Eine Pferdeseuche hatte um sich gegriffen, und in die Reihen der Kompanien rissen nicht nur Gefechtsverluste, sondern auch Erschöpfung und Krankheit, vor allem der Typhus, schwere Lücken. Die Herero behaupteten das Feld.

Endlich, im Juli, hatte die Truppe durch Nachschübe aus der Heimat mit dreihundert Offizieren und siebentausendzweihundert Mann eine Stärke erreicht und auch die Ausrüstung mit Geschützen, Maschinengewehren, Fahrzeugen und sonstigem Gerät erhalten, die einen Angriff ermöglichte. Generalleutnant von Trotha übernahm den Befehl.

Seine Absicht war, die Herero einzukreisen. Die Absicht gelang. In der Gegend des Waterberges wurden die Herero mit Vieh und Weibern zusammengedrängt. Sie erkannten den Ernst ihrer Lage. Verzweifelt haben sie gefochten. Nicht nur aus dem Hinterhalt, auch im offenen Sturmangriff. Furchtbar hausten die deutschen Maschinengewehre und Geschütze in ihren oft dicht heranquellenden Reihen. Aber immer wieder liefen sie an. Geführt von begabten und tapferen Männern, wie den Kapitänen Assa und Kajata, deren Namen zum Feldgeschrei wurden.

Aber eisern fest hielt die deutsche Mauer. Da wurden im

Blutrausch des Kampfes und der sichtbar wachsenden Not furchtbare Instinkte in den alten Kriegern wach. Grausamer als die Hottentotten haben sie gekämpft. Mancher deutsche Reiter ist nur als verstümmelte Leiche wiedergefunden worden. Hart wurde da auch der Deutschen Herz.

Schwer und lange wogte dieses Ringen. Heiß wurden die Klippen von Waterberg berannt, heiß wurden sie verteidigt. Manches Heldenlied ließe sich singen. Immer enger schob sich der Angriffsring zusammen.

Da erlahmte unter übermächtigem Angriff eine kleine deutsche Abteilung und bog aus. Die Nachbarabteilung ging entgegengesetzt vor. Sie hatte die Verbindung verloren und war in Unkenntnis der Lage. Eine Lücke entstand. Die Hauptmacht der Herero brach nach Südosten durch.

Es war kein Erfolg. Es wurde erst recht ihr Verhängnis.

Südöstlich vom Waterberg läuft ein Landstreifen, die Omaheke genannt. Ein grauenvolles Land. Nur Sand und Stein. Fast kein Wasser.

Die Verfolgung war sofort im Gang. Sie mußte gelingen. Denn die Deutschen waren beritten, und die Herero trieben ihr Vieh mit, von dem sie sich niemals trennen.

An der Omaheke südlich vorüber wollten die Herero sich durchschlagen. Aber die Reiter verlegten diesen Weg. Durch ihr Vieh im Kampf behindert und vom deutschen Feuer südlich umstellt, wurde das Heer der Herero an die Omaheke hinaufgepreßt. An die Steinwüste ohne Wasser, die kaum eine Patrouille, geschweige ein Heer mit Weibern, Kindern, Greisen und Vieh zu bestehen vermag.

Es gab kein Entrinnen mehr. Es gab nur noch die Wahl zwischen der Übergabe oder der Omaheke. Übergabe war Ge-

fangenschaft, Omaheke war der Tod. Der Tod im Wahnsinn des Durstes.

Die Herero sind in die Omaheke gezogen. Mit Weibern und Kindern und Greisen und Vieh!

Dies war Anfang September 1904. Wißt ihr, was dieses Datum bedeutet? Es bedeutet das Ende der Trockenzeit, in der alle Wasserstellen ausgedörrt sind und noch monatelang kein Regen fällt.

Die Herero sind in die Omaheke gezogen. Aber selbst dorthin sind ihnen deutsche Verfolgungsabteilungen nachgeritten. Im Randbezirk waren noch kärgliche Wasserstellen. Sie wurden dem gehetzten Gegner abgejagt. Noch tiefer wurde das Hererovolk in die Wüste hineingedrückt. Dann schwiegen die Gewehre, denn der Sommer stieg seinem Höhepunkt zu. Die Verbindung mit dem Feind brach ab. Man hörte nichts mehr von ihm.

So zogen die Herero in die Omaheke. In ihr Grab. Dieses Volk hat sich nicht unterwerfen können wie die Hottentotten. Was von ihm blieb, waren nur die Gefangenen und wenige versprengte Abteilungen, die sich trotz der Einkreisung nach Norden durchgeschlagen hatten und dort noch monatelang einen Raub- und Rachekampf geführt haben, bis auch sie überwältigt wurden.

Dieses Volk hat nur sterben können. Und so begegnet uns am Schlusse unseres Weges durch die Kultur südafrikanischer Völker wieder jene grausige Erscheinung des Völkersterbens, die wir am Anfang erlebt haben. Diesmal in anderer Form. Nicht im Verklingen, sondern in einem erschütternden Fanfarenstoß.

Wir können diesem Stoß keine größere Wucht geben, als

indem wir die letzten Sätze aus dem Bericht des Großen Generalstabes über den Feldzug gegen die Herero hierhersetzen. Sie lauten:

»Daß den Herero ihr Rückzug durch die Omaheke in der Tat zum Verhängnis geworden war, hatten die Erkundungen der deutschen Aufklärungsabteilungen inzwischen bereits festgestellt. Über das erschütternde Schicksal, das die Masse des Volkes hier gefunden hatte, enthalten die Berichte der deutschen Patrouillenoffiziere geradezu schaurige Einzelheiten.

So berichtet der Oberleutnant Graf Schweinitz: ‚Von Onduwa ab bezeichnete ein im Omuramba ausgetretener Fußpfad, neben dem Menschenschädel und Gerippe und Tausende gefallenen Viehs, besonders Großvieh, lagen, den Weg, den anscheinend die nach Nordosten entwichenen Hereros genommen haben.

Besonders in den dichten Gebüschen am Wege, wo die verdurstenden Tiere wohl Schutz vor den versengenden Strahlen der Sonne gesucht hatten, lagen die Kadaver zu Hunderten dicht neben- und übereinander. An vielen Stellen war in fünfzehn bis zwanzig Meter tief aufgewühlten Löchern vergeblich nach Wasser gegraben ... Alles läßt darauf schließen, daß der Rückzug ein Zug des Todes war ...‘

‚Die mit eiserner Strenge monatelang durchgeführte Absperrung des Sandfeldes‘, heißt es in dem Bericht eines anderen Mitkämpfers, ‚vollendete das Werk der Vernichtung. Die Kriegsberichte des Generals von Trotha aus jener Zeit enthielten keine aufsehenerregenden Meldungen. Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab. Aber als die Regenzeit kam, als sich die Bühne allmählich erhellte und unsere Patrouillen bis zur Grenze des Betschuanenlandes

vorstießen, da enthüllte sich ihrem Auge das grauenhafte Bild verdursteter Heereszüge.

Das Röcheln der Sterbenden und das Wutgeschrei des Wahnsinns, sie verhallten in der erhabenen Stille der Unendlichkeit!'

Das Strafgericht hatte sein Ende gefunden. Die Herero hatten aufgehört, ein selbständiger Volksstamm zu sein.«

So lautet der Bericht des militärisch unerbittlichen, menschlich aber mitfühlenden Siegers.

Kulturen im Kampf

Umgreifen wir zum Schluß noch einmal die Aufgaben des Buches und den Kreis von Erkenntnissen, die der Lösungsversuch uns gebracht hat.

Südafrikanisches Heldentum wollten wir kennenlernen, aber nicht als flüchtig und tieferen Sinnes bar an uns vorübergleitendes Abenteuer, sondern als Träger der Kultur und gesteigerten Ausdruck ihres Lebens.

Da hat auch dieser Teil des afrikanischen Landes eine überwältigende Fülle bunter Erscheinungen vor uns hingebreitet, Erscheinungen aller Grade, Formen und Zeiten, von lieblicher Zartheit bis zu harter Größe, von der Gegenwart bis in ferne und fernste Vergangenheit.

Als wir versuchten, Ordnung und Sinn in dieser wogenden Masse zu sehen, wie wir es mit den Geschehnissen der eigenen Umwelt zu tun gewohnt sind, da erkannten wir als erste und stärkste Erscheinung eine Spaltung, einen harten stürmischen Gegensatz, den Gegensatz Europa—Afrika.

Wir sahen Europa, geschwellt von einem Überschuß geistiger, wirtschaftlicher und politischer Kraft, sich auf diesen Erdteil stürzen und mit den fremden Völkern zusammenstoßen. Wir sahen aus diesem Aufprall Schicksale erwachsen und Kräfte sich regen, die vorher nicht da waren. Afrika bog ab aus seiner natürlichen Kulturbahn, wo die weiße Welle es traf, aber auch Europa ward durch seltsame Widerstände abgedrängt von dem Weg, den sein Wille sich vorgezeichnet hatte. Rätselvoll schon ohne Europa, ward Afrika noch rätselvoller als Schauplatz seiner Auseinandersetzung mit dem Abendland. Mitten aus diesem wildverknoteten Geschehen aber ragten die Gestalten der Helden. Der Helden auf beiden Seiten. In ihrem heißen Lebensablauf sammelten sich die Gegen-

kräfte, wurden sie uns sichtbar, faßbar, wurden sie Führer in das tiefere Reich des Geistes, in dem sie wurzelten.

Als wir diesen Führern folgten, stießen wir auf eine Grenze. Wir sahen plötzlich auch die hochgespannte Willenskraft und geistige Freiheit dieser Männer eingeengt durch Kräfte, die außerhalb ihres Willens lagen. Diese Führer entschleierten sich tieferem Hinschauen nur äußerlich als Führer. Innerlich waren auch sie Geführte.

Es zeigte sich, daß sie einem tief verborgenen, aber übermächtigen Zwang unterlagen. Einem Zwang innerlicher Art, der sie mit den Menschen ihrer Umwelt verband. Das, was alle diese Menschen geistig umschloß, erwies sich als eine Einheit. Als eine Einheit des Fühlens, Denkens, Arbeitens und Gestaltens. Als Kultur.

In allen einzelnen Lebensäußerungen der Menschen machte diese Einheit sich geltend, mochten die Äußerungen gerichtet sein auf Nahrung oder Gewerbe, auf gesellschaftliche oder rechtliche, künstlerische oder religiöse Betätigung. Immer waren sie durchdrungen und begrenzt von einer einheitlichen Anlage und Gesinnung, von einem zentral wirkenden Geist.

Nicht nur begrenzend sahen wir diesen Geist wirken. Auch tragend, richtunggebend, befruchtend, lösend und erlösend.

Wir blickten um uns und erkannten eine Vielheit solcher Kulturen. Wir erlebten Gegensätze oft schroffster Art, dann Übergänge, Mischungen. Wir standen vor einem Wechselspiel der Anziehung und Abstoßung. Lebendig wurde es in diesem Reich der Kulturen. Ähnlich wie bei Tieren und Menschen, bei Arten und Rassen sahen wir auch bei den Kulturen ein Werden, Wachsen, Ringen und Vergehen einzelner Individualitäten mit scharf ausgeprägten Charakterzügen.

Südafrika hörte auf, ein Kessel gleichmäßig dunkel und kulturlos brodelnden Völkerbreies zu sein. Es wurde Licht über seinen Menschen. Ethnische und geschichtliche Eigenarten begannen plastisch hervorzutreten.

Nicht nur äußere Erscheinungen lernten wir hierbei kennen, so wie ein Gang durch ein Museum der Völkerkunde sie zeigt. Andere Erscheinungen waren wichtiger, die kein Museum zu bieten vermag — die Lebensgewohnheiten und Sitten und der Gestaltungsdrang mit seinen Formen.

Von dem primitiven Gemeinschaftsleben einer Horde bis zum großen Lehens- und Bundesstaat, vom Götzendienst bis zum hierarchischen Fetischzeremonial, vom rohgeschnitzten Baumzauber bis zur stilisierten Felsenmalerei, von der Hirtenseligkeit bis zum ekstatischen Vernichtungswillen, von der Gemütsweichheit bis zur unantastbaren Selbstbehauptung, von einem Pol zum anderen, auf vielen Gebieten zog das Kulturleben jener Völker in blasser oder farbsprühender, leiser oder tosender, kleinlicher oder großartiger Fülle an uns vorüber.

Dann schälten sich aus diesem Schauspiel vielfältigen Daseins historische Adern heraus, wurden Urzustände sichtbar, über die fremde Bewegungen, fremde Kulturen tiefeinfressend hingeglitten waren.

Neue Einzelheiten wurden dann wieder aus dem Wogen dieser dramatischen Vorgänge sichtbar. Klarer hob sich das Alte ab, als Neues ihm gegenübertrat. Aber auch das Neue ward rascher enträtselbar im Spiegel des Alten. Zwei tiefe, in menschliche Urzeit zurückführende, niemals versiegte mystische Ströme des Seelentums hörten wir rauschen, von denen der eine das Wesen des Mannes, der andere das des Weibes trug — Vaterrecht und Mutterrecht.

Als solche Tiefe erreicht war, ward auch das Geäder der Wurzeln übersichtlicher, der Wurzeln, die aus den Seelen der Menschen zur Tiefe der Lebensquellen dringen. Nahrungsuchend liefen sie bald zu dem einen, bald zu dem anderen Strom. Verschieden war dann, was sie oben im Lichte des Tages an Blüten und Früchten gestalteten.

So erkannten wir zwei Pole, an denen die Kulturindividualitäten sich sammelten. Bald waren sie männlichen Geistes, bald weiblichen, meist aber wiesen sie das Bild der Mischung. Dann blaßte das Wirken der Pole in das schwächere oder stärkere Zucken der Tendenz hinüber. Immer aber ließ sich diese Tendenz feststellen als eine durch alle Tagesbildungen und Tagesereignisse, durch Epochen und Schichten hindurchwirkende Grundkraft.

Aber noch lag eine schwere Rätseldecke über allen diesen Kulturgestalten und Schicksalen. Denn: worauf beruhte jene Vielfältigkeit von Formen zwischen der Erscheinung ausgesprochen vaterrechtlichen und der ausgesprochen mutterrechtlichen Geistes, jenes Überwiegen der Mischformen? Wie kam es, daß auch unter den vaterrechtlich veranlagten Kulturen so viele und starke Gegensätze hervortraten wie gleicherweise auch bei den mutterrechtlichen? Wie kam es überhaupt, daß alle diese Kulturen sich so scharf voneinander abhoben, eben als verschiedene Individualitäten sich erwiesen?

Wir erkannten das Gesetz der Mischung, das uns zeigte, wie durch Wanderungen, Kriegszüge oder Handel die Völker in Berührung traten und dabei ihre Kulturen einander zutrugen. Mischungen entstanden, in denen der Stärkere sich durchsetzte und das neue Gebilde sich ähnlich machte. Aber

dann sahen wir am Beispiel von Lunda, daß auch diese Mischungsbilder dem Wechsel unterlagen, daß ein seltsames Regen durch ihre Glieder ging und neue Umbildungen der ersten folgten. Es unterlag also auch die Mischungsmöglichkeit der Kulturen unabänderlich eingreifenden Gesetzen.

Wieder standen wir vor Rätseln, schien weiteres Vordringen unmöglich. Bis dann aus dieser Wiederholung von Mischungsbildern und Kulturschicksalen, aus den Erlebnissen unserer Forscher, denen wir von der Wüste zum Urwald, von der Ebene in Berge, vom Fruchtland in Steinland folgten, immer stärker, eindringlicher und erregender eine große, ruhevoll harrende, immer gesehene und doch übersehene Erscheinung in strahlender Enträtselungskraft sich heraushob — die Landschaft.

Nun wurde es klar. Ein Zusammenhang bestand zwischen Landschaft und Kultur, zwischen Umwelt und Seele. Mit dem Landschaftsbild, dem tragenden Boden der Natur, wechselte die Seele der Kultur ihre äußere Erscheinung. Diese Erscheinung selbst aber stellte sich dar als Ergebnis von Seele und natürlicher Umwelt. In der Natur liegen die Grenzen für den Gestaltungsdrang der Kultur. Die Kultur muß gestalten aus dem Material, das sie in der Landschaft vorfindet. Je nachdem, ob diese Bausteine reich oder dürftig, zahlreich oder gering sind, je nachdem, welcher Art sie sind, wachsen ganz verschiedene Gebilde aus dem schaffenden Geist der Kultur herauf. Ebene oder Gebirge, Küste oder Binnenland, Steppe oder Wald, Acker- oder Weideboden, Klima, Bodenschätze und vieles andere sind hier die großen bestimmenden Gegensätze, zwischen denen eine Unzahl von Übergängen mit wieder selbständiger Bestimmungskraft liegt. Und wenn weiter eine

Kultur wandernd ein Gebiet erreicht, dessen Landschaft ihrer Eigenart wenig oder gar nicht entspricht, mit deren Bausteinen ihr Geist nicht zu bauen vermag, dann tritt jener Fall auf, den wir wiederum in Lunda erlebten, die Wahl zwischen Vergehen oder Anpassung, und Anpassung heißt Preisgabe des bisherigen Wesens.

So wurde die Landschaft für uns der Weg in das Wunderreich der Kultur. Als wir ihren Boden betraten, nicht wie sonst, achtlos oder schwärmend, sondern bewußt suchend, fanden wir plötzlich in den Formen ihrer Gestaltung die Abbilder geistiger Vorgänge, gelang es uns, rückschließend aus sinnfälligen Gesetzen der Landschaft, den nicht sinnfälligen Gesetzen des Kulturwirkens zunächst wenigstens ahnend nahe zu kommen. Und darum haben wir unser Buch mit der Landschaft begonnen und die Landschaft nie aus dem Auge gelassen, einen Weg gewählt, der scheinbar den willkürlichen Linien von Reiserouten folgte und sich ohne Zwang uns anbot, der aber zugleich, eben weil er den Stufen einer Landschaftsgliederung nachging, doch ein Weg innerer Folgerichtigkeit wurde.

Wir sahen im einleitenden Abschnitt des Buches Südafrika landschaftlich als einheitliches Bauwerk vor uns aufwachsen. Nur im Norden, im Sambesigebiet, schob sich ein fremdes, der landschaftlichen Physiognomie des übrigen Teiles nicht entsprechendes Gebilde hinein. Da es von den Geographen zu Südafrika gerechnet wird, ließen wir es stehen und benutzten es als willkommenen Standpunkt zu freierem Überblick über das im landschaftlichen Sinne eigentlich südafrikanische Land.

In der Physiognomie dieser Landschaft sahen wir einen

Zug übermächtig hervortreten und alles übrige beherrschen, die Wagrechte. Sie war so stark, so ausschließlich, so gesteigert, daß aus der unentwegten Wiederholung eine Monumentalität wurde. Aber eine Monumentalität des erdrückenden Übermaßes.

Dann begann unser Auge in diesem Formenspiel der Wagrechten drei Unterbezirke zu unterscheiden, die zwar immer dem herrschenden Zwang der Wagrechten folgten, ihn aber in verschiedenen Maßen zum Ausdruck brachten. Wir sahen das riesige Dreieck eines mittleren Tafellandes und einen mächtigen, dieses ganze Tafelland umspannenden Kranz von Bergen, der in gewaltigen Terrassenstufen zum Meere hinabführte. Wir sahen weiter aber das Tafelland selbst nordsüdlich gespalten in zwei deutlich getrennte Bezirke, auf der Seite des Atlantischen Ozeans eine Stein- und Sandfläche, auf der des Indischen ein Grasland. Mit anderen Worten und in anderer Reihenfolge: wir sahen über Wüste, Steppe und Bergland. Oder: geringe, schwache, stärkere Lebensmöglichkeiten für den Menschen. Wirklich stark sahen wir sie nur in kleinen oasenartigen Bezirken.

Diesem landschaftlichen Stufenbau sind wir auf unserer Wanderung gefolgt, indem wir nur zwischen der zweiten und dritten Stufe zu verweilendem Überblick und zur Ergänzung des schon Gesehenen auf die anschließende Urwaldstufe des zentralen Afrika hinaustraten. Bald erkannten wir, wie nötig dies war. Denn ohne die Funde dieser Urwaldstufe wären uns Erscheinungen der südlichen Stufen unerklärlich geblieben. So ist uns die Landschaft Führer gewesen durch die Kulturwelt der südafrikanischen Menschen.

Indem wir nun mit dieser Beobachtung der eingeborenen Völker immer die zweite Frage nach ihrer kulturellen Auseinandersetzung mit Europa verbanden, ergab sich uns die überraschende Erscheinung, daß auch die Art, wie die schwarzen Völker im Branden der weißen Welle sich verhielten, jedesmal scharf mit dem Landschaftsbild wechselte.

In den öden, lebensarmen Flächen der Wüste, der letzten Heimat des unglücklichen Buschmanns, war es ein Sterben; in den lebensschwachen Triften der Steppe war es ein Dulden; in den lebensstärkeren Bergen des Terrassenkranzes aber war es Kampf. Dazwischen lagen die Wälder und Ebenen Lundas, in die zwar auch schon europäischer Machtwille gedrungen war, in denen er aber bis heute eine weit geringere Intensität entfaltet hat als in Südafrika, das er konzentrisch und mit äußerster Zähigkeit berennt. Auch sie zeigten die Erscheinungen des Duldens, aber in einem ganz anderen Grad als unsere zweite Stufe in Südafrika. Während bei den Bewohnern dieser Stufe, den Betschuanen, das Dulden bis zur Selbstpreisgabe ging, war es bei den Herrschern und Völkern Lundas ein Dulden rein passiver Art, ein Gewährenlassen mit allen Zeichen der Ablehnung.

Auf sämtlichen Stufen sahen wir das Abendland siegen. Leicht ward ihm der Sieg über das Naturkind, den Buschmann; er starb. Leicht auch ward es ihm bei den Betschuanen; sie beugten sich. Schwer war sein Stand bei den Völkern der Berge, aber zuletzt doch auch hier ein Triumph.

Das also wäre die Antwort auf unsere zweite Frage: daß es kein Widerstehen gibt für den schwarzen Menschen gegen den weißen?

Der Erfolg und der Stand dieser Dinge *von heute*

scheint es zu beweisen. Und die heute in Afrika kolonisierenden Mächte glauben es so. Sie glauben an die Überlegenheit ihrer Zivilisation und ihrer Waffen.

Bilder der Vergangenheit steigen vor uns auf. Die Ruinen jener Jesuitenkirche, die Livingstone am Sambesi fand. Auch anderwärts in Afrika ruhen solche Zeugen. Sie sind nicht stumm. Sie sprechen von großen europäischen Kolonialgründungen aus vergangenen Jahrhunderten. Wo sind sie geblieben, die Träume und Taten eines Heinrichs des Seefahrers und Johanns II. von Portugal?

Die Heutigen sagen: es war eine rückständige Zeit im Vergleich mit der unseren. Sie hatte noch keine Maschinengewehre.

Es will uns nicht einleuchten, daß sie rückständig gewesen sei, jene Zeit, in der auf der iberischen Halbinsel der großartige Gedanke einer Weltumsegelung sich entfaltete und die neue Welt erschloß. Auch scheint es uns nicht, als wären jene portugiesischen Gründungen in Afrika mit ihren Festungen, Kanonen und Truppen gerade sehr schwächlich gewesen. Man wird sogar das Gegenteil behaupten müssen. Und trotzdem sind sie heute entweder Ruinen oder Bezirke eines trüben Verfalls.

Ein Zusammenhang drängt sich uns auf. Wo wir jene Ruinen der Portugiesen fanden, lagen noch andere, die vom Schicksal einer großen Kultur erzählen, der süderythräischen. Sie war eine große, machtvolle, innerlich und nach außen starke Kultur. Sie drang erobernd ein und breitete ihren Geist über die Völker hin. Und über die Landschaft! Wir kennen ihr Schicksal: was wesensfremd war an dieser Kultur, ging unter. Was anpassungsfähig war, bildete sich um. Und so

nehmen wir eine früher gestellte Frage hier auf: Ist denn die abendländische Kultur auf afrikanischem Boden etwas anderes als jene südrythräische? Ist nicht auch sie eine Fremdkultur? Und wenn sie es ist: Wird nicht dereinst auch ihr dieses Schicksal erwachsen, Vergehen oder Anpassung? Sollte der Untergang der portugiesischen Gründungen des Mittelalters nicht vielleicht schon das Endstadium eines solchen Schicksales sein?

Übermächtig ist die Landschaft. Sie läßt ihrer nicht spotten. Was sahen wir an den Buren, die schon jahrhundertelang im Lande hausen? Sind das nicht Zeichen der Umbildung? Der Abweichung vom heimatlichen, europäischen Typus, die sich nur aus der Landschaft erklären lassen?

Noch andere Erscheinungen regen sich wieder, Sebituane und die Reihe seiner Kulturgefährten, Tschaka, Jonker, Witboi und wie sie alle heißen. Alle Holz vom gleichen Schlag, aus dem Keulen wurden für afrikanische Apathie. Keulen, unter deren Schwirren sogar Betschuanen noch erwachen und zur Schlacht stampfen. Wer beweist uns, daß diese Männer ausgestorben sind?

Wieder ein anderes: Jene Kaffern, die es gelernt haben, auf den Instrumenten abendländischer Politik zu spielen. Wer beweist uns, daß sie im Rausch ihres afrikanischen Blutes nicht dereinst diesen Instrumenten Töne entströmen lassen, die an Wucht dem Feldgeschrei früherer Zeiten gleichkommen?

Ein drittes: Ist jener Zug der Herero in die Omaheke nur ein Zeichen des Mißerfolges und der Verzweiflung? Sollte er nicht vielmehr Zeugnis sein dafür, daß es noch heute in Afrika Völker gibt mit einem Ausmaß von Seelenkraft, das

wir Menschen des Verstandes kaum noch zu begreifen vermögen?

Ein viertes: Seitdem der Weltkrieg auch nach Afrika hinübergegriffen hat, kommen seltsame Nachrichten aus diesem Erdteil zu uns. Es gärt. Frankreich sucht seinen riesigen Kolonialbesitz dadurch zu sichern, daß es schrittweise den Schwarzen sein eigenes Bürgerrecht gibt. Das rassenfestere England aber zieht die Netze der Abwehr und Aufsicht enger. Könnte nicht das eine dazu führen, daß der Schwarze von der erlangten politischen Bewegungsfreiheit einmal als Rasse Gebrauch macht, und das andere zu einer Überspannung der Kräfte? Vergessen wir nicht die zahlenmäßige Überlegenheit der Schwarzen, ihren Rassengegensatz und das Maß gefährlichster Kenntnisse wie Fähigkeiten, das wir selbst ihnen gaben. Und die ernsten Nachrichten von erwachendem Selbstbewußtsein. »Afrika den Farbigen!« rief Stürmann Skipper den Eingeborenen zu und damit ein Losungswort, das jenseits des atlantischen Meeres, in Amerika, bei Hunderttausenden von Negern ernsten Widerhall fand. Bei Menschen, denen ein solcher Gedanke aus dem gleichartigen Losungswort dieser neuen Welt: »Amerika den Amerikanern!« geläufig ist.

Doch weiter. Über Afrika hinaus. Wie war es möglich, daß der kranke Mann am Bosporus plötzlich so gesund und stark wurde? Nachdem er sogar gerade erst die lebensgefährliche Operation des Weltkrieges überstanden hatte? Was bedeuten die Nachrichten von einem Erstarken der anderen orientalischen Völker? Die aus Indien? Aus Persien? Das Anschwellen der Negerziffer in Amerika und vieles andere?

Wir können die Antwort — und es gibt nur eine — an unserem südafrikanischen Beispiel ablesen. An allen vier Stu-

fen. An den Schicksalen des Buschmanns, der Betschuanen, Sebituanes, des Lundareiches und der südrythräischen Kultur, der Kaffern, Hottentotten und Herero, denn wir wissen jetzt solche Schrift zu lesen: Hier liegen Kulturen im Kampf.

Voller Irrtümer ist die Kolonialpraxis Europas gewesen. Sie ging aus von materiellen Zielen und verließ sich auf materielle Mittel. Reichtum und Macht. Von einem Wirken tieferer Kulturkräfte hat sie nichts wissen wollen. Und von einem Geist der Landschaft nichts geahnt. So hat sie sich ebensosehr in der Wahl ihrer Kolonisationspunkte wie in ihren Mitteln vergriffen. Macht allein aber tut es nicht. Sie schafft nicht organische Verschmelzung, sondern gewaltsame Überlagerung. Solange, wie ihre Kraft reicht. Wir sehen es heute: Seit es in der Welt offenbar wurde, daß der Weltkrieg alle Beteiligten geschwächt hat, regen sich die nichtweißen Völker. Die vorhergehende Periode der Gewalt hat keine organischen Kulturmischungen hinterlassen.

Die Irrtümer können weichen. Europa kann sich dieser Dinge bewußt werden. Es kann erkennen, daß Kolonialprobleme nicht nur Wirtschafts-, nicht Macht-, sondern in allererster Reihe Kulturprobleme sind. Es kann die Welt so studieren, wie wir es hier mit Südafrika taten. Dann würde es seinen Kolonialbesitz wohl neu verteilen und mit anderen Mitteln zu durchdringen suchen.

Man kann diese Dinge, die bisher höchstens geahnt wurden, ins Bewußtsein heraufheben und dann in den Bereich des Willens leiten. Europa könnte viel in der Welt.

Aber wahrscheinlich ist es schon zu spät.

Wir kommen zum letzten. »Kulturen im Kampf«, sagten wir und dachten an den Kampf weißer und farbiger Völker. Es gibt aber noch einen anderen Kampf der Kulturen. Den der Weißen untereinander. Ein völlig neuer Fragenkomplex. Aber doch folgerichtig erwachsend aus dem vorigen, eine Antwort heischend und daher hier zum Schluß noch rasch überschaut.

Eine Kultur haftet nur dort, wo die ihr gemäßen Wachstumsmöglichkeiten gegeben sind. Ist das nicht oder ungenügend der Fall, so gibt es immer nur die eine Alternative der süderythräischen Kultur: Vergehen oder Anpassen.

Viele Kulturindividualitäten leben auf europäischem Boden. Die schwedische ist anders als die italienische, die englische anders als die griechische, die französische als die deutsche, die spanische als die polnische. Jede hat ihre bestimmte Physiognomie des inneren und äußeren Lebens. Und zwischen diesen einzelnen Kulturtypen zeigen sich wieder Verwandtschaften, vor allem zwei: die germanische und die romanische Kulturfamilie.

Oft haben diese Kulturen Europas im Kampf gestanden. Auf wechselnden Schauplätzen, in wechselnden Verbindungen und mit wechselnden Erfolgen.

Was hat sich dabei ergeben? Nur ganz bestimmte Kulturen haben geistige Güter ausgetauscht und austauschen können. Andere Kulturen haben sich abgestoßen. Genau wie in Afrika. Alle Gewalt, alle Siege haben diese Kulturgesetze der Verwandtschaft oder Feindschaft, der Anziehung oder Abstoßung nicht aus der Welt zu schaffen vermocht. Auch durch die härteste Decke gewaltsamer Unterdrückung schlug mindestens in der Tendenz, von der wir oben sprachen, immer wieder

das Alte, das organisch Gewachsene, das Landschaftsverbundene durch. Die Kultur.

An Versuchen, sie auszulöschen, hat es nie gefehlt. Auf vierlerlei Art hat sich dies abgespielt. Eine Kultur kämpft mit der anderen und besiegt sie durch Überlegenheit der Waffen oder durch — eigenes Ungeschick der Unterlegenen. Sie ist machthungrig. Auch treibt sie der Instinkt ihrer andersgearteten Seele zum Vernichtungswillen. Sie breitet sich im Lande der Besiegten aus. Vorsichtig, weil auch die besiegte noch zu fürchten ist oder andere Mächte sie hindern. Aber planmäßig, Schritt um Schritt. Dorthin, wo es die besiegte am härtesten trifft. Wohin sie tritt, erlahmt das Leben. Dann unterbindet sie auch noch die Arterien des besetzten Gebietes. Greift lebenswichtige Nerven heraus und erdrückt sie.

Nach biologischen Gesetzen müßte dieser Teil am Leibe der Kultur jetzt absterben.

Er stirbt aber nicht ab.

Weil es sich eben hier gar nicht um ein biologisches, ein körperhaftes Gebilde handelt, was die im Kampf siegreiche Kultur angenommen hat. Weil ganz andere Gesetze hier walten als die der mechanischen Kausalität. Weil alle diese äußerlich sichtbaren Teile der unterdrückten Kultur ihr Leben von innen heraus erhalten, aus einer Region, in die äußere Gewalt nicht mehr hinabreicht. Einer Region, der nur mit einem einzigen Mittel beizukommen ist, dem, das Europa bei den Buschmännern angewendet hat, der physischen, das heißt restlosen Ausrottung. Dann erst verliert die Kultur mit dem Werkzeug auch die Möglichkeit zum Werk, schlummert sie ein.

Aber auch die besiegte Kultur weiß von diesen Dingen nichts. Sie ringt um ihr Leben. Schwer keuchend und in der Abwehr Irrtum auf Irrtum häufend. Und meist nur eines hervorbringend, das wirklich heilsam ist — Lebenswillen. Ein geistiges Nein dem Bedrücker. Wie die Kriegsvölker Südafrikas.

In den Formen nationaler Leidenschaften vollzieht sich dieser Ausbruch des Lebenswillens. Und daher beschwert mit allen Voreingenommenheiten einer jeden Leidenschaft.

Jenseits nationaler Gefühlsaufwallung aber gibt es noch ein anderes: den kühlen, leidenschaftslosen Blick der Wissenschaft, die nicht an einem Teile des Erdraumes und an einem Abschnitt der geschichtlichen Zeit haften bleibt, sondern ihre Erkenntnisse im ganzen Raum und in der ganzen Zeit sucht.

Diese Wissenschaft sieht anders als der Mensch des Tages. Sie sieht die Dinge vor ihrem gegenwärtigen Stadium und findet einen Weg auch in das, was kommt.

Sie kann sehen: Diese Eroberung ist gut, denn Sieger und Besiegter sind Träger einander anziehender Kulturen. Sie werden eine Verbindung eingehen, die gesund ist. Der Sieger wird in der Landschaft des Besiegten haften.

Sie kann aber auch sehen: Diese Eroberung ist schlecht, denn Sieger und Besiegter sind Träger innerlich entgegengesetzter Kulturen, die sich abstoßen. Sie werden keine Verbindung eingehen, und der Sieger wird nicht im Lande des Besiegten haften. Mag er Mittel anwenden, wie er will, Gewalt auf Gewalt häufen. Die Landschaft war schlecht gewählt. Vielleicht hält er sich eine Weile mit Hilfe seiner Waffen. Nicht lange, und die große, unabänderliche Alternative im Kampf der Kulturen

wird auch ihn überwältigen und alle seine Waffen schwach werden lassen — Anpassen oder Vergehen. Vielleicht aber gibt es dann auch nur eines von diesen beiden. Denn wir kennen auch Fälle, in denen kein Anpassen möglich ist, wie die der Buschmänner und Herero.

An Südafrika sahen wir und an Europa fühlten wir es, wie die Völker der Erde eingespannt sind in die Grenzen und Gesetze ihrer Kulturen und Landschaften. Kein Mensch kann aus seiner Kultur heraustreten, ohne sich aufzugeben, keiner kann, solange er dies nicht tut, anders handeln als im Geist seiner Kultur.

Darin liegt eine Bindung. Aber keine Unfreiheit. Denn wir Menschen des Erkenntniswillens haben es selbst in der Hand, die Erfüllung unserer Kulturbestimmung zu hemmen oder zu fördern. Mißachten wir ihre Gesetze, so machen wir uns zu sprödem, lange Arbeit erforderndem Material, machen wir sie uns aber bewußt, so kommen wir unserer Kultur entgegen, beschleunigen und bereichern wir ihr Werk. Dies gilt es zu sehen, tiefinnerlich sich eigen zu machen, um es dann sein zu können. Und dies war das Schwerste und Beste, was Südafrika uns Menschen des Nordens durch die Schicksale seiner Kultur sagen sollte.

Wir Deutschen hatten und haben immer noch eine gefährliche Ähnlichkeit mit jenen Betschuanen, die sich allzu willig zeigten, das Eigene dem Fremden zu opfern, und die bei solcher Schwachheit keine vollblütige, organisch durchgebildete Kultur hervorgebracht haben. Wie viel und wie gefährliches Fremdgut haben wir Deutsche in unsere Kultur hereingelassen!

Wenden wir uns ab von den Betschuanen. Blicken wir auf andere Völker jenes fernen, aber nicht mehr fremden Landes.

Zu den verachteten Buschmännern, die uns eine rücksichtslose Treue gegen das eigene Wesen bis zum Tode vorgelebt haben. Und zu dem Volk der kriegerischen Herero, das, als es wählen mußte zwischen Unterwerfung und Tod, in den Tod ging.

Wenn aber alles dies schwer wird und Verzweiflung heranschleichen will, dann laßt uns zum Beispiel von Lunda blicken, wo wir sahen, wie im Kampf der Kulturen eines immer wieder Sieger bleibt, das unüberwindlich ist und auch den stärksten Fremdling erdrückt — der alte, erdhafte Geist der Landschaft.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig

Afrikanisches Heldentum

Forscher, Völker und Kulturen eines Erdteils

Sonderveröffentlichung des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie zur Vertiefung kulturwissenschaftlicher Anschauung

Herausgegeben von Leo Frobenius

In dieser Sammlung sind erschienen:

1. Band:

Zur Herrlichkeit des Sudans

Von **Leo Frobenius** und **Friedr. J. Bieber**
Mit 27 Bildern, Leisten und Vignetten

2. Band:

Im Lichte des Orients

Von **Herbert Burmester**
Mit 28 Bildern, Leisten und Vignetten

3. Band:

Pioniere im Westen

Von **Kurt von Boeckmann** und **Hans Scheel**
Mit 20 Bildern, Leisten und Vignetten und 2 Karten

4. Band:

Pioniere im Osten

Von **Hans Christoph Ade** und **Arnold Hillen Ziegfeld**
Mit 21 Bildern, Leisten und Vignetten

5. Band:

Der Kampf im Süden

Von **Kurt von Boeckmann**
Mit 17 Bildern, Leisten und Vignetten und einer Karte

6. Band:

Im Reiche des Meergottes

Bilder aus dem Blühen und Vergehen einer Kultur des atlantischen Afrika
Von **Arnold Hillen Ziegfeld**
Mit 39 Bildern, Leisten und Vignetten

Jeder Band in Halbleinen gebunden. Grundzahl je 4

Zu haben in allen Buchhandlungen

Südafrika.

Übersichtskarte zu »Boeckmann, Der Kampf im Süden«.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122885608